



Schriften

des

Vereins für Geschichte

des Bodensees und seiner Umgebung

Sechsendvierzigstes Heft

Mit zwölf Bildertafeln und einem Bildnis



Lindau i. B.

Kommissionsverlag von Joh. Thom. Stettner

1917

Z 2168²

Schriftliche Beiträge für das Vereinsheft sind zu richten
an den Schriftleiter des Vereins

Fr. Schaltegger, Staatsarchivar, **Frauenfeld**.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser selbst
verantwortlich.



gsa
2

s 23 - 46/47



Vorbericht.

Die Hoffnung, daß der Verein, nachdem drei Jahresversammlungen infolge des Krieges ausfallen mußten, wenigstens im Jahre 1917 seinen Mitgliedern Gelegenheit geben könne, nach so vielen sorgenvollen, schweren Monaten wieder in gewohnter Weise zu froher Tagung in einer unserer Bodenseestädte sich zu treffen, hat sich leider nicht erfüllt. Unentwegt rast die Kriegsfurie weiter, und noch ist kein Absehen, wann endlich einmal die Waffen ruhen werden.

Nachdem im Jahre 1916 der mit dem Vortrag unseres Ehrenmitglieds Geheimrat Dr. Penck über: „Eine Flucht vor der Emden“ unternommene Versuch, unseren Mitgliedern einen willkommenen Anlaß nicht nur zu einem Stelldichein, sondern auch zu neuen geistigen und vaterländischen Anregungen zu geben, geglückt war, unternahm es der Vorsitzende, einen anderen bedeutenden Gelehrten über ein ebenfalls aktuelles Thema für einen an mehreren Orten unseres Vereinsgebietes zu haltenden Vortrag zu gewinnen. Der Münchner Universitätsprofessor Dr. Heisenberg, der in früheren Jahren an der Lindauer Lateinschule gewirkt hatte und dem Verein schon damals nahe stand, darf wohl als einer der besten lebenden Kenner Griechenlands bezeichnet werden. Nachdem er selbst als Hauptmann d. L. längere Zeit an der Westfront gestanden war, wurde er vom preußischen Kriegsministerium in das Griechenlager nach Görlik kommandiert, wo selbst sich ihm reichlich Gelegenheit bot, seine durch längeren Aufenthalt in Griechenland erworbenen Kenntnisse über Land und Leute durch den fortwährenden Umgang mit griechischen Offizieren und Soldaten noch zu vertiefen und zu vermehren.

So erschien es begreiflich, daß man dem angekündigten Vortrag über: „Griechenland und der Weltkrieg“ nicht nur in Lindau, sondern auch in den anderen Städten, woselbst der Vortrag ebenfalls gehalten werden sollte, mit großer Spannung entgegen sah. Da kam kurz vor Beginn des Vortrages in Lindau am 8. März 1917 wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht aus Berlin, die das unerwartete Hinscheiden des Grafen Ferdinand von Zeppelin verkündete, und nicht nur die Mitglieder unseres Vereins, sondern ganz Deutschland in Trauer setzte. Es war selbstverständlich, daß der Heisenberg'sche Vortragsabend für Friedrichshafen, das mit dem verstorbenen Grafen in ganz besonders inniger Beziehung stand und ihm so außerordentlich viel verdankte, ausfiel. Dagegen war es in Lindau aus verschiedenen Gründen nicht mehr möglich, die Veranstaltung abzusagen.

Der Vorsitzende eröffnete den zahlreich besuchten Vortragsabend im städtischen Theatersaal zu Lindau, dem auch Ihre Königl. Hoheit Frau Prinzessin Therese von Bayern anwohnte, mit einem tiefempfundenen Nachruf an den Grafen, berührte Lindauer Erinnerungen aus der Zeit des griechischen Freiheitskampfes und erteilte sodann dem Vortragenden das Wort. Professor Heisenberg, ein vorzüglicher Redner, entledigte sich seiner Aufgabe in hervorragender Weise. Ein wundervoll gezeichnetes Bild der griechischen Geschichte der letzten hundert Jahre zeigte den Zuhörern, wie die Schutzmächte

England, Frankreich und Rußland ihre durch die Anteilnahme am griechischen Freiheitskampfe erworbenen „Hypotheken“ rücksichtslos mißbrauchten, bis auf den heutigen Tag. Griechenlands Interessen fanden kein Verständnis bei ihnen. Das von König Otto I. geplante Eingreifen im Krimkriege, das alle Hellenen befreien sollte, wurde durch Blockade und die Okkupation Athens verhindert. Und trotzdem brachte das griechische Volk Frankreich heiße Liebe entgegen, während es England fürchtete und Rußland haßte. So leitete dann Nedner über in die Politik der letzten Jahrzehnte, die Kämpfe um die Befreiung Kretas und den letzten Balkankrieg. Es war ein Genuß, dem Nedner zu folgen in all die verschlungenen Gänge der Politik der letzten Jahre. Englands Habsucht, die lediglich den Besitz der Sudabai auf Kreta als letzte Stappensicherung für den Weg zum Suezkanal anstrebt, die inneren Zusammenhänge der Balkanpolitik und der hellenischen wurden aufgeleuchtet. Hochinteressant war auch die Mitteilung des Nedners, daß Griechenland im Jahre 1914 vor Ausbruch des Weltkrieges ein Ultimatum an die Türkei gerichtet habe, damals aber von Serbien im Stiche gelassen worden sei mit der Begründung, daß der Balkanbund sich nur gegen Bulgarien richte. Damit gewann König Konstantin die innere Berechtigung, Serbien seinerseits im Kriege mit Österreich die Waffenhilfe zu verweigern. Nedner kam zu dem Schlusse, daß König Konstantin lediglich griechische Politik getrieben habe, und diese bedinge: Unter keinen Umständen Krieg mit den Mittelmächten. Aufgabe der deutschen Politik werde es sein, die griechisch-türkisch-bulgarischen Gegensätze auszugleichen. Die Haltung König Konstantins im Kriege war uns nützlich. Das möge man nicht vergessen, wenn der Krieg beendet sein werde. Stürmischer Beifall lohnte den nach jeder Richtung hin ausgezeichneten Vortrag.

Über die Beteiligung des Vereinspräsidenten an den Beisetzungsfeierlichkeiten des Grafen Zeppelin in Stuttgart am 12. März wird an anderer Stelle ausführlicher berichtet werden. An die Frau Gräfin wurde noch am Todestage selbst vom Vorsitzenden folgendes Beileidstelegramm gerichtet:

„Namens des Bodenseegeschichtsvereins bekunde ich Eurer Exzellenz zu dem Hinscheiden unseres Ehrenmitgliedes und ältesten Vereinsmitgliedes in tiefster Ehrerbietung die herzlichste Teilnahme. Die vielen Beweise besonderer Treue und Anhänglichkeit, die weiland Seine Exzellenz unserem Verein und unserem Museum allezeit entgegenbrachten, werden den großen deutschen Mann, der mit Graf Zeppelin zu Grabe getragen wird, bei uns stets in dankbarer Erinnerung erhalten, so lange der Verein besteht.“

In der nächsten Vorstandssitzung, die am 29. März in Friedrichshafen stattfand, gedachte der Vorsitzende zuerst einleitend in bewegten Worten des Hinscheidens unseres so hochverehrten Ehrenmitgliedes, ebenso des schweren Verlustes, den das verdiente Vorstandsmitglied Herr Oberbürgermeister Reichle in Ravensburg durch den Heldentod seines als Fliegerleutnant gefallenen jüngsten Sohnes erlitten und widmete schließlich auch dem kurz vorher in Konstanz dahingegangenen, überaus treuen und anhänglichen Mitgliede Herrn Kommerzienrat Gustav Prym, der in der schweren Zeit des Umzuges in das neue Museumsgebäude dem Verein durch Bereitstellung größerer Mittel in werktätigster Weise zur Seite gestanden war, einen ehrenden Nachruf.

Sehr erfreulicherweise übertrug sich die Anhänglichkeit des Verstorbenen auch auf seine Witwe, die nicht nur selbst unserem Verein als Mitglied beigetreten ist, sondern auch in Erinnerung an die hohe Verehrung, die ihr verstorbener Gatte jederzeit dem Grafen Zeppelin entgegenbracht hatte, den nahezu 1000 Mark betragenden Rest unserer

Schuld an den Nachlaß zur künstlerischen Ausstattung des Auffages über „Graf Zeppelin und der Bodensee“ als erstes Jubiläumsgeschenk für das kommende Jahr, dem Verein überwiesen hat. Für diese hochherzige Spende sei auch an dieser Stelle der wärmste Dank zum Ausdruck gebracht! Mögen dem Beispiel der Frau Kommerzienratswitwe Prym noch recht viele andere Mitglieder, Gönner und Freunde unseres Vereines folgen! Der Verein bedarf wahrlich weiterer derartiger Unterstützungen, da bei den horrend gestiegenen Ausgaben für die Herstellung unserer Vereinschriften die bisherigen sehr bescheidenen Mitgliederbeiträge unmöglich hinreichen, um Einnahmen und Ausgaben unseres Vereins im Gleichgewicht zu halten. Man bedenke nur, daß die meisten anderen historischen Vereine seit Kriegsbeginn entweder ihre Veröffentlichungen ganz eingestellt oder doch ganz erheblich eingeschränkt haben, während unsere Jahreshefte in dieser schweren Zeit sogar an Umfang noch gewachsen sind.

Einige Wochen nach dem Tode unseres Ehrenmitgliedes Graf Zeppelin erhielt unser Museum aus dessen Nachlaß ein topographisches Reliefbild des Bodensees, dann ein Modell des zuerst von dem Erfinder geplanten lenkbaren „Luftfahrzeuges“ nebst einigen andern Erinnerungen an den Grafen überwiesen. Von dessen Tochter, Frau Gräfin von Brandenstein-Zeppelin wurde dem Vorsitzenden weiter mitgeteilt, daß nach einer schriftlichen Aufzeichnung ihres Vaters dieser den in seinem Besitz gewesenen sehr wertvollen Spendenschrant mit den dazugehörigen Ehrenbürgerurkunden und sonstigen Ehrengeschenken dem „Zeppelinmuseum“ in Friedrichshafen überwiesen habe unter der Bedingung, daß diese Geschenke dem von Brandenstein-Zeppelin'schen Majorat einverleibt werden und von den Erben jeweils bei Bedarf dem Museum zeitweise entnommen werden können. Nach etwaigem Aufhören des Zeppelin-Museums bestimmen die Vertreter des Majorats das Weitere darüber. Es entstand nun die Frage, welches „Zeppelin-Museum“ darunter gemeint sei, die vom Bodenseegeichtsverein bereits im Jahre 1908 unmittelbar nach der Ernennung des Grafen zum Ehrenmitglied ins Leben gerufene Zeppelin-Abteilung des Vereinsmuseums oder das städtische Zeppelin-Museum, dessen Errichtung zwar die bürgerlichen Kollegien Friedrichshafens anläßlich des 75. Geburtstags des Grafen beschlossen hatten, das aber bis heute noch nicht in die Erscheinung getreten war.

Verschiedene Umstände sprechen wohl dafür, daß unser verstorbenes Ehrenmitglied nur unser Vereinsmuseum dabei im Sinne gehabt habe. Nachdem aber keinesfalls es im Sinne des Verstorbenen gewesen wäre, daß in Friedrichshafen zwei Zeppelin-Museen entständen, nachdem die Stadt Friedrichshafen vom Luftschiffbau Zeppelin schon einige größere Gegenstände erhalten hat, die in unseren derzeitigen Museumsräumen niemals untergebracht werden könnten, und nachdem die räumliche Erweiterung des Museums nie ohne die Zustimmung der Stadtgemeinde Friedrichshafen als der Eigentümerin des ehemaligen Kameralamtsgebäudes vor sich gehen könnte, hielt es der Vereinsvorstand für das richtigste, in dieser Angelegenheit Hand in Hand mit der Stadtverwaltung Friedrichshafen zu gehen, zumal besonders die jetzige Stadtvertretung sich dessen sehr wohl bewußt ist, welchen Wert es für die Stadt hat, Sitz des Bodenseegeichtsvereins und seiner Sammlungen zu sein. In diesem Sinne einigte man sich in der Vorstandssitzung vom 26. Juli, zu welcher auch Herr Stadtschultheiß Mayer als Vertreter der Stadt eingeladen war. So können wir denn hoffen, daß wenn wir im nächsten Jahre im Frieden unser 50. Vereinsjubiläum in Friedrichshafen festlich begehen, unsere Mitglieder in den durch ein Stockwerk erweiterten Museumsräumen Gelegenheit haben werden, die wert-

vollen Sammlunggegenstände, welche die Erinnerung an unser berühmtestes Ehrenmitglied stets wach halten werden, zu besichtigen und zu bewundern.

Einen schweren Verlust hat der Verein auch erlitten durch das Hinscheiden des Sanitätsrates Dr. Ehrle in Isny. Herr Dr. Ehrle gehörte dem Verein seit Gründung desselben an. Er war, wenn es ihm nur irgendwie möglich war, bei allen Jahresversammlungen zugegen und bekundete auch sonst stets sein lebhaftestes Interesse an den Bestrebungen und der Tätigkeit des Vereins. In der Vorstandssitzung vom 26. Juli wurde seiner treuen Anhänglichkeit vom Vorsitzenden besonders gedacht.

Zum drittenmale im abgelaufenen Vereinsjahre trat der Vorstand in einer Sitzung in Friedrichshafen am 18. Oktober zusammen. Den wichtigsten Punkt der Tagesordnung bildete die Vereinbarung, die der hiezu bevollmächtigte Vorsitzende und der Schriftleiter gemeinsam in persönlicher Verhandlung mit der Firma Huber & Co. in Frauenfeld wegen Abänderung des Druckvertrages abgeschlossen hatten. Die Firma Huber & Co. hatte schon im vorigen Jahre zufolge des durch den Krieg verursachten Sinkens der Markwährung bei der Drucklegung unseres 46. Vereinsheftes mit bedeutendem Verluste gearbeitet und erklärte auf das bestimmteste, die Herstellung des Vereinsheftes unter den seitherigen Bedingungen nicht mehr übernehmen zu können. Eine Änderung der Druckereifirma und die Übertragung der Drucklegung an eine Buchdruckerei im deutschen Reichsgebiet hätte notwendigerweise auch eine Änderung in der Schriftleitung zur Folge gehabt. Auch wenn es gelungen wäre, eine leistungsfähige deutsche Druckerei unter erheblich günstigeren Bedingungen zu finden, wäre das Erscheinen des 46. Jahresheftes noch in diesem Jahre wegen der aus dem Wechsel der Druckerei und der Schriftleitung sich ergebenden ganz erheblichen Schwierigkeiten in Frage gestellt worden. Dies wäre bei der Nähe unseres Vereinsjubiläums, zu welchem ja doch auch eine Jubiläumsschrift rechtzeitig herausgegeben werden soll, doppelt schwierig gewesen und jedenfalls von der Mehrzahl unserer Mitglieder sehr unangenehm empfunden worden. Es gelang nun bei den Verhandlungen in Frauenfeld eine Vereinbarung zu erzielen, welche beide Teile befriedigen kann. Es wurde bestimmt, daß über die Herstellungskosten in Franken Rechnung gestellt und die beim Datum der Zahlung sich ergebende Kursdifferenz von beiden Vertragsschließenden je zur Hälfte übernommen werde mit Ausnahme des Postens für Papier, für den bis auf weiteres die volle Währung zu entrichten ist. Dabei waren beide Kontrahenten der übereinstimmenden Meinung, daß ein bei späterer Anschaffung allenfalls eintretender Rückgang des Papierpreises dem Verein in vollem Maße zugute kommen soll, wie überhaupt die getroffenen Bestimmungen gegenseitig als aus den außerordentlichen Verhältnissen hervorgegangen betrachtet und bei Wiedereintritt normaler Geschäftsverhältnisse einer erneuten Prüfung unterzogen werden sollen.

Bei dem anerkannt stets loyalen Entgegenkommen der Firma Huber & Co., erübrigte dem Vorstand nichts weiter, als das vom Vorsitzenden mit der Firma getroffene Übereinkommen gutzuheißen, wenn auch nicht unterlassen werden kann, auch an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß der Posten für Drucklegung unseres Jahresheftes im nächstjährigen Vereinsbudget sich sehr schwer fühlbar machen wird.

In derselben Vorstandssitzung wurde auch die vom Kassier Breunlin abgelegte und von Ausschußmitglied Reichle geprüfte und nicht beanstandete Jahresrechnung 1916/17 genehmigt, die mit einem Aktivbestand von 735.70 Mk. abschließt.

Trotz der Tod auch in der Reihe unserer Mitglieder reiche Ernte hält, ist es doch sehr erfreulich, daß die Zahl der Vereinsmitglieder hauptsächlich dank der unermüdblichen Tätigkeit unseres „Werbe-Ausschuß-Mitgliedes“ Reichle fortwährend in starkem Steigen begriffen ist. Herr Oberbürgermeister Reichle hat das Verdienst, auch außerhalb seines Bezirkes neue Mitglieder zu gewinnen, wobei er zuweilen sogar manchmal über die schwärz-roten Grenzpfähle hinausgreift. So hat er im badischen Markdorf eine ganz stattliche Ortsgruppe ins Leben gerufen. Wenn wieder halbwegs erträgliche Eisenbahnverbindungen eingetreten sind, wird der Vorsitzende nicht unterlassen, den neuen Markdorfer Mitgliedern zuliebe auch eine Sitzung in dem interessanten alten Städtchen abzuhalten.

Zu unseren jüngsten Mitgliedern freuen wir uns besonders, den namentlich durch die Wiedereroberung der Festung Przemysl berühmt gewordenen bayerischen General Erzellenz Ritter von Kneußl, einen Sohn der Stadt Lindau, zählen zu dürfen.

* * *

Es erübrigt, im Anschluß an Vorstehendes noch eines Ereignisses zu gedenken, an dem das heutige Heft des Bodenseegeschichtsvereins nicht achtlos vorübergehen kann. Wir meinen die

Hohenzollerngedächtnisfeier in Konstanz,

die am 17. und 18. April dieses Jahres stattgefunden hat, aus Anlaß des 500jährigen Jahrestages der Belehnung des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Zollern, mit der Mark Brandenburg. Wir entnehmen diesbezüglich einer bei diesem Anlaß erschienenen Festschrift nachstehendes:

Die Gedächtnisfeier vollzog sich in einer Vorfeier am 17. April abends 8 Uhr im oberen Saale des Konziliumsgebäudes mit einem Vortrag des Geheimrats Dr. Erich Brandenburg von der Universität Leipzig und der am folgenden Vormittag 11 Uhr vollzogenen eigentlichen Gedächtnisfeier vor dem Hause zum Hohen Hasen am Obermarkt, der historischen Stätte der Belehnung, in Gegenwart des Vertreters S. M. des deutschen Kaisers und schloß mit einer Festvorstellung abends 8 Uhr im Stadttheater.

Vorfeier im Konziliumsaal: Nach einer Festouvertüre und einer Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters Dietrich ergriff Prof. Erich Brandenburg von Leipzig das Wort zu einem Vortrag über die Bedeutung des Tages. Er erinnerte an das Konzil zu Konstanz, das erste ökumenische, das auf dem Boden des deutschen Reiches abgehalten worden ist, und das auf die damals noch freie Reichsstadt Konstanz 4 Jahre lang die Blicke der gesamten Welt richtete. Er stellte es dar als einen Versuch, die absolute Macht des Papsttums zur Beseitigung des Schismas in eine konstitutionelle Monarchie umzuwandeln, indem es die Päpste verpflichten wollte, die höchsten Fragen des Lebens nicht ohne den Rat der geistig am höchsten stehenden Schichten des christlichen Volkes zu entscheiden, als ein Verlangen der Menschen nach einem Anteil an der Leitung ihrer Geschichte. Der Versuch mißlang, weil das Konzil nach Beseitigung des Schismas, ehe es die Konstitution in ihren Grundlagen festgelegt hatte, zur Wahl eines neuen Papstes schritt, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als die Väter des Konzils nach Hause zu schicken. Die Folge war eine noch straffere Ausgestaltung der absoluten Macht des Papsttums, die dann nach 100 Jahren zu einer radikalen Lösung führte, die aber der Einheit der Kirche einen unheilbaren Riß verursachte und die Christenheit in zwei einander bekämpfende Lager auseinanderriß.

Hand in Hand mit der kirchlichen Reform an Haupt und Gliedern sollte auch das Problem der Reichsreform gelöst werden, das seit der Zeit des Interregnums, d. h. seit 150 Jahren immer dringender geworden war. Die königliche Gewalt führte nur noch ein Schattendasein. Fürsten, Herren und Städte hatten sich fast unabhängig gemacht und befehdeten einander, ohne auf die Befehle der Reichsgewalt zu achten. Es galt einen Versuch, die alte Einheit und den Glanz des deutschen Reiches wieder herzustellen und 'gegen seine äußern und innern Feinde sicher zu stellen. Aber auch diese Bestrebungen scheiterten theils an der mangelnden Konsequenz des Königs, theils an der Selbstsucht und Opferscheu der Reichsstände. So blieb auch das Problem der Reichsreform ungelöst und schleppte sich noch über Jahrhunderte fort von Reichstag zu Reichstag, bis das Reich unter den Stürmen der französischen Revolution vollends zusammenbrach.

So war das Konzil zu Konstanz trotz seiner glanzvollen Erscheinung im Grunde nichts weiter als eine der letzten großen Erscheinungsformen des mittelalterlichen Geistes im Abendlande, der glanzvolle Abschluß einer zu Ende gehenden Zeit, nicht der Anfang einer neuen.

Aber während des Konzils vollzog sich in Konstanz ein Ereignis, das durch seine Folgen, die freilich damals noch niemand voraussehen konnte, den Ausgangspunkt für eine neue politische Entwicklung Deutschlands gebildet hat.

Am 18. April 1417 empfing der zwei Jahre früher neu ernannte Kurfürst von Brandenburg, Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg hier von König Sigmund die feierliche Belehnung. Sie vollzog sich ganz in den Formen des Herkommens, mit all dem Pomp und Glanz, der vor der europäischen Öffentlichkeit bei der Neuverleihung eines großen Fürstentums angebracht erschien. Ulrich Richenthal, der Chronist des Konzils, hat den Hergang anschaulich geschildert:

Am obern Markt am Hause zum Hohen Hasen war eine breite Freitreppe erbaut; oben vor den Fenstern hatte man eine teppichbelegte Tribüne errichtet. Wer hinauf sah, glaubte, alles brenne vor Gold. Die Feier begann mit dreimaligem Umritt der wappengeschmückten Diener des Burggrafen. In der neunten Stunde kam Friedrich selbst, von vielen Freunden geleitet, von seiner Herberge auf den obern Markt; die Banner der Mark und der Burggrafschaft wurden vor ihm hergetragen. Sein Gefolge war so groß, daß es nicht nur den Markt, sondern auch die anstoßenden Gassen füllte. Alle Fenster waren dicht besetzt. Als der Zug vor der Freitreppe hielt, erschien die hohe Geistlichkeit und der königliche Kanzler mit der Belehnungsurkunde; dann der Kurfürst von der Pfalz mit dem bloßen Reichsschwert in der Hand, der Kurfürst von Sachsen mit einer goldenen Lilie, der Herzog Heinrich von Bayern mit dem Zepter und Reichsapfel. Zuletzt trat der König heraus in priesterlichem Gewande und die Krone auf dem Haupt. Zwei große Kerzen wurden angezündet; die Geistlichen erhoben sich zur Begrüßung des Königs; dieser setzte sich nieder; die Fürsten gaben ihm Zepter und Lilie in die Hand, das bloße Schwert auf den Schoß. Inzwischen war der Burggraf vom Pferde gestiegen und schritt, von seinen Bannerträgern geleitet unter dem Schall der Posaunen und Pfeifen die Treppe hinan und ließ sich vor dem Könige aufs Knie nieder. Man verlas den Lehenseid, den er zu leisten hatte, während der König Zepter und Lilie aus der Hand gab und während der Kurfürst von der Pfalz mit des Reichsschwerts Spitze die Krone berührte, ergriff Sigmund die beiden Fahnen; der Burggraf leistete den Eid und empfing die Banner als Zeichen der

vollzogenen Belehnung aus des Königs Hand zurück. Abends gab der Markgraf ein großes Essen und beschenkte alle Mitwirkenden reichlich zum besondern Wohlgefallen des Chronisten, da nicht alle in Konstanz belehnten Fürsten so freigebig waren. Damit war das dauernde Recht der Hohenzollern an dem spätern Kronlande, ihre Macht fest begründet. Es galt damals noch als ein armes, abgelegenes, von einer noch halb barbarischen Bevölkerung bewohntes Gebiet, das auch König Sigmund so wenig wert hielt, daß er es ohne viel Bedenken weggab, und die Luxemburger, die die Mark vor ihm zu Lehen gehabt, hatten das fern entlegene Gebiet gröblich vernachlässigt. Würde es der neue Besitzer wohl ebenso machen?

Nein, Friedrich hatte von Anfang an andere Absichten. Er wollte sich ganz den Pflichten widmen, die ihm das neuerworbene Gebiet auferlegte. Die Mark Brandenburg sollte zu einem großen Staate, zu einer festen Schutzwehr des Deutschtums an dieser seit der Schlacht bei Tannenberg stark gefährdeten Grenze werden. Darum wollte er die alten Ansprüche der brandenburgischen Markgrafen auf die Oberhoheit über Pommern und Mecklenburg zur Geltung bringen, aber zugleich auch mit dem selbstherrlichen Adel abrechnen, der das Land fast ganz in seine Gewalt gebracht hatte, und so die fürstliche Gewalt auf sichere Grundlage stellen. Ein Jahrzehnt lang setzte er seine ganze Kraft an diese Aufgabe und vertrat die Interessen des neuen Landes auch dem Freund und König gegenüber mit Energie. Auch im Dienst des Reiches blieb er tätig, namentlich als Feldherr gegen die Husiten. Zuletzt zog er sich, ermüdet von der Arbeit seines Lebens, wieder in seine süddeutsche Heimat zurück; aber er ist es doch gewesen, der seinen Nachfolgern die Richtung gewiesen und das Haus der Hohenzollern eng und untrennbar mit ihrem jüngsten Besitz verbunden hat.

Landesherr und Vertreter der Interessen seines Landes war er in erster Linie und wollte es sein. Weder er selbst noch seine Nachfolger bis ins 19. Jahrhundert hinein haben daran gedacht, sich zu bewußten Vorkämpfern deutschnationaler Interessen zu machen. In erster Linie waren sie alle brandenburgische und später preussische Herrscher und vertraten die allgemeinen deutschen Interessen nur da, wo es für sie oder ihr Land von Vorteil war. Aber als Markgrafen des Nordostens waren sie gezwungen, gegen das Slaventum auf der Wacht zu stehen und nahmen so die Interessen Deutschlands wahr, indem sie die Sicherheit ihres Landes verteidigten. Durch die Erwerbung Preußens und Hinterpommerns im 17. Jahrhundert wurde diese Aufgabe für sie noch dringender; als größte deutsche Ostseemacht mußten sie seit dieser Zeit ihr Augenmerk darauf richten, daß keiner der übrigen Uferstaaten dieses Meeres eine Übermacht oder gar die Herrschaft über das baltische Meer gewinne. Auch das lag im deutschen Interesse. Fast gleichzeitig erwarben sie aus der Süllich-klevischen Herrschaft Gebiete am Niederrhein, deren Verteidigung gegen Frankreich von nun an ebenfalls zu einer wichtigen Aufgabe für sie wurde. So mußten die Hohenzollern, wenn sie sich behaupten wollten, als Beherrscher dieser über den ganzen Norden Deutschlands zerstreuten Gebiete im eigenen Interesse zu Vorkämpfern der gesamtdeutschen Bedürfnisse im Osten, Norden und Westen werden. Erst später haben sie diese Aufgabe bewußt erfaßt und sind dadurch in die Rolle der führenden Macht zunächst in Norddeutschland hineingewachsen.

So ist im Lauf von fünf Jahrhunderten aus dem kleinen Grenzland im Nordosten unter Führung der Hohenzollern der preussische Staat erwachsen und mit Hilfe seiner Machtmittel das neue deutsche Reich erstanden.

Was hat die Hohenzollern zu dieser erstaunlichen Leistung befähigt? Das Bewußtsein, das schon den ersten hohenzollernschen Kurfürst erfüllte, Gottes Amtmann an dem Fürstentum zu sein; ein Bewußtsein, dem auch der große Kurfürst Worte lieh in seinem politischen Testament; das Bewußtsein, das Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig dadurch bekräftete, daß er als der erste unter den modernen Herrschern stets die Uniform, das militärische Dienstkleid, trug; das Bewußtsein, das seine letzte Prägung in dem Worte Friedrichs des Großen fand, der Herrscher sei nur der erste Diener des Staates und nur so lange König, als er frei bleibe, und der unter andern den strengen Befehl gab, daß, wenn er je in Gefangenschaft geraten sollte, kein Recht des Staates geopfert werden dürfe, um ihm die persönliche Freiheit wieder zu verschaffen; das Bewußtsein, das sich ebenfalls kund gab in dem Worte Kaiser Wilhelms I., als er sprach: ich habe keine Zeit, müde zu sein. So hielten gerade die besten Hohenzollernfürsten streng an der Auffassung fest, daß der Staat nicht um des Herrschers willen, sondern der Herrscher um des Staates willen da sei.

Die Bedeutung und der Wert dieser Grundsätze treten erst in das rechte Licht, wenn man bedenkt, daß die große Mehrzahl der gleichzeitigen Herrscher ganz anderen Grundsätzen huldigten und die Macht als Mittel zu persönlichem Genuß und zur Führung eines prunkvollen Hofhalts mißbrauchten nach dem Beispiel der franz. Ludwige.

Allerdings trug das Denken und Handeln der Hohenzollern, gemäß der Anschauungsweise der Zeit, in der sie lebten, ein streng absolutistisches Gepräge. Sie waren überzeugt, daß sie allein darüber zu entscheiden hatten, was zum Wohl ihres Volkes diene. Sie verlangten unbedingten Gehorsam von ihren Untertanen. So wollte Friedrich Wilhelm I. seine Souveränität stabilisieren wie einen Felsen von Erz; so erklärte Friedrich der Große es für unbedingt notwendig, daß ein einziger Mann die Leitung in der Hand habe und über alle Kräfte eines Staates verfüge. Darum erkannte schon der große Kurfürst, daß die Schicksale eines Staates nur insoweit gesichert seien, als er über Kräfte verfüge, daß er sich im Notfall allein verteidigen und seine Politik allein nach seinen Interessen und Bedürfnissen einrichten kann: Allianzen sind gut, eigene Kräfte sind besser. In dem starken Gefühl, im Dienst der Allgemeinheit zu stehen, fanden die Hohenzollern aber die Möglichkeit und Kraft, den absolutistischen Grundsätzen zu entsagen, als mit der französischen Revolution eine neue Zeit anbrach, als die Völker zum Selbstbewußtsein erwachten und ein Mitbestimmungsrecht über ihre Geschichte in Anspruch nahmen. Hat doch schon Friedrich der Große gesagt, es sei Pflicht eines Herrschers, so zu regieren, als ob er den Bürgern für jede seiner Handlungen Rechenschaft zu geben habe. Wer sich verantwortlich weiß für das Gedeihen einer großen Gesamtheit, muß sich nach deren Lebensbedingungen richten, und wenn sie andere werden, sich dem Wechsel anzupassen verstehen. Das hat der erste Deutsche Kaiser bewiesen, als er das neue Reich auf moderne Grundlagen stellte. Das hat der jetzige Kaiser neuerdings bewiesen in seiner Osterbotschaft. Möge es ihm gelingen, das Neue, soweit es berechtigt und notwendig ist, mit dem bewährten Alten zu einem einheitlichen festen Ganzen zu verschmelzen.

Auch darin steht das Haus der Hohenzollern einzig da, daß es zu allen Teilen des Reichs lebendige Beziehungen hat und nirgends als ganz fremd empfunden werden kann. Während die Habsburger, Zähringer, Wittelsbacher stets rein süddeutsche Geschlechter, die Wettiner eine mitteldeutsche Familie sind, sind die Hohenzollern zwar aus schwäbischem

Stamm entsprossen, in Franken groß geworden und haben im Norden Deutschlands ihre letzte Heimat und die Stätte ihres großen historischen Wirkens gefunden. So gehören sie ihrem Blute wie ihrem Wesen nach dem gesamten deutschen Vaterlande an, dessen neues Kaiserhaus sie geworden sind.

So sind die Hohenzollern in ausdauernder Arbeit und heißen Kämpfen das erste Geschlecht in Deutschland geworden. Ihr Emporstreben hat begreiflicherweise bei andern Fürstenhäusern, die ihnen an Alter, Macht und Ansehen früher gleichstanden oder überlegen waren, bittere Empfindungen hervorgerufen. Heute aber, wo wir unter Führung des dritten Hohenzollernkaisers den Kampf um unsere Weiterexistenz und Weiterentwicklung gegen fast die ganze übrige Welt zu bestehen haben, treten solche Stimmungen der Vergangenheit zurück. Aus allen Gauen des gesamten Vaterlandes tönt heute unserm Kaiser der Wunsch entgegen, daß es ihm gelingen möge, diesen Krieg zum siegreichen Ende zu führen und uns einen Frieden zu erringen, der das viele vergossene Blut der besten deutschen Männern lohnt und Deutschlands Machtstellung für die Zukunft sichert.

* * *

Nachdem Oberbürgermeister Dietrich auf seine Majestät den Kaiser ein von der Festversammlung begeistert aufgenommenes Hoch ausgebracht, dem die Nationalhymne folgte, nahm der Vertreter des Kaisers, Generaladjutant Erzellenz Generaloberst von Plessen das Wort, um der Stadt Konstanz den kaiserlichen Gruß zu überbringen, seine Abwesenheit zu entschuldigen und in seinem Namen der Stadt den wärmsten Dank für diese festliche Veranstaltung auszudrücken und schloß mit einem dreifachen Hurra auf den Großherzog, das großherzogliche Haus und die Stadt Konstanz. Franz Schuberts Chorwerk: „Schicksalslenker, blicke nieder“, von einem Kriegsängerkorps vorgetragen und die Ouvertüre zu Rienzi von Wagner, von der Musikkapelle des Ersatz-Bataillons 114, schlossen die Feier.

An der eigentlichen Gedächtnisfeier am 18. April nahmen teil der Vertreter seiner Majestät des Kaisers Erzellenz Generaloberst von Plessen, Generaladjutant seiner Majestät, der Vertreter seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden Erzellenz General Dürr, der Vertreter seiner königlichen Hoheit des Fürsten von Hohenzollern Major Geier von Schweppenburg, der königlich preussische Gesandte am badischen Hofe Erzellenz von Eisendacher, der stellvertretende kommandierende General des 14. Armeekorps Erzellenz Generalleutnant von Isbert.

Der Oberbürgermeister Dr. Dietrich von Konstanz hielt von der vor dem Hause zum Hohen Hasen errichteten Tribüne eine Festansprache, die mit einem Hoch auf den Kaiser und das ganze Hohenzollernhaus ausklang, in welcher die zahlreich den Obermarkt und die anschließenden Straßen füllende Bürgerschaft begeistert einstimmte; die Musikkapelle spielte die preussische Nationalhymne, und schließlich brachte Erzellenz Generalleutnant von Isbert die ehrfurchtsvolle Gefinnung gegen seine königliche Hoheit den Großherzog von Baden und das Großherzogliche Haus in einem dreifachen Hurra auf Höchstdieselben zum Ausdruck, worauf die badische Fürstehymne die kurze, aber eindrucksvolle Feier schloß.

Abends fand, wie bereits bemerkt, im Stadttheater eine Festvorstellung statt, bei welcher das Schauspiel: Könige, von Hans Müller, von Mitgliedern des Großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe gespielt wurde. In der Pause zwischen dem 1. und 2. Aufzug verlas Oberbürgermeister Dietrich eine unterdessen angelangte Drahtung seiner Majestät des Kaisers:

Großes Hauptquartier, 18. April 1917.

Dem Stadtrat und der Bürgerschaft von Konstanz danke ich herzlich für das freundliche Gedenken der vor 500 Jahren auf dem dortigen Obermarkt erfolgten Belehnung meines Ahnen mit der Mark Brandenburg und das erneute Gelöbniß der Treue zu Kaiser und Reich. Mit Freuden habe ich von meinem entsandten Vertreter vernommen, wie herzerhebend die veranstalteten beiden Gedenkfeiern verlaufen sind. Gottes Gnade hat in dem verfloßenen halben Jahrtausend die Arbeit der Hohenzollern für das ihnen anvertraute Land und Volk sichtlich gesegnet; Gottes Gnade wird auch ferner der unerschütterliche Hort sein, auf den Deutschlands Fürsten und Völker in Kriegs- und Friedenszeiten unverzagt und zuversichtlich bauen.

Wilhelm I. R.

Mit dem Schluß der Aufführung endigte auch die Feier.

Eine am folgenden Tage wiederholte, der Allgemeinheit zugängliche Darstellung des Schauspiels brachte reichen Ertrag zum Besten des Roten Kreuzes.

H. Schüzinger.

S. Schaltegger.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

III

Vorbericht

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

1. H. Schützinger, Graf Zeppelin und der Bodensee. (Mit 12 Bildertafeln.)	3
2. Rechtsanwalt Karl Beyerle (1839—1915), Erinnerungen und Erinnerungsworte eines Sohnes	57
3. K. D. Müller, Das Finanzwesen der Deutschordenskommende Mainau im Jahre 1414	89
4. Fr. Schaltegger, Am Hofe einer Erbkönigin. (Fortsetzung.)	105
5. K. Brinzinger, Das Alter der Kirchen in Reichenau.	166
6. J. Paffrath, Zum Wetterverlauf am Bodensee, II.	177
7. Bücheranzeigen	193

II. Vereinsnachrichten.

1. Ehrenmitglieder und Ausschuß	199
2. Mitgliederverzeichnis	201
3. Rechnungsergebnis pro 1916	219
4. Schriftenaustausch	221
5. Schenkungen an die Vereinsbibliothek	225
6. Erwerbungen für die Vereinsbibliothek	226
7. Schenkungen und Erwerbungen für das Vereinsmuseum	227
8. Verzeichnis der Jahresversammlungen	228





Graf Ferdinand von Zeppelin

Nach dem von Graf Zeppelin dem Vereinsmuseum gewidmeten Ölporträt v. Emerich
Verlag von Gustav Epp, Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten

I.

Abhandlungen und Mitteilungen.



Graf Zeppelin und der Bodensee.

Von

Heinrich Schükinger.

Es war der letzte Septembertag des Jahres 1898, ein Herbsttag, so warm und doch erfrischend zugleich, ein Tag mit so unvergleichlicher Fernsicht, der die eisbedeckten Gipfel der Schweizer Alpen mit dem tiefblauen Gewässer des Bodensees in selten schön harmonisierendem Farbenspiel erscheinen ließ, als ich, wie zu Lebzeiten weiland des Großherzogs Friedrich I. von Baden alljährlich, die Ehre hatte, als Gast der großherzoglichen Herrschaften auf der Insel Mainau weilen zu dürfen. Dieser Tag blieb mir schon deswegen in steter Erinnerung, weil zu derselben Hostafel auch Graf Ferdinand von Zeppelin mit Gemahlin und Tochter geladen war, und sich mir die längst ersehnte Gelegenheit bot, mit dem Manne persönlich bekannt zu werden, für den ich schon als Junge, fast ein Menschenalter vorher, mit einer nur der Jugend eigenen Begeisterung ob seiner das Vorbild zu den ersten Schlachten des deutsch-französischen Krieges bildenden beispiellos Kühnen Waffentat geschwärmt hatte. Da ich im Jahre 1897 als Vertreter für Bayern in den Vorstand des Bodensee-Geschichtsvereins berufen worden war, wodurch ich Gelegenheit hatte, dem damaligen Vereinspräsidenten Graf Eberhard von Zeppelin näher zu treten, und da die beiden Brüder einander bekanntlich mit großer Liebe und Anhänglichkeit zugetan waren, mag Graf Ferdinand vielleicht, abgesehen von der ohnedies sprichwörtlich gewordenen, herzlichen Art seines Entgegenkommens auch deswegen ein gewisses Interesse für mich gehabt haben.

Nach Beendigung der Hostafel wurde, wie an schönen Tagen auf der Mainau es immer üblich war, der Kaffee auf der Terrasse vor dem Schlosse eingenommen. In lebhaftem Gespräche mit dem Grafen erwähnte ich unter anderem auch, daß in Lindau einer der Teilnehmer an der „Bataille de Schierlenhof“, Rittmeister von Wechmar, gestorben sei und im Aeschacher Friedhof begraben liege, was naturgemäß die Rede auch auf jenes historische Ereignis brachte. Schließlich lud mich Graf Zeppelin, der rasch das Gespräch auf die Luftschiffahrt lenkte, zu einer Fahrt nach Ueberlingen mit seinem neuen Motorschiff ein. War mir schon das Thema der Luftschiffahrt, um die ich mich zu jener Zeit noch herzlich wenig bekümmert hatte, fast gänzlich unbekannt, so verstand ich erst recht nicht, was eigentlich ein das Wasser durchjuchendes Motorschiff mit der Luftschiffahrt zu tun habe. Und als wir in dem kleinen Hafen der Mainau das Fahrzeug bestiegen, das sich im Gegensatz zu anderen Motorbooten mittelst einer auf die Luft statt auf das Wasser ihren Druck ausübenden Schraube bewegte, und Graf Zeppelin bei der Fahrt, während ich gezwungen war, meinen Hut mit beiden Händen zum Schutze gegen den durch die Schraube erzeugten Luftwirbel festzuhalten, die Konstruktion der Luftschraube und deren folgerichtige Anwendung auf das von ihm projektierte Luftschiff eingehend zu erläutern suchte und der Lärm der Propeller jedes noch so kräftig gesprochene Wort übertönte, da muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich trotz der Aufklärung des Herrn Grafen so klug war wie zuvor,

und daß ich jedenfalls das Fahren mit dem neu konstruierten Vehikel, das sich mit einer Geschwindigkeit von nur 10 Kilometern in der Stunde vorwärts bewegte, bislang noch zum mindesten als ein sehr mäßiges Vergnügen ansah.

Zimmerhin gab mir dieses Zusammentreffen mit dem von mir bewunderten, kühnen Reiterhelden Anlaß, mich von nun an auch etwas mehr für aeronautische Bestrebungen zu interessieren, und der häufige Verkehr mit Zeppelins Bruder, der mit großer Begeisterung dessen weitschauende Ideen verfolgte und in den Vorstandssitzungen des Bodensee-Geschichtsvereins nach Erledigung des ordentlichen Programms mitunter auch sehr interessante Mitteilungen machte über den Stand der Erfindung seines Bruders, regte meine Wissensbegierde, die sich sonst nicht gerade auf physikalische und mathematische Gebiete erstreckte, doch auch nach dieser Richtung hin an. Bald darnach trat Graf Ferdinand Zeppelin mit seinen Versuchen in die weite Öffentlichkeit. Die Augen nicht nur ganz Deutschlands, man kann ruhig sagen, der ganzen Welt wurden durch ihn auf den Bodensee gelenkt, und zehn Jahre lang spielten sich dank seiner unvergleichlich zähen Beharrlichkeit, seiner allen Stürmen trotgenden Kühnheit Ereignisse von weittragender, ja sogar weltgeschichtlicher Bedeutung am Bodensee und im unmittelbaren Zusammenhang damit in Deutschland ab, deren Mittelpunkt Graf Zeppelin und seine Erfindung bildete.

Im Jahre 1905 mußte ich als stellvertretender Vorsitzender an Stelle des schwer erkrankten Grafen Eberhard Zeppelin die Leitung der Vereinsgeschäfte übernehmen. Sein im darauffolgenden Jahre erfolgter Tod und meine Wahl zum Vereinspräsidenten, die Ernennung des Grafen Ferdinand Zeppelin zum Ehrenmitglied unseres Vereins und die im Jahre 1909 erfolgte Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Lindau an denselben brachten mir fortwährend neue Verührungspunkte mit dem Grafen bis kurze Zeit vor dessen Lebensende, sodaß ich wohl glaubte, den Auftrag übernehmen zu können, auf Grund zumeist persönlicher Erinnerungen die Beziehungen dieses großen Mannes zu unserem geschichtlich so hervorragenden Vereinsgebiete und unserem Verein selbst, sowie seine Bedeutung für den Bodensee darzustellen.

1. Zeppelins Jugendjahre am Bodensee.

Wenn auch das Geschlecht der Grafen von Zeppelin dem deutschen Norden entstammt, so ist doch der Zweig der Familie, der sich rühmen kann, unseren, Deutschlands, Grafen Zeppelin hervorgebracht zu haben, vor mehr als hundert Jahren nach Süddeutschland und an den Bodensee verpflanzt worden. Wir Bewohner des schwäbischen Meeres aber haben allen Grund, darauf stolz zu sein, daß ein Mann, den ein beispielloser Aufstieg hinaufführte bis zu den großen Gestalten der Geschichte, auf dem geschichtlich wichtigsten Boden unseres Gebietes, in Konstanz und zwar auf der Klosterinsel, deren fesselnde und reiche Vergangenheit von der Meisterhand unseres verstorbenen Mitgliedes E. von Häberlin in der Freskobilder-Reihe des Inselhotel-Kreuzganges festgehalten wurde, das Licht der Welt erblickt hat. Der Großvater des Grafen väterlicherseits, Ferdinand Ludwig, wurde mit seinem Bruder Johann Karl, den der Prinz Friedrich von Württemberg, der nachmalige König Friedrich I., bei einem Besuche zu Schwerin als Page kennen gelernt hatte, um die Jahrhundertwende in württembergische Dienste gezogen und im Jahre 1806 in den Grafenstand erhoben. Dessen Sohn, Graf Friedrich von Zeppelin bekleidete vor seiner Verheiratung das Amt eines Hofmarschalls des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Nach seiner Vermählung legte er sein Amt nieder und widmete sich ganz der Bewirtschaftung seines Landgutes und der Erziehung seiner Kinder.

Der Urgroßvater mütterlicherseits, Jacques Louis Macaire de l'Or, einer alten Genfer Flüchtlings-Familie entstammend, erhielt im Jahre 1785 von Kaiser Josef II.



Taufe des ersten in Konstanz geborenen Kindes der Genfer Kolonie im Refektorium des ehem. Dominikaner-Klosters 1786

(Nach den Fresken im Inselhotel Konstanz)



Beppelins Geburtshaus im Jahre 1830 von Pecht

(Aus dem Roegarten-Museum)

die Gebäude des ehemaligen Dominikanerklosters¹ zum Zwecke der Errichtung einer Mattenfabrik, die um das Jahr 1800 in eine k. k. privilegierte Indiennesfabrik umgewandelt wurde. Im Jahre 1786 wurde das erste in Konstanz geborene Kind der Genfer Kolonie, Constance Garcin, im Refektorium des alten Klosters getauft.² Als Taufpate bei einer anderen Taufe im Refektorium fungierte am 17. August 1798 David Macaire, der Großvater Zeppelins. Dessen Frau war eine geborene d'Hogguer von St. Gallen. Aus deren Ehe entstammte Amalie Macaire, die sich am 30. November 1834 mit Graf Friedrich von Zeppelin verheiratete. Dieser Ehe entsprossen außer einer Tochter die Söhne Ferdinand und Eberhard, in deren Adern sonach auch Schweizer Blut rollte.

Die Mutter, Gräfin Amalie Zeppelin, war eine gefeierte Schönheit, die schon Prinz Louis Napoleon, der spätere Kaiser Napoleon III., während seines Aufenthaltes in Arenenberg als solche rühmend hervorhob.³ Ihre gemüthvolle, wohlwollende, mit froher Heiterkeit verbundene Art scheint als Erbteil auf ihren ältesten Sohn Ferdinand übergegangen zu sein, während vom Vater sich das feine, ritterliche Wesen, der offene Sinn und das Verständnis für alles Schöne und Ideale in Kunst und Natur auf den Sohn vererbt hat.

Die erste Jugendzeit verbrachte Ferdinand von Zeppelin theils bei seinen Großeltern auf der Insel, größtenteils aber auf dem eine halbe Stunde südlich von Konstanz, auf Schweizerboden, in der Gemeinde Emmishofen gelegenen Landgut Girsberg, das Herr Macaire, der Urgroßvater Zeppelins, von Herzog Friedrich von Württemberg gekauft hatte und das dann später durch Schenkung des Großvaters David Macaire in den Besitz der Eltern Zeppelins übergegangen war. Auf diesem schönen Fleckchen Erde, von wo man einen entzückenden Ausblick auf den großen See und namentlich die Konstanzer Bucht hat, verlebte Graf Zeppelin mit seinen Geschwistern die sonnigsten, durch Sorgen und Leid ungetrübten Jugendjahre.

Als ihm am 8. Juli 1908, seinem 70. Geburtstage, an seiner Geburtsstätte durch Oberbürgermeister Dr. Weber der Ehrenbürgerbrief seiner Vaterstadt überreicht worden war, führte Graf Zeppelin in der Erwiderung auf dessen Ansprache aus: „Ich bin ein Kind meiner Vaterstadt und meiner Zeit, mit der ich so eng verknüpft bin. Hier habe ich so viele Lehren empfangen, die ich für mein jetziges Tun brauche. Schon früher habe ich den Fischen und Enten im Kanal⁴ zugehört, habe die verschiedenen Bewegungen der Schiffe verfolgt und den vom Wind geführten Rauch beobachtet.“

Wie Zeppelin schon in frühester Jugend⁵ einen Beweis seiner seltenen Geistesgegenwart gegeben hatte, davon erzählte sein Bruder Eberhard öfter ein ganz reizendes Stückchen. Auf dem kleinen Teich in Girsberg brach der junge Wagehals im Winter ein, da die Eisdecke noch nicht tragfähig war. Alle Bemühungen, sich selbst herauszuhelfen, waren vergeblich, da das Eis immer wieder nachgab und der einzige Zuschauer, der ihm hätte helfen können, der Sohn des Nachbarn, ratlos am Rand des Teiches stand. Da kam dem jungen Zeppelin selbst ein rettender Gedanke, den er als tüchtiger Schwimmer sofort in die Tat umsetzte. Er tauchte in dem kalten Wasser unter und schwamm unter der

¹ Siehe Bild Nr. II, 1.

² Siehe Bild Nr. II, 2.

³ J. Schaltegger: Am Hofe einer Erbkönigin. Ver.-Schr. Bd. 45, S. 158.

⁴ Der die Insel vom Ufer trennt.

⁵ Siehe Bild Nr. III.

Eisdecke in der Richtung gegen den offenen Weiherabfluß und kam dann mit Hilfe seines inzwischen zur Besinnung gelangten Gespielen, allerdings nicht ganz heil ans Land. Denn bei den kräftigen Schwimmbewegungen schnitt er sich mit der starken Schnur, an welcher die beiden Winterhandschuhe befestigt waren, tiefe Striemen in dem Nacken. Auch eine gehörige Erkältung hatte diese Episode für den jungen Grafen zur Folge.

Bei einer andern Gelegenheit erzählte Graf Zeppelin, wie er der erste gewesen sei, der ein kleines Segelboot auf dem Bodensee geführt und wie er als erster sich damit immer wieder auf das Wasser hinauswagte, wenn die Dampfschiffe in den Häfen noch auf weiteres Abflauen eines Sturmes gewartet hätten. So stählte er sich schon in der Jugend die körperliche Kraft zu der hohen Leistungsfähigkeit, die wir an ihm bis wenige Monate vor seinem Tode immer wieder bewundern konnten; so lernte er aber auch seine größte Lehrmeisterin, die Natur, kennen und lieben dank der verständnisvollen Unterweisung seines Vaters, dank einem klugen Unterricht, den er bis zu seinem 15. Lebensjahre fast ausschließlich durch den als Hauslehrer gewonnenen, württembergischen Theologen Robert Moser erhielt.

„Von Anfang an wich ich“, schreibt Moser,¹ „von dem Brauche ab, dem Lateinischen alles unterzuordnen. Ich räumte auch den Realien das ihnen gebührende Recht ein. Besonders suchte ich auf eine möglichst anziehende Weise und mit gutem Erfolge meine Zöglinge in der Geschichte und Geographie zu orientieren. Ich gewöhnte meine Zöglinge an selbstständiges Arbeiten und Denken und suchte es so einzurichten, daß es ihnen das Lernen nicht entleidete.“ Dafür bewahrten ihm diese aber auch bis ins höchste Alter die treueste Anhänglichkeit.

Als im Jahre 1908 Graf Ferdinand hörte, daß Pfarrer Moser in Bälde das Fest seiner goldenen Hochzeit feiern werde, zog er unser Vereinsmitglied Kunstmalers Schmidt-Pecht in Konstanz zu Rat, wie er wohl dem Jubilar ein größeres Geldgeschenk in unaufdringlicher Weise zu seinem Ehrentage spenden könnte. Der Künstler fertigte nun einen Entwurf von einer Bodenseelandschaft mit dem über den See fliegenden Luftschiff und im Vordergrund einen mächtigen Apfelbaum, mit 50 Äpfeln behangen. Auf diese gemalten Äpfel wurden ebensoviele Goldstücke mit gelben Seidenfäden so befestigt, daß sie ohne Beschädigung des Bildes leicht abgenommen werden konnten. Die Idee gefiel dem Grafen so sehr, daß er sich an dem Bilde fast nicht satt sehen konnte. Immer wieder gab er in seiner bekannten Lebhaftigkeit der Freude über das gelungene Werk Ausdruck und meinte, er gäbe etwas darum, wenn er unbemerkt zuschauen könnte, wie der Apfelbaum allmählich seines Obstsegens beraubt werde.

Kein Wunder, daß Graf Zeppelin sich bis in sein höchstes Alter stets der frohen, sorgenlosen Jugendtage in Girsberg mit besonderer Liebe und Anhänglichkeit erinnerte. In Girsberg war es, wo seine eben angetraute Gattin Isabella, geborene Freiin von Wolff, aus dem Hause Alt-Schwanenburg in Livland, auf seinen Wunsch Aufenthalt nahm, als der deutsch-französische Krieg ausbrach, der durch Zeppelins verwegenes Reiterstück würdig eingeleitet wurde. Wie zärtlich und liebevoll Graf Zeppelin mitten im Kriegsgetümmel seiner Lebensgefährtin gedachte, beweisen die vielen Briefe und Karten, die er ihr aus Frankreich fast täglich an den Bodensee sandte.²

¹ Moser Robert, Auch ein schwäbisches Pfarrersleben. Brackenheim 1908.

² Gräfin Zeppelin erzählte mir, daß von den vielen Postsendungen ihres Gatten aus Frankreich auch nicht eine einzige verloren gegangen sei. Deshalb habe sie aber auch, als im Jahre 1871 die

Girsberg war es, wohin sich Zeppelin in späteren Jahren, namentlich in den schweren Prüfungsjahren seines Lebens, gerne zurückzog, entweder um sich zu erholen von den harten Schicksalsschlägen, die über ihn hereinbrachen, und neuen Mut zu fassen, oder um sich auszuruhen von den Anstrengungen, die ihm seine großen Erfolge auch in repräsentativer Hinsicht verursachten, oder um dem Jubel zu entgehen, mit dem er von dem ganzen deutschen Volke überschüttet wurde. Nach Girsberg hat er sich zurückgezogen, als er seinen 70. Geburtstag feierte. Und wenige Wochen vor seinem Tode hat er noch, wie wenn er sein nahes Ende geahnt hätte, sich im Kreise nächstehender Freunde eingehender als sonst mit den Erinnerungen aus seiner Jugendzeit beschäftigt. Wie einst Tibur dem Horaz, so war Girsberg dem Grafen Zeppelin der *angulus terrarum*, der ihm vor allen andern stets freundlich entgegenlachte.

Als die beiden Brüder die genügende Vorbildung durch ihren Hauslehrer Moser genossen hatten, kam Graf Ferdinand im Jahre 1853 in die oberste Klasse der Realschule nach Stuttgart, während Graf Eberhard die Lateinschule in Cannstadt besuchte. Zwei Jahre später trat Graf Ferdinand in die Kriegsschule in Ludwigsburg ein, um sich für die Offizierslaufbahn vorzubereiten. Nach Absolvierung der Kriegsschule besuchte derselbe, wie dies damals bei den nach höheren Stellen strebenden, jungen württembergischen Offizieren üblich war, in Ermangelung einer Kriegsakademie, zwei Semester hindurch die Universität Tübingen.

2. Vorbereitungen für das lenkbare Luftschiff am Bodensee.

Die weiteren Lebensschicksale des Grafen, so bedeutsam auch sein Aufenthalt in Amerika, die Teilnahme am Sezessionskriege, seine Taten im Jahre 1866 und im deutsch-französischen Kriege waren, übergehe ich, da sie sich nicht am Bodensee abgespielt haben.

Der Bodensee tritt erst in den Mittelpunkt des Heldenlebens mit all dem strahlenden Glanze und den tiefen Schatten, mit dem oft fast verzweifelten und hoffnungslosen Kampfe gegen feindliche Naturkräfte und menschlichen Unverstand zu einem Zeitpunkt, da von Tausenden anderen Menschen kaum einer sich nicht mit dem von Zeppelin bereits erlangten Ruhme und einer hochangesehenen Stellung begnügt hätte. Da erst wagt Zeppelin den Sprung ins Dunkle; da erst beginnt bei ihm die Fülle ungelohnter und ungedankter Plage, da erst die lange Kette immer neuer Hoffnungen, aber auch immer neuer Enttäuschungen schmerzlichster Art. Daß Graf Zeppelin sich schon im amerikanischen Sezessionskriege einem Luftballon anvertraute, und daß er im Jahre 1870 während der Belagerung von Paris, als es Gambetta und nach ihm noch mehreren mutigen, in Paris eingeschlossenen Franzosen gelang, mittelst des Freiballons aus der Festung zu entfliehen, schon über das Problem des lenkbaren Luftschiffes nachgedacht hat, ist ja bekannt.

Weniger bekannt ist, daß er schon bald nach dem deutsch-französischen Krieg die Grundzüge für sein lenkbares Luftschiff sich zurechtgelegt hatte. Frau Gräfin Zeppelin

württembergischen Truppen ihren siegreichen Einzug in Stuttgart hielten, der am Schlusse der Truppen marschierenden Feldpost noch einen eigenen, wohlverdienten Lorbeerkranz gespendet.

erzählte mir selbst erst vor kurzem, wie ihr Gatte im Jahre 1874, als er¹ noch in Straßburg in Garnison war, beim Sturz vom Pferde unter daselbe zu liegen kam und infolge der hierbei erlittenen Verletzungen und einer leichten Gehirnerschütterung mehrere Wochen im Garnisonslazarett behandelt werden mußte. Als der Graf nach seiner Entlassung aus dem Lazarett mittags mit seiner Gattin zum erstenmal wieder bei Tisch saß, fiel ihr dessen Schweigsamkeit auf. Plötzlich rief er aber zu ihrem nicht geringen Erschrecken, wie geistesabwesend: „Jetzt muß er fliegen; es fehlt nur noch eine Schraube“, worauf sie halb ängstlich, halb scherzend erwiderte: „Daß nur du nicht die Schraube zuviel hast.“ Erst jetzt gestand er unter Lachen, daß er die unfreiwillige Muße im Lazarett dazu benützt habe, sich die Konstruktion seines lenkbaren Luftballons auf dem Krankenlager zurechtzulegen.

Als ihm im Juni 1908 im „Pester Journal“ der Vorwurf gemacht wurde, daß seine Erfindung kein Originalgedanke des Grafen sei, sondern daß er lediglich die Ideen des verunglückten österreichischen Erfinders David Schwarz² benützt habe, antwortete Zeppelin im „Neuen Wiener Tagblatt“, indem er erklärte:

„Nachdem ich schon im Jahre 1873 mein Luftschiff in seinen Grundzügen ausgedacht hatte, begann ich im Jahre 1892 mit dessen Konstruktion und Bearbeitung und legte im Jahre 1894 meine fertigen Arbeiten einer aus den ersten Fachmännern gebildeten Kommission vor. Daß ich erst im Jahre 1899 den Bau meines Luftschiffes beginnen und 1900 den ersten Aufstieg unternehmen konnte, hat seinen Grund lediglich in der Unmöglichkeit, früher die Mittel zum Bau flüssig zu machen. Aus der Tatsache also, daß ich bereits 1892, zu einer Zeit, in der ich von dem Schwarz'schen Luftschiffe noch gar nichts wissen konnte, mit der Konstruktion meines Luftschiffes anfang und dieses 1894 durch eine Kommission begutachten ließ, dürfte zur Genüge hervorgehen, daß meine Arbeiten nicht die Fortsetzung der Schwarz'schen Arbeiten sein können, sondern vor diesen vorhanden waren. Außerdem ist der Grundgedanke bei dem Bau der beiden Luftschiffe durchaus verschieden, indem das Schwarz'sche Luftschiff einen ungeteilten starren Gasraum aufwies, während meine Luftschiffe 17 einzelne unstarre Gaszellen haben.“

Damit stimmt überein eine Äußerung des Grafen, die mir von vollkommen zuverlässiger Seite verbürgt wird: Im Jahre 1881 führte Graf Zeppelin als Major während der Herbstmanöver das württembergische Königs-Dräger-Regiment Nr. 26. Es war im schwäbischen Oberland, als er mit seinem Adjutanten durch einen Wald ritt. Letzterem mag die Zerstretheit des Kommandeurs aufgefallen sein. Er erlaubte sich, mit einem Hinweis auf die Karte darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich nicht auf dem richtigen Wege befänden. Darauf erhielt er vom Grafen die ihn nicht wenig verblüffende Antwort: „Und ich glaube doch, das starre System ist das richtige.“

Diese Äußerung bestätigt die Richtigkeit der Behauptung, daß bereits um das Jahr 1880 dem Grafen die Grundzüge für den Bau eines Luftschiffes mit starrem Gerüste klar gewesen seien.

¹ Siehe Bild Nr. III.

² Das Luftschiff von David Schwarz, welches völlig starr aus Aluminium hergestellt war und in diesem Sinne, aber auch nur in diesem Sinne, als Vorläufer der Zeppelinluftschiffe gelten kann, ging beim ersten Flug im Jahre 1898 in Berlin zugrunde. Der Erfinder hat diesen Ausgang nicht mehr erlebt. Er war vor Vollendung des Werkes gestorben. Seine Witwe hatte es mit Hilfe eines jungen Technikers zu Ende geführt. Vgl. Arthur Kirchhoff, Die Erschließung des Luftmeeres.



Graf Bepelin als württembergischer
Hauptmann im Jahre 1866



Bepelins Jugendporträt nach dem
Bild von Maler Schütz-Püffelndorf

Nach einem in der Korrespondenz „Heer und Politik“ anlässlich des 75. Geburtstages des Grafen erschienenen, aus Luftschifferkreisen stammenden Aufsatz unterschied sich der erste Plan des Grafen von der heutigen Gestalt der im Frieden und im Krieg bewährten Zeppelinluftschiffe sehr stark. Ursprünglich strebte Graf Zeppelin in der Theorie etwas anderes an, als die Praxis später herausgebildet hat. Das erste mit Gültigkeit vom 31. August 1895 erteilte Reichspatent des Grafen Zeppelin lautet nämlich nicht auf ein Luftschiff, sondern auf einen „lenkbaren Luftfahrzeug.“

Dieser ursprüngliche Entwurf, von dem wir ein aus dem Nachlaß des Grafen dem Zeppelin-Museum in Friedrichshafen überwiesenes Modell¹ und die beim kaiserlichen Reichspatentamt in Berlin eingereichte Zeichnung in Abbildung² bringen, sieht ein dreiteiliges Luftschiff vor. Das Zeppelinsche Luftschiff sollte ein „fliegender D-Zug“ werden, bestehend aus mehreren mit einander verbundenen Fahrzeugen, von denen das eine das Triebwerk enthalten, die übrigen aber zur Aufnahme der zu befördernden Lasten dienen sollten. Das führende Zugfahrzeug trug vorn am Bug die Seitensteuer und Stabilisierungsflächen, die bei den später wirklich ausgeführten Zeppelin-Luftschiffen nach rückwärts an das Heck verlegt wurden, und in seinen beiden Gondeln die Motore. Zur Höhensteuerung diente wie bei dem ältesten Luftschiffe vom Jahre 1900 ein Laufgewicht. Dieses Laufgewicht sollte nach einem im Jahre 1897 patentierten Entwurf durch zwei oder mehrere Schlepptau ersetzt werden, die in der Längsrichtung des Fahrzeuges verschoben werden konnten und dazu dienen sollten, das Fahrzeug nach Belieben in eine wagrechte oder schräge Stellung zu bringen.

Da die Konstruktion des Starrgerüstes in der Hauptsache die gleiche war wie heute und die harmonikaartige Kuppelung die drei Zugfahrzeuge verband, so glich der geplante Luftfahrzeug etwa einem um mehr als das Doppelte in die Länge gezogenen heutigen Z-Schiff. Praktisch mußte die Ausführung des Luftfahrzeuges — zumal bei dem damaligen Stande der Aerodynamik und der Motorentechnik — unüberwindliche Schwierigkeiten bieten, und so hat denn das inzwischen erloschene Patent samt dem Zusatzpatent nur mehr eine rein historische, aber immerhin bemerkenswerte Bedeutung.

Erst nachdem sich Graf Zeppelin im Jahre 1891 hatte zur Disposition stellen lassen, fand er die erforderliche Muße, um sich ganz seiner Erfindung zu widmen. Nunmehr aber ging er auch ans Werk mit ganzer Energie und der vollen Überzeugung von dem endlichen Siege seiner Idee, die nur ein auf gründlicher Forschung und Sachkenntnis beruhendes Selbstvertrauen sich zu bilden imstande war.

Daß Graf Zeppelin gerade den Bodensee sich für den Bau seines Luftschiffes und seine Probefahrten erkor, hatte, abgesehen von dem Umstande, daß er als geborener „Seehase“ von Jugend auf mit den Wind-, Wetter- und Seeverhältnissen auf Grund eigener Erfahrung vollständig vertraut war und daß ihn nach seinem Rücktritt in den Ruhestand sein buen retiro in Girsberg bei Konstanz lockte, nach Angabe seines Bruders Graf Eberhard Zeppelin³ seinen Grund darin, daß ihm zunächst der See ein hinreichend großes und freies Übungsfeld bot, wie es auf dem

¹ Siehe Bild Nr. V.

² Siehe Bild Nr. IV.

³ Vereinschriften, Bd. 29, S. 183.

Vande nicht leicht oder mindestens nicht so billig zur Verfügung gestanden wäre; dann, daß für die ersten Versuche, namentlich wenn der Abstieg sich nicht genau auf den Ausgangspunkt zurück bewerkstelligen lasse, hier Bäume, Häuser und sonstige Hindernisse nicht im Wege standen und das Fahrzeug zu beschädigen drohten; ferner weil das Luftschiff, wenn es zum Aufstieg rückwärts aus seiner nur an ihrer Spitze verankerten und daher stets von selbst sich in die Windrichtung einstellenden Bergungshalle herausgebracht wird, ohne weiteres auch sofort mit seiner Spitze die zum Aufstieg günstigste Richtung gegen den Wind nehmen sollte, und endlich weil Dampfschiffe das Luftfahrzeug bei seinen ersten Fahrten begleiten und bei etwaigen unvorhergesehenen Zwischenfällen zur Hilfeleistung rasch herbeieilen konnten. Wie mir Graf Zeppelin selbst einmal in launigem Gespräch mitteilte, habe er sich den Bodensee als Übungsfeld auch deswegen erkoren, weil er dort mit seinem Luftschiffe am wenigsten Flurschaden anrichten könne. Schließlich mag auch ein Hauptgrund darin bestanden haben, daß Zeppelin in seinem Landesherrn, dem König von Württemberg, von allem Anfang an einen die große Bedeutung der Zeppelinischen Idee sofort erfassenden und mächtig fördernden Gönner fand, der ihm in huldvollster Weise Gelände in der Nähe von Friedrichshafen zur freien Verfügung stellte.

Nicht nur dem Grafen, diesem allerdings in erster Linie, auch dem König Wilhelm II. von Württemberg ist es zu danken, daß seit dem Jahre 1900 die Augen der ganzen Welt auf Friedrichshafen sich lenkten, und daß aus der verträumten württembergischen Sommerresidenz ein auf dem Gebiete der Luftschiffahrt und modernen Technik ganz hervorragender Platz geworden ist.

3. Luftschiffs-Sturm- und Drangjahre.

Im Jahre 1899 erfolgte die Gründung einer Aktiengesellschaft unter dem Namen: „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“ mit einem Grundkapital von 800 000 Mark behufs Erbauung lenkbarer Luftschiffe nach den Entwürfen des Grafen Zeppelin.

Fast die Hälfte der Aktien mußte wegen ungenügender Beteiligung der Vertreter der deutschen Industrie, mit deren Interesse zunächst gerechnet worden war, vom Grafen selbst gezeichnet werden. Aus diesen Mitteln entstand das erste Zeppelinische Luftschiff unter der Leitung des Oberingenieurs Kübler in einer schwimmenden Holzhalle,¹ die in der Manzeller Bucht verankert war und „mit ihren gewaltigen Ausmaßen das Wahrzeichen der Gegend und der Gegenstand lebhaften Interesses der Fahrgäste der Bodenseedampfer geworden ist.“

Am 30. September 1899, gerade ein Jahr nach meinem ersten Zusammentreffen mit Graf Zeppelin auf der Mainau, fand die feierliche Eröffnung der Bodensee-Gürtelbahnstrecke Lindau-Friedrichshafen statt. Im Friedrichshafener Bahnhof wurden die Festgäste von dem württembergischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Mittnacht begrüßt. Nach der Frühstückstafel begaben sich die Festgäste, einer Einladung des Grafen Zeppelin folgend, mit Sonderdampfer nach Manzell, bei welcher Gelegenheit ich zum erstenmale das schwimmende Haus betrat, welches das Luftschiff barg.

¹ Siehe Bild Nr. VI.

Unter persönlicher Führung des Grafen wurde der staunenden Festgesellschaft der bereits im Gerippe aufgehängte Koloss gezeigt und eingehend erklärt. Jetzt bekam ich allerdings eine ganz andere Meinung von der Erfindung des Grafen als das Jahr zuvor. Aber von den übrigen Festteilnehmern, die sich zumeist aus höheren Beamten der bayerischen und württembergischen Verkehrsverwaltung zusammensetzten, sah ich neben vielen, die ihrer Bewunderung unzweifelhaft Ausdruck gaben, doch auch manchen, der bedenklich den Kopf schüttelte.

Noch fast ein Jahr ging darüber hinweg, bis der erste Aufstieg des Luftschiffes erfolgen sollte.

Über die Vorbereitungen und den Verlauf des denkwürdigen ersten Aufstieges des Zeppelinschen Luftschiffes hat Graf Eberhard Zeppelin in seiner schon erwähnten Abhandlung: „Das lenkbare Luftschiff des Grafen Ferdinand von Zeppelin“ in unseren Vereinschriften ausführlich berichtet. Es sei nur daran erinnert, daß schon für 30. Juni 1900 das längst mit Ungeduld vom Publikum erwartete Ereignis in den Tagesblättern angekündigt und insolgedessen aus allen fünf Bodensee-Uferstaaten nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die eigens zu diesem Zweck an den Bodensee gekommenen Fremden zu vielen Tausenden herbeigeströmt waren. Eine aus zahlreichen Dampfern und Hunderten von Motor-, Segel- und Ruderbooten bestehende Flottille umsäumte bei herrlichstem Wetter die Bucht von Manzell, und geduldig warteten Tausende und Abertausende Stunde für Stunde am Strand der Bucht, um Zeugen des welthistorischen Vorgangs zu werden. Als aber kurz vor Einbruch der Dämmerung das als Polizeiboot fungierende Motorschiff mit der Luftschraube von Dampfer zu Dampfer fuhr und bekannt gegeben wurde, daß der Aufstieg nicht mehr erfolgen werde, machten sich die Passagiere eines schweizerischen Dampfers, die zumeist mit Sonderzügen von St. Gallen und Zürich an den See gekommen waren, ihrem Ärger und Verdruß in nicht gerade sehr harmonisch klingender Weise Luft. Damals schrieb der Korrespondent der Frankfurter Zeitung, Dr. C., der später aus einem Saulus zum gläubigsten Paulus geworden ist:

„Das war gestern eine Enttäuschung, wie sie in dem weiten Seebezirk vom Hegau bis zum St. Galler Land wohl noch nie oder doch nur selten erlebt worden sein mag. . . . Die Leiter des Unternehmens haben alles bedacht, nur eines nicht, daß ein Luftschiff sich genau so wie eine Feuerpritze verhält und es nach dem bekannten tiefsinnigen Ausspruch des Mäckerle im „Bürgerkapitän“ probiert sein will wie e Rumedi Daß man sich in den Berechnungen (für die Füllungsdauer des Luftschiffes) geirrt haben könne, daran hatte man entfernt nicht gedacht; ja man war seiner Sache so sicher gewesen, daß man das ganze Land in feierlicher Weise zu einem Schauspiele entbot, zu dem, wie sich im letzten Augenblick herausstellte, nicht einmal die Ouvertüre gespielt werden konnte.“

Der Vorwurf, daß man das ganze Land feierlichst eingeladen habe, war übrigens keineswegs gerechtfertigt, da Graf Zeppelin sich nur auf dringendes Bitten seiner Aktionäre hatte bestimmen lassen, den Zeitpunkt des ersten Aufstieges öffentlich bekannt zu geben, aber immerhin unter dem Vorbehalt, daß die Auffahrt nicht etwa unter allen Umständen, sondern nur dann unternommen werden würde, wenn sie wirklich Aussicht auf Erfolg bieten sollte.

Auf die sehnlichsten erwartete Auffahrt des Luftschiffes am 30. Juni 1900 mußte also aus guten Gründen, die Graf Eberhard Zeppelin näher erläutert, verzichtet werden.

Auch am folgenden Tage konnte die Neugierde der immer noch zahlreich erschienenen Zuschauer nicht befriedigt werden, weil der viel zu kräftig wehende Wind einen ersten Versuch nicht ratsam erscheinen ließ.

Erst am 2. Juli 1900 konnte der erste Aufstieg¹ erfolgen. Dieses historische Ereignis gab sich in einer für den tief religiösen Sinn des Grafen bezeichnenden, ergreifenden Szene kund. Wie alles zur Ausfahrt bereit war, rief Graf Zeppelin alle in der Luftschiffhalle Anwesenden zusammen, kniete nieder und betete mit ihnen zum höchsten Lenker der Geschichte um seinen Segen zu dem bevorstehenden großen Unternehmen. Der Aufstieg begann um 8 Uhr 3 Minuten abends und endigte um 8 Uhr 21 Minuten. Er war wie viele Erstlingsversuche von unglücklichen Umständen begleitet.² Infolge zu langen Festhaltens zweier Haltetaue am hinteren Ende blieb dieses beim Aufstieg in der Aufwärtsbewegung zurück, weshalb das Laufgewicht nach vorne gebracht werden mußte, um das Schiff wieder in die wagrechte Lage zu bringen. Bei dem Versuche jedoch, das Laufgewicht wieder in die Mittellage zurückzubringen, brach die Kurbel, die den Laufgewichtzug bewegte, ab, und die Spitze bewegte sich stark nach unten. Auch die Steuerung hatte nicht gut gewirkt. Immerhin hatte der erste Versuch einige bemerkenswerte Ergebnisse gehabt.

Dem denkwürdigen Schauspielere hatten der König und die Königin von Württemberg, die Prinzessin Therese von Bayern, der Herzog und der Fürst von Urach, der englische Gesandte in München und der englische Militär-Bevollmächtigte in Berlin, sowie viele Offiziere der deutschen und der österreichischen Luftschifferabteilungen angewohnt.

Im Oktober 1900 kam es zu weiteren Probefahrten. Bei der dritten Fahrt am 24. Oktober konnte das Luftschiff zum erstenmal zu seinem Ausgangspunkt von selbst zurückkehren. Aber von einer einwandfreien Geschwindigkeitsmessung war auch diesmal nicht die Rede.

Aus Mangel an Mitteln konnten die Probefahrten nicht fortgesetzt werden. Das Gesellschaftsvermögen, das inzwischen durch einen von den Aktionären nicht gezeichneten Garantiefonds von 150 000 Mark verstärkt worden war, war zum größten Teil aufgebraucht. Am 15. November 1900 beschloß die „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“ ihre Auflösung. Die Erfindung des Grafen schien erledigt.

Von neuem mußte der für den Grafen ebenso schwierige als aufreibende, ja fast demütigende Kampf um die Aufbringung der Mittel zur Fortsetzung seines Werks beginnen. Der „Verein deutscher Ingenieure“, an den sich Zeppelin zunächst wandte, verhielt sich im Gegensatz zu seinem früher eingenommenen, wohlwollenden Standpunkt ablehnend. Wohl infolge des vom Verein erstatteten Gutachtens wurde auch der von Graf Zeppelin an Kaiser Wilhelm II. gerichteten Bitte, ihm einen persönlichen Vortrag über sein Luftschiff zu gestatten, nicht entsprochen.

Jeder andere hätte nun den Mut verloren. Auch Zeppelin schrieb damals an einen Freund, der an einer Verletzung darniederlag: „Ich bin auch invalide geworden; mir ist das Herz gebrochen.“ Aber nur für kurze Zeit hielt diese Gemütsdepression an.

Wohl hatte sein von ihm selbst an 10 000 gutsituierte, deutsche Männer gerichteter Aufruf um finanzielle Unterstützung ebensowenig Erfolg wie ein im September 1903 von

¹ Siehe Bild Nr. V.

² Golsmann, Das Werk Zeppelins. 1913.

Scherl in der „Woche“ und im „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlichter „Notruf zur Rettung der Flugschiffahrt“; wohl mußte sogar das erste Luftschiff und die Halle abgebrochen und das Material teilweise verkauft werden; aber Zeppelins Zähigkeit und unbegrenzte Willenskraft ließ ihn auch diese schweren Schläge überwinden. Es gelang ihm, von den betreffenden Werken die für den Neubau eines Luftschiffes nötigen wichtigsten Materialien kostenlos zu erhalten. Dann aber erhielt er durch den König von Württemberg, der ihm schon nach Abbruch der Luftschiffhalle einen Lagerplatz hatte anweisen lassen, die Genehmigung zur Abhaltung einer Lotterie. Trotzdem mußte Graf Zeppelin, um die Bausumme von 400 000 Mark zu erreichen, nochmals eine sehr bedeutende Summe, weit über 100 000 Mark aus seinen eigenen Mitteln aufbringen.

Das mit diesen Mitteln in den Jahren 1904 und 1905 erbaute, zweite Luftschiff fand bei seinem zweiten am 17. Januar 1906 unternommenen Aufstieg in der Nähe von Sommersried unweit des Argentaales ein jähes Ende. Das nicht prall gefüllte Luftschiff hatte starken Auftrieb, geriet in eine starke Windströmung und wurde, da noch dazu eine Motorsteuerung versagte, zum Landen genötigt. Da am Landungsplatz die Hilfskräfte und Einrichtung zur Aufnahme des Luftschiffes fehlten, wurde es durch den bald nach der Landung ausgebrochenen Sturm derartig beschädigt, daß Graf Zeppelin selbst den Befehl zur gänzlichen Zertrümmerung des Fahrzeuges gab.

Das war ein harter Schlag für den schwergeprüften Erfinder, der aber trotz alledem den Kopf hochbehielt und fest entschlossen schien, mit dem Horazischen Helden zu siegen oder unterzugehen. „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae“, war auch sein Lösungswort.

Schon vorher hatte der Graf infolge der Inanspruchnahme eines großen Teiles seines eigenen Vermögens Wagen und Pferde verkauft und eine sehr empfindliche Einschränkung seiner Lebenshaltung eintreten lassen. Dazu kam eine Hiobspost nach der andern aus den livländischen, von der Gattin mit in die Ehe gebrachten Besitzungen, woselbst infolge der Bauernrevolten u. a. das herrliche Schloß mit den vielen Erinnerungen aus der Jugendzeit der Gattin in Flammen aufging. Graf Zeppelin hat mir später einmal, als wir auf die verschiedenen Wechselfälle seines Lebens zu sprechen kamen, selbst gesagt, daß die Zeit nach dem Untergang des zweiten Luftschiffes wohl die schlimmste Zeit seines Lebens gewesen sei. Zu jener Zeit war es auch, als die beiden Vertrauten des Grafen: Baron Bassus und Geheimrat Dr. Hergesell im Inselhotel zu Konstanz erschienenen und dem damals schon schwer krank darniederliegenden Bruder des Grafen die Hiobspost von der Zerstörung des Luftschiffes zwar schonend mitteilten, aber doch durchblicken ließen, daß dies wohl das Ende sei. Die Nachricht mußte um so niederschmetternder sein, als Graf Eberhard, wie aus seiner Abhandlung über das lenkbare Luftschiff seines Bruders hervorgeht, ebenso felsenfest überzeugt war von der erfolgreichen Lösung des Problems der lenkbaren Luftschiffahrt durch seinen Bruder wie dieser selbst.¹

¹ Als ich kurz vor dem ein halbes Jahr später, am 30. Oktober 1906, erfolgten Tode des Grafen Eberhard ihn im Konstanzer Krankenhaus besuchte, erzählte er mir ebenso wie seinem Freunde, dem inzwischen verstorbenen, verdienten Schriftleiter Dr. Johannes Meyer von Frauenseld, leuchtenden Auges, wie sein Bruder ihm wohl noch habe eine letzte Freude bereiten wollen, indem er wenige Tage zuvor mit dem Luftschiff in die Nähe von Konstanz geflogen sei, so daß Graf Eberhard den stolzen Flug seines Bruders von seinem Krankenzimmer aus sehr gut habe beobachten können.

Abermals begann der nicht sehr erfreuliche Kampf um die Aufbringung weiterer Mittel zur Beschaffung eines neuen Luftschiffes. Das Erbitten weiterer Unterstützung war für den Grafen um so schwieriger, als gerade um diese Zeit das preußische Kriegsministerium glaubte, die ihm unterstellten Offiziere offiziell von einer finanziellen Beteiligung an dem Zeppelin-Projekte warnen zu müssen. Wieder war es dagegen sein Landesherr, der durch Genehmigung einer zweiten Lotterie das Unternehmen möglich machte. Allmählig gelang es auch dem Grafen, aus seinen livländischen Gütern erhebliche Mittel herauszuziehen.¹

Der Bau des dritten Luftschiffes ging flott vonstatten. Am 9. und 10. Oktober 1906 fanden zwei Aufstiege mit dem neuen Luftschiffe statt, die glänzend gelangen und großes Aufsehen namentlich wegen der erreichten Geschwindigkeit erregten, sodaß auch die Reichsmilitärverwaltung ihren anfänglich ganz und gar ablehnenden Standpunkt nicht länger mehr festhalten konnte.

Am 19. Dezember 1906 fand in Berlin eine Sitzung von Vertretern der Reichsämter und des Kriegsministeriums statt, in der beschlossen wurde, durch einen Nachtragsetat die Summe von 500 000 Mark für die Fortsetzung der Zeppelinschen Versuche zu fordern, allerdings vorerst nur zum Zwecke der Erbauung einer eisernen schwimmenden Halle auf dem Bodensee, die ins Eigentum des Reiches übergehen sollte. Am 15. April 1907 wurde dieser Nachtragsetat vom Reichstag einstimmig angenommen. Die Ausführung der Halle verzögerte sich aber durch anhaltend stürmisches Wetter derart, daß die Fahrten aus derselben mit dem bislang in der festen Holzhalle in Manzell verwahrten, inzwischen umgebauten und verbesserten Luftschiff erst am 24. September erfolgen konnten. Die Versuche endigten mit einer achttündigen Probefahrt am 30. September 1907, die der Vertreter des Reichsmarineamts, Fregattenkapitän Mißke, selbst mitmachte. Die Hauptbedingung, von der die Gewährung weiterer Reichsmittel durch das preußische Kriegsministerium abhängig gemacht wurde, die Ausführung einer 24stündigen Fahrt, konnte wegen der Kürze der Tage im Jahre 1907 nicht mehr erfüllt werden. Graf Zeppelin selbst wäre auch zu der 24stündigen Fahrt damals schon bereit gewesen; aber die Schwierigkeit, die Fahrtrichtung bei Nacht und Nebel mit unzureichenden Mitteln einzuhalten, mußte schließlich doch den Ausschlag für die Unterlassung der Fahrt geben.

In einer Sitzung der Staatssekretäre und Minister vom 26. Oktober 1907, in welcher namentlich der Kriegsminister und der Chef des Generalstabes der „einzigartigen Neuschöpfung des Grafen Zeppelin“ Anerkennung zollten im Gegensatz zu den anderen Systemen, die nicht besondere, selbständige Systeme darstellten, wurde einstimmig vorgeschlagen, dem Grafen Zeppelin aus Reichsmitteln zu gewähren: zur Beendigung des Neubaus eines Luftschiffes und der Versuche mit diesem 400 000 Mark und ferner einen Betrag von 215 000 Mark, der sich zusammensetzt aus den vom Grafen nachgewiesenen Aufwendungen für seine Luftschiffe, und einen Betrag von 500 000 Mark, die eine Entschädigung bilden sollten für die vom Grafen Zeppelin in den letzten 15 Jahren aufgewendeten eigenen Arbeitsleistungen. Diese Anträge wurden im folgenden Jahre vom Reichstag einstimmig genehmigt. Inzwischen waren ebenso langwierige als schwierige

¹ Als während des jetzigen Krieges russische Festungen und Häfen durch Zeppelinkreuzer bombardiert wurden, regten sich die russischen Zeitungen hierüber hauptsächlich deswegen auf, weil fälschlich behauptet wurde, daß Zeppelin die Ausführung seiner Erfindung nur russischem (!) Gelde verdanke.

Verhandlungen zwischen der Reichsverwaltung und hervorragenden deutschen Industriellen wegen der Gründung einer Luftschiffbaugesellschaft im Gange, die aber zu einem Erfolge nicht führten.

4. Durchbruch zum Sieg.

Da unterdessen wieder eine schwere Störung durch ein widriges Naturereignis eingetreten war, indem bei heftigem Sturm am 14. Dezember 1907 die schwimmende Halle teilweise zum Sinken gebracht und das darin geborgene Luftschiff ebenfalls schwer beschädigt wurde, konnte trotz Aufgebots aller Kräfte erst im Juni 1908 das neu fertiggestellte, bedeutend verbesserte und mit einer in den Laufgang eingebauten Kabine versehene vierte Luftschiff in die wiederhergestellte schwimmende Halle verbracht werden.

Nach einigen kurzen Probeflügen wurde mit diesem neuen Fahrzeug am 1. Juli 1908 unter Führung des Grafen selbst jene Fahrt unternommen, die längste, die bis dahin jemals einem Luftschiff gelungen war, und die unter dem Namen

Schweizerfahrt

eine europäische Berühmtheit erlangte.

Der Zweck dieser Fahrt war nicht, wie vielfach behauptet wird, durch ununterbrochenen, 24stündigen Aufenthalt in der Luft und durch Landung an einem vorgeschriebenen Ort den Nachweis der Bewährung des Luftschiffes den Reichsbehörden gegenüber zu erbringen. Wie Direktor Dürr mir bestimmt versicherte, stieg der Graf mit ihm nur zu einer längeren Werkstattfahrt im Luftschiff auf. Es war keine Zeit für die Dauer der Fahrt festgelegt. Dem Grafen schwebte der Gedanke schon längst vor, einmal eine Fahrt über eine besonders reizvolle Landschaft zu unternehmen. Erörterungen darüber, ob es dem Grafen darum zu tun war, festzustellen, daß sein Luftschiff auch den gefährlichen Luftströmungen in den Gebirgspässen gewachsen sei, oder ob er durch die Wahl der Strecke nach Luzern für seine erste größere Fahrt dem Schweizerland, mit dem er durch Verwandtschaft und durch seinen Jugendaufenthalt in engere Beziehungen getreten war, gewissermaßen eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte, erscheinen daher zwecklos. Jedenfalls bewährte sich das Luftschiff auf dieser Fahrt in allen seinen Teilen ausgezeichnet. Wo sich das Luftschiff auch zeigte, überall erregte es Stürme von Begeisterung und nicht zum mindesten gerade in dem vom internationalen Publikum am meisten besuchten Gebiete des Vierwaldstättersees. Die bis dahin von keinem anderen Luftschiffe erreichten Leistungen (Eigengeschwindigkeit von 60 Kilometern die Stunde und Steigung bis zu einer Höhe von über 800 m) machten im Auslande einen gewaltigen Eindruck.

Wenige Wochen zuvor hatte das englische illustrierte Blatt „The Graphic“ eine Zeichnung gebracht, auf der die Gondeln eines Zeppelinschen Luftschiffes abgebildet waren, mit der Überschrift: „Ein Phantasiebild aus künftiger Zeit.“ Das Luftschiff war dargestellt auf einer Reise in die Schweiz. In den Gondeln war eine vergnügte Reisegesellschaft zu sehen, die staunend auf die Schweizer Berge hinabblickten. Kurz nachdem der Telegraph die Kunde von der gelungenen Schweizerfahrt des Grafen Zeppelin der überraschten Welt verkündet hatte, schrieb eine andere englische Zeitung, die „Daily Mail“, in banger Ahnung die prophetischen Worte:

„Vom englischen Standpunkt aus kann man die Eroberung der Luft nicht als wünschenswert betrachten. England wird aufhören eine Insel zu sein. Was nützt ihm

die Meerbeherrschung, wenn der Feind durch ein anderes Element kommen kann? Das englische Kriegsministerium und die Admiralität müssen Versuche großen Stils anstellen, und das Parlament muß die nötigen Geldmittel gewähren.“

Die übrige ausländische Presse hat damals fast rundweg die gewaltige Bedeutung der Schweizerfahrt Zeppelins mit neidloser Freude anerkannt.

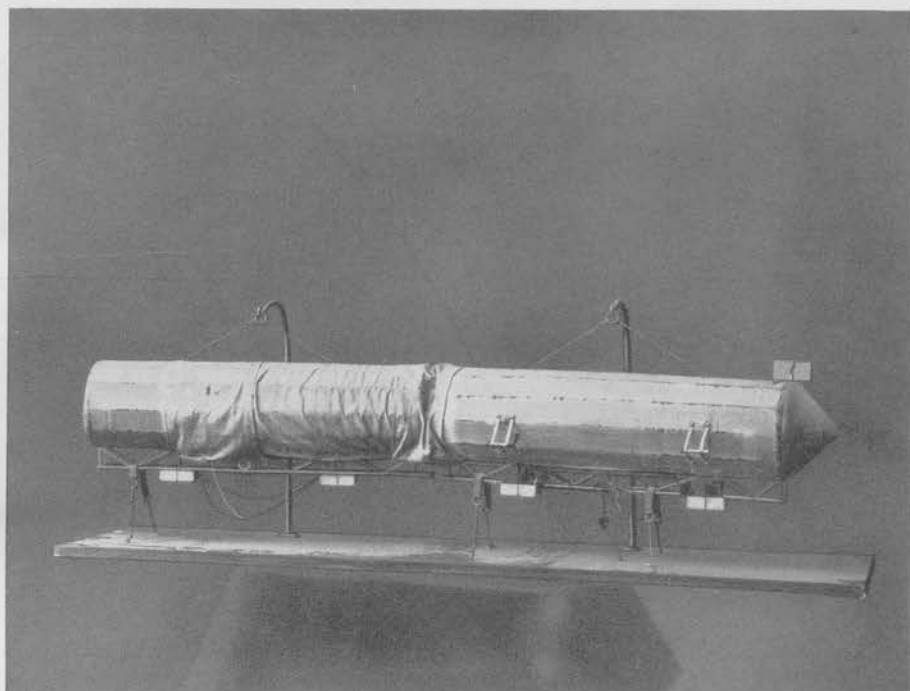
Professor Dr. Hergesell, der das Glück hatte, diese einzig schöne Fahrt mitzumachen, hat dieselbe mit so begeistert schönen Worten geschildert, daß ich mir nicht versagen kann, die Schlußsätze seiner Beschreibung hier wörtlich wiederzugeben:

„Die eigentlich beabsichtigte Fahrt nach dem Walensee und in das Rheintal mußte leider aufgegeben werden; denn dort standen dunkle mächtige Gewitterwolken, die aufzusuchen nicht ratsam schien. Wir wandten uns deshalb nordostwärts, Winterthur zu, über die reizenden Waldgebirge des Thurgaus in mannigfachen Wendungen dahinfahrend, beständig gegen einen Nordostwind von etwa 6 m in der Sekunde. Die Fahrt ging die Bahn entlang; mit einem Zuge fuhren wir eine Zeitlang um die Wette; keiner überholte den anderen. Etwas vor 4 Uhr waren wir über Winterthur, nach 5 Uhr über Frauenfeld, wo wir mit den Offizieren der dortigen Artillerieschule Grüße austauschten. Um halb 6 Uhr erblickten wir wiederum die weite Fläche des blauen Bodensees; hell beschien die Abendsonne die Heimstätte unseres Luftschiffes, die gewaltige Reichshalle, uns zur direkten Heimfahrt einladend. Doch die ermüdeten Männer widerstanden tapfer dem lockenden Gruß. Wir wandten den Schnabel des Schiffes ostwärts; galt es doch unser Versprechen einzulösen, Korschach und das Rheintal aufzusuchen. Nach 7 Uhr passierten wir die Rheinmündung, nachdem wir noch Staad und das romantisch gelegene Walzenhausen berührt hatten. Nach so vielen Schönheiten und Naturwundern brachte die Heimat doch wieder Neues, wenn nicht das Schönste: den Sonnenuntergang über dem Bodensee. Eine rote Feuerkugel hing der Sonnenball über der rot schimmernden Wasserfläche, während wir direkt in den roten Glanz hineinfuhren. Im stillen Abendfrieden lagen die Ufer des Sees; als helleuchtende Sterne strahlten die Lichter der Uferstädte; über uns summten die Propeller ihr eintöniges Lied, und ruhig und stetig schoß unser schnelles Schiff der bergenden Halle zu. Um 8 Uhr 26 Minuten berührten die Gondeln die Wasserfläche, nachdem wir genau zur gleichen Zeit am Morgen die Fluten des Sees verlassen hatten. In zwölfstündiger Fahrt hatten wir Städte und Berge in mannigfacher Gestaltung und Lage überflogen, Grenzen verschiedener Staaten gekreuzt, immer Herren unseres Schiffes, immer Meister im flutenden Luftmeer, wahre Eroberer des Luftozeans.

Neben mir aber stand der Mann, der dies alles, man kann wohl sagen, gegen den Widerstand einer ganzen Welt geschaffen, in ruhiger, aber stolzer Bescheidenheit da. Ein mildes Lächeln verklärte seine ruhigen Züge, als er auf seine Arbeitsstätte, den Bodensee, herabblickte. Die Abendsonne beschien das edle Antlitz und küßte es mit dem Hauche der Unsterblichkeit.“

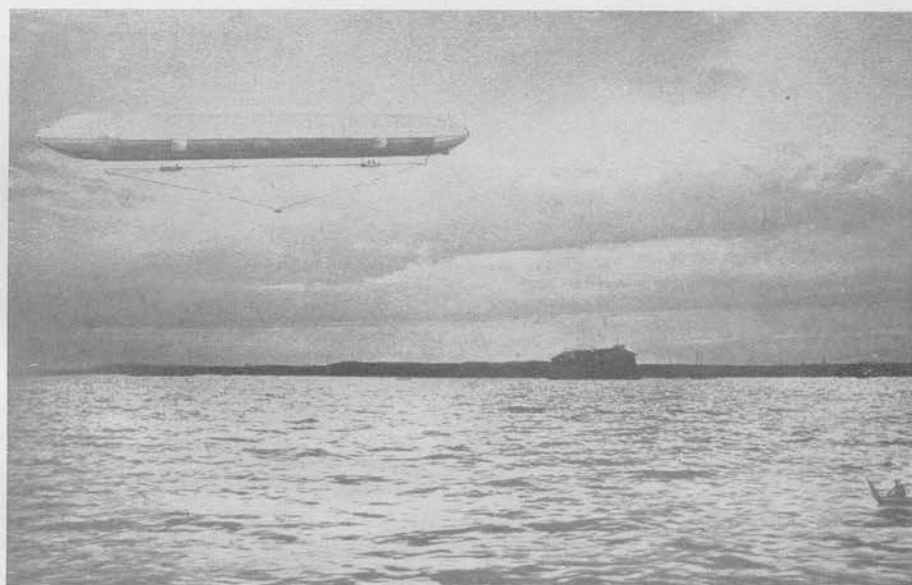
Zwei Tage nach der Schweizerfahrt wurde dem genialen Erfinder die ungewöhnliche Auszeichnung zuteil, daß Ihre Majestäten der König und die Königin von Württemberg sich seinem Luftfahrzeug zu einer Rundfahrt über das schwäbische Meer anvertrauten.

Die in München erscheinende illustrierte satirische Wochenschrift „Die Jugend“ schrieb damals aus diesem Anlasse:



Modell des lenkbaren Luftzuges

(Aus dem Vereinamuseum)



Erster Aufstieg am 2. Juli 1900

„Hurra dem mutigen Königspaar!

Man braucht nicht aus Byzanz zu sein
 Und kann doch einmal Hurra schrein.
 Ich weiß, das Königspaar von Schwaben
 Will keinen lauten Beifall haben.
 Und doch — Dort liegt der Zeppelin,
 Soeben probt der Meister ihn;
 Zum Grafen lenktet Ihr den Schritt:
 „Charlotte, komm, wir fahren mit!“
 Hoch in den Lüften mit dem Grafen
 Flagt Ihr nach Eurem Friedrichshafen.
 Herrgott, die haben Schneid im Leib,
 Der König und des Königs Weib!
 Das freute mich so recht im stillen,
 Schon um des wackeren Grafen willen.
 — Ich bin nicht aus Byzanz — nein! nein!
 Und dennoch muß ich Hurra schrein!“

Bei einem Empfange, den der damalige Präsident der französischen Republik Fallières wenige Tage darnach einigen Diplomaten gab, führte er nach einem Bericht der „Tägl. Rundschau“ folgendes aus:

„Es ist nicht zu verkennen, daß der jüngste Aufstieg Zeppelins eine hochbedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der Luftschiffahrt ist, die noch um so sympathischer berührt, als der Graf sich seines Systems so bewußt war, daß er sich nicht scheute, die Gewähr für das Leben regierender Persönlichkeiten zu übernehmen, indem er das württembergische Königspaar mit in die Lüfte nahm. Ein derart sicheres Gefühl müsse Beachtung verdienen, und man könne nur wünschen, daß es den französischen Luftschiffern gleichfalls gelingen möge, mit dem deutschen Erfolg Schritt zu halten. Wenn auch Frankreich unter den Nationen, die Luftschiffe in größerem Maßstabe bauen, immer noch eine führende Stelle einnehme, so dürfe man auch in Zukunft nicht bei den erzielten Erfolgen stehen bleiben. Es sei vielmehr ureigenstes Interesse der Republik, den deutschen Erfolg durch einen vollwertigen französischen zu quittieren.“¹

Am 8. Juli 1908 feierte Graf Zeppelin seinen 70. Geburtstag. Daß ein so wichtiger Lebensabschnitt des berühmten Erfinders nicht unbeachtet vorübergehen konnte, ist selbstverständlich. Graf Zeppelin aber in seiner gewohnten rührenden Bescheidenheit wollte sich allen in Aussicht stehenden Ehrungen und Ovationen von vornherein dadurch entziehen, daß er einige Tage vor dem 8. Juli sich auf sein geliebtes Girsberg zurückzog. Trotzdem fanden sich Vertreter des Königs von Württemberg und der Ständekammer zur Gratulation ein. Die Universität Tübingen ernannte den Grafen zum Ehrendoktor. Aus aller Welt liefen Glückwünsche ein. Die Zahl der Glückwunschtelegramme betrug nahezu tausend. Seine Vaterstadt und die württembergische Hauptstadt Stuttgart ernannten ihn, wie schon das Jahr zuvor die Stadt Friedrichshafen, zum Ehrenbürger.

Am Vorabend seines Geburtstages kam der Graf nach Konstanz, um die Huldigung der Jugend² entgegenzunehmen. Am Festtag selbst fand sich unter Führung des Oberbürgermeisters Dr. Weber eine Abordnung der Konstanzer Stadtvertretung im Refektorium

¹ Was bekanntlich den Franzosen trotz der genauen Einsichtnahme von der Konstruktion des im Jahre 1912 nach Lunéville verflagenen Zeppelinschen Luftschiffes bis heute noch nicht gelungen ist.

² Siehe unten Seite 44 f.

des Inseihotels ein, um in dieser durch die Geburt des Grafen besonders geweihten Stätte ihrem berühmten Sohn die Ehrenbürgerrechtsurkunde zu überreichen. In seiner Ansprache führte Dr. Weber unter anderem aus:

„Was unsere Jugend gestern in feuriger Begeisterung durch Wort und Lied kundgegeben hat, das will heute der Rat der Stadt feierlich bekräftigen. Der Bürgerschaft im Verein mit dem Stadtrat hat in einer gemeinsamen Sitzung schon am 30. März d. J. den einstimmigen Beschluß gefaßt, den hochverdienten Sohn unserer Stadt, dessen Ruhm zu unserer großen Freude das ganze Erdenrund umspannt, die höchste Ehre, die eine Gemeinde vergeben kann, zu verleihen, indem er Erzellenz zum Ehrenbürger unserer Stadt ernannt hat.

Noch stehen wir unter dem zauberhaften Dämme des glückhaften Schiffes, das zu wiederholten Malen stolz und sicher über unsere Stadt dahinslog, dem Willen seines genialen Erfinders und Erbauers, dem Befehl seines Lenkers folgend, das Luftmeer, in welchem bis jetzt der Mensch nur ein Spielball war, beherrschend und ganz neue Verhältnisse schaffend, auf dem Gebiete der Landesverteidigung, des Verkehrs und der internationalen Beziehungen, deren Wirkungen unabsehbar sind. Aber nicht der Erfolg des Augenblicks, die wohlgelungene Fahrt in die Schweizerlande, hat uns zu diesem Entschluß geführt, sondern wir wollten durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts unserer Stadt den ritterlich gesinnten, jugendfrischen, echt deutschen Mann ehren, der in seinem ganzen Leben und Wirken schon so viele Beweise seiner sieghaften Genialität, seiner unerschütterlichen Ausdauer und nie wankenden Energie gegeben hat, und der dadurch ganz besonders befähigt war, ein so wichtiges Problem, wie die Lenkbarkeit des Luftschiffes, noch in späten Jahren seines Lebens vorzubereiten und zu meisterhaftem Gelingen zu führen.“

Tiefgerührt und mit tränenerstickter Stimme dankte Graf Zeppelin und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß sein Werk mit Gottes Hilfe in seiner Vaterstadt solche Anerkennung gefunden habe. Die auf Pergament geschriebene, von Goldornamenten umrahmte Urkunde, entworfen und ausgeführt von der kunstgewerblichen Anstalt unseres Mitgliedes Herrn Schmidt-Pecht in Konstanz, befindet sich in einem auf vier Kugelfüßchen stehenden pultartigen Kästchen, welches mit hellgrauem Leder bezogen und mit reichem verfilberten und vergoldeten Metallbeschlag verziert ist. Durch seine vornehm künstlerische, von der gewöhnlichen Art abweichende Ausführung bildet das Kästchen eine besondere Sehenswürdigkeit.

Ein Festmahl im Inseihotel, an welchem als Vertreter des Königs von Württemberg General von Bilfinger und eine Deputation der 1. württembergischen Kammer teilnahm, beschloß die Feier in Konstanz. Auch die Schweizer ließen es sich nicht nehmen, dem Grafen abends noch bei seiner Rückkehr nach Girsberg ihre Verehrung durch einen von der Gemeinde Emmishofen veranstalteten Fackelzug zum Ausdruck zu bringen. Graf Zeppelin hielt auch hier auf die Ansprache des Gemeindeamanns Seitz von Emmishofen eine Rede, die mit einem jubelnd aufgenommenen Hoch auf die Schweiz, „sein zweites Vaterland“, schloß.

Am 4. August entschloß sich Graf Zeppelin unerwartet zu einer zweiten großen Fernfahrt. Er wollte endlich einmal die Bedingung erfüllen, die das Reich an den Ankauf des Luftschiffes geknüpft.

Diese Fernfahrt, die noch größere Berühmtheit als die Schweizerfahrt erlangte, endigte mit der

Katastrophe von Eckterdingen.

Der Aufstieg erfolgte in Friedrichshafen um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens. Über Konstanz, Schaffhausen, dem Rhein entlang, fuhr das Luftschiff nach Basel und Straßburg, das nach 5 $\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt erreicht und unter dem Geläute der Münsterglocken und

Geschützsalven umkreist wurde. Weiter ging die Fahrt über Speyer, Worms rheinabwärts bis in die Gegend von Oppenheim, wo infolge eines Motorschadens eine Zwischenlandung notwendig wurde. Nach 5stündigem Aufenthalt wurde das bestimmungsgemäße Endziel Mainz angesteuert und sodann rheinaufwärts Mannheim überflogen. Stuttgart wurde am 5. August früh 6 Uhr in langsamer Fahrt erreicht. Da der vordere Motor neuerdings einen während der Fahrt nicht mehr gutzumachenden Schaden erlitt und inzwischen heftiger Gegenwind eingetreten war, mußte gegen 8 Uhr morgens in Echterdingen eine zweite Landung vorgenommen werden, die ohne jede Hilfe und ohne jede Beschädigung vonstatten ging. Während aber Graf Zeppelin sich auf kurze Zeit vom Luftschiff entfernt hatte, riß ein kolossaler Windstoß die Verankerung aus dem Boden. Das Luftschiff wurde den Händen der Soldaten entrissen und mit nur zwei Mann in den Gondeln vom Winde entführt. Ein Mann der Besatzung hatte die Geistesgegenwart die Ventile zu ziehen, worauf sich das Luftschiff rasch wieder senkte, aber bei heftigem Streifen über eine Baumgruppe in Brand geriet und vollständig zerstört wurde.

Als dem Grafen die Schreckenskunde überbracht wurde, war er schnell mit seinem Kraftwagen an der Unglücksstätte. Tief ergriffen stand er vor dem rauchenden Trümmerhaufen. Kaum eine Viertelstunde vor der Katastrophe hatte er in der Kabine geschlafen, die ganz vernichtet wurde. Er wäre also fast selbst ein Opfer der Flammen geworden. Nicht nur sein Luftschiff, das mehr geleistet wie keines zuvor, auch die Hoffnung auf Weiterführung seines großen Werkes schien vernichtet. Doch nur einen Augenblick ließ er den Kopf sinken. Noch während er vor den rauchenden Trümmern seines Luftschiffes stand, trat ein einfacher Mann aus dem Volk auf ihn zu, zog seinen wohlgefüllten Geldbeutel aus der Tasche, öffnete ihn und bot den Inhalt dem erstaunten Grafen als Beisteuer zu einem neuen Luftschiff an. Als er nach Stuttgart kam und am späten Abend nach Friedrichshafen mit dem Zuge zurückkehrte, da standen sie wieder Kopf an Kopf in dichtgedrängten Scharen. Mit tränenerstickter Stimme dankte der Graf für die wirklich ergreifende Teilnahme, die sich sofort bei Bekanntwerden der Echterdinger Katastrophe in allen Volksschichten kundgab. Er fühlte es tief: der Wendepunkt war eingetreten. Das Geschick hatte unserem Volke mit dem Echterdinger scheinbar namenlosen Unglück ein großes Glück beschert. Dahin war die tiefbedauerliche, von Parteihader verursachte Uneinigkeit des Volkes. In einer solchen Zeit da schwinden alle Standes- und Klassengegensätze, alle Glaubensunterschiede. Vorbei waren alle egoistischen und klebrigen Bestrebungen. Da zeigte es sich, wie gesund und kräftig doch das deutsche Volksherk schlägt. Graf Zeppelin stand nicht mehr allein; sein deutsches Volk, vom Fürsten bis zum Arbeiter, stand hinter ihm.

Der Kaiser tröstete ihn telegraphisch und beglückwünschte ihn zu dem großen Erfolg, den das verbrannte Luftschiff zweifellos erzielt hatte. Und als einer der ersten fand sich am nächsten Morgen König Wilhelm II. von Württemberg, der gerade in seiner Sommerresidenz Friedrichshafen weilte, bei dem Grafen ein, um diesem seine Teilnahme nicht nur in Worten, sondern auch durch Ueberreichung einer Anweisung auf eine hohe Summe für den Bau eines neuen Luftschiffes auszudrücken. Gräfin Zeppelin erzählte mir, daß sie, der man mit Rücksicht auf ihren leidenden Zustand das Unglück verschwiegen hatte, nicht wenig überrascht war, am 5. August spät abends ihren Gatten ins Schlafgemach treten zu sehen, ohne von der Rückkehr des Luftschiffes etwas vernommen zu haben. „Du kommst allein,“ rief sie bestürzt; „sag mir, dem Luftschiff ist etwas

passiert?" „Ja," sagte der Graf, „es ist verbrannt; aber eben habe ich eine Depesche erhalten, daß Lanz (Mannheim) 50 000 Mark für ein neues gespendet hat." „Dann allerdings," meinte die Gräfin aufatmend, „haben wir ja keinen Grund, traurig zu sein." Dasselbe Ungewitter, das am 5. August 1908 die Katastrophe von Echterdingen verursacht hatte, hatte auch die badische Stadt Donaueschingen, die Residenz des Fürsten zu Fürstenberg, zum großen Teil eingäschert. Es ist bezeichnend für die Denkweise des Grafen Zeppelin, daß er, noch ehe er wissen konnte, ob er die bedeutenden Mittel für ein neues Luftschiff zusammenbringen werde, telegraphisch eine sehr hohe Summe für die Donaueschinger Abgebrannten zur Verfügung stellte und damit den Anstoß zu einer reichen Sammlung für diesen Zweck in ganz Deutschland gab. Die Ermägung, daß er damit der Sammlung für sein Luftschiff etwa Eintrag tun könnte, fand im Herzen dieses Mannes keinen Raum.

Der Sturm nationaler Gefebfreudigkeit, der sodann, dem Beispiele des württembergischen Königs folgend, ganz Deutschland durchbrauste, hat natürlich in erster Linie auch am Bodensee aus den Händen und Herzen reiche Spenden geschüttelt. Wenige Tage nach dem Unglück hatten die dem Grafen Zeppelin überwiesenen Summen einen Betrag erreicht, der schon die für den Neubau eines Luftschiffes erforderliche Höhe überschritt. Und mehr als sechs Millionen Mark standen nach Abschluß der Sammlung dem jetzt mit einem Schlag zum Liebling des deutschen Volkes gewordenen Grafen zur Verfügung.

Zeppelin ruhte nun keineswegs auf den Lorbeeren seiner großen Dauerfahrt aus. Sofort nahm er die zur Weiterbildung der erzielten Erfolge erforderlichen Arbeiten wieder auf und machte sich zunächst mit größter Beschleunigung an die Wiederherstellung des einige Monate zuvor in der schwimmenden Halle schwer beschädigten dritten Luftschiffes in der feststehenden Halle auf dem Lande. Schon im Oktober 1908 konnten die Probefahrten mit dem wiederhergestellten Luftschiff vorgenommen werden. Ende Oktober nahm die Herzogin Vera von Württemberg, am 27. Oktober Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Kaiser Wilhelms II., am 29. Oktober Herzog Albrecht von Württemberg an einem Aufstieg teil, und als am 7. November der deutsche Kaiser zum Besuch des Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen weilte, erschien der Deutsche Kronprinz in Friedrichshafen, um mit dem von Graf Zeppelin selbst geführten Luftschiff seinen kaiserlichen Vater in der fürstlich fürstenbergischen Residenz zu begrüßen.

Das Jahr 1908 sollte für den Grafen nicht ohne einen besonderen feierlichen Akt zu Ende gehen. Am 10. November besuchte der Deutsche Kaiser mit der Familie des Fürsten zu Fürstenberg die Friedrichshafener Luftschiffwerfte¹ und ließ sich das Luftschiff von einem Dampfer aus vorführen.

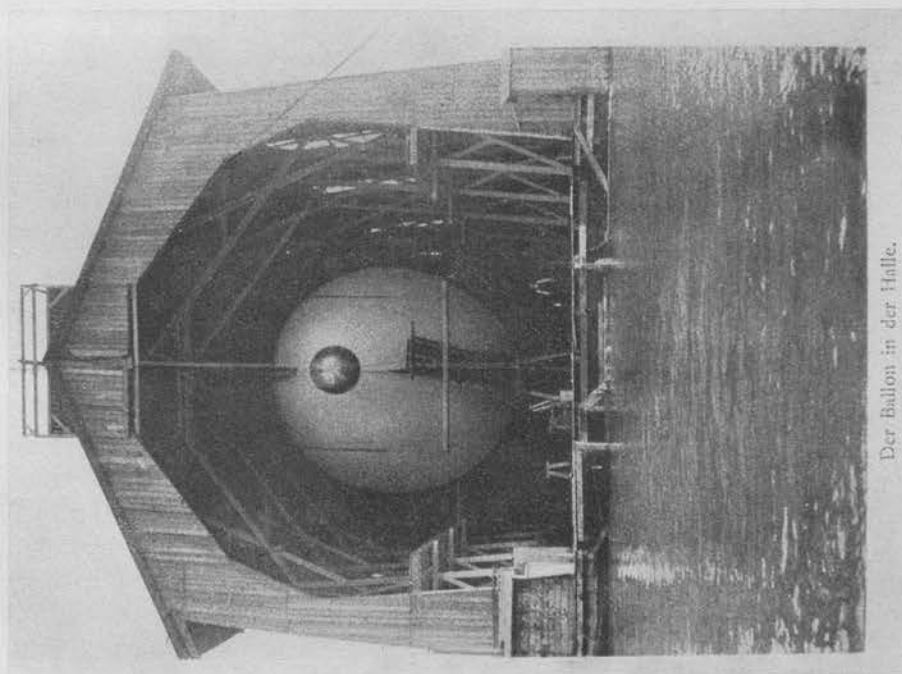
Als das Luftschiff nach Beendigung der Vorführung wieder in die Halle verbracht war, meldete sich Zeppelin in strammer militärischer Haltung beim Kaiser. Dieser schüttelte ihm die Hand und hielt dann eine allen Beteiligten unvergeßliche Ansprache, in der er hervorhob, daß Deutschland stolz sein könne, im Grafen Zeppelin einen Mann zu besitzen, der es durch seine Erfindung an einen neuen Entwicklungspunkt der Kultur geführt habe. Als Zeichen seiner bewundernden Anerkennung verlieh der Kaiser dem Grafen den hohen Orden vom Schwarzen Adler.²

¹ Siehe Bild Nr. VI.

² Siehe Bild Nr. VII.



S. M. Kaiser Wilhelm in Mlanell



Der Ballon in der Halle.

Erste Luftschiffhalle bei Mlanell

Verlag des Polygraph. Instituts A.-G., Zürich. Alle Rechte vorbehalten

5. Zeppelin im Zenith seines Ruhmes 1909.

Am 1. April 1909 unternahm Graf Zeppelin die erste Fernfahrt nach München, die besonders uns Bewohnern des bayerischen Bodenseegebietes noch lebhaft in Erinnerung ist. Mit der größten Spannung las man in Lindau die von Stunde zu Stunde angeschlagenen Telegramme über die vom Luftschiffe zurückgelegten Entfernungen. Die Erregung steigerte sich, als auch am Bodensee ein gewaltiger Sturm einsetzte und als der Telegraph verkündete, daß das Luftschiff in der Landeshauptstadt Bayerns zur größten Enttäuschung der ganzen auf den Beinen befindlichen Münchner Bevölkerung nicht landen konnte, sondern immer mehr vom Sturm nach Osten abgetrieben wurde, bis es schließlich gelang, bei Boching in Niederbayern zu landen. Zum ersten Male mußte das Luftschiff auf dieser Fahrt gegen Schneesturm und Hagel ankämpfen, hat aber diesen Kampf siegreich bestanden. Als nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt das Luftschiff am nächsten Tage wieder nach München zurückkehrte und Graf Zeppelin auf dem Oberwiesenfelder Exerzierplatz glücklich landete, da kannte der Jubel und die Begeisterung der Münchner keine Grenzen mehr. Da half kein militärisches Spalier und keine Schutzmannschaft, das Volk zurückhalten. Jeder wollte den großen Erfinder sehen und ihm seine Freude zujubeln. Unser Bild,¹ das von unserem fürstlichen Mitglied, Ihrer Königlichen Hoheit Frau Prinzessin Therese selbst aufgenommen und dem Zeppelinmuseum des Vereins gestiftet worden ist, zeigt eben den Moment, da Graf Zeppelin von dem greisen Prinzregenten Luitpold von Bayern aufs herzlichste begrüßt wird. Bei diesem Anlaß verlieh der Prinzregent dem Grafen als dem ersten Nichtbayerern zum Zeichen seiner besonderen Anerkennung die goldene Luitpoldmedaille.

Als die Kunde von der glücklichen Landung des Grafen in München und von dem Antritt der Heimfahrt nach Lindau gekommen war, benützte ich mit meinen Kindern gleich vielen Hunderten meiner Mitbewohner den Friedrichshafener Abendzug, um in Friedrichshafen Zeuge der glücklichen Heimkehr des Grafen zu sein. Hunderte und Aberhunderte hatten denselben Gedanken gehabt. Von allen Seiten, zu Schiff und auf den Bahnen, in Autos und auf Fahrrädern strömten sie herbei, und in Friedrichshafen selbst herrschte begreiflicherweise eine fieberhafte Aufregung. Mußte man doch auch bei dieser stürmischen Fahrt mit einem wiederholten Versagen der Motore rechnen. Endlich als die Dämmerung schon eingebrochen war, hörte man von Norden her das Summen der Propeller, und kurz darnach erschien das stolze Luftschiff über der Stadt, um sich vor der Luftschiffhalle bei Manzell langsam niederzulassen und glatt zu landen. Alles strömte vor das Hotel zum Deutschen Haus, das damalige Quartier des Grafen, um ihm, dem unser aller Hoffen und Sehnen galt, die Freude über die glückliche Wiederkehr von der so schwierigen Fahrt zum Ausdruck zu bringen. Es dauerte nicht allzu lange, als der Graf auf seinem Luftschraubenboot über den See kam, am Garten des Deutschen Hauses landete und den Versuch machte, möglichst unauffällig seine Wohnung zu erreichen. Seine Bemühung war aber umsonst. Kaum war er trotz der inzwischen eingetretenen Dunkelheit erkannt, so ging der Jubel und das Hochrufen los. Das „Deutschland über alles“ erklang, und die Menge gab sich nicht eher zufrieden, als bis der Graf immer und immer wieder auf dem Balkon des Hotels erschien und sich der beglückten Menge zeigte.

¹ Siehe Bild Nr. VII.

Die vierte große Luftfahrt in den Pfingstfeiertagen 1909 unter Leitung des Oberingenieurs Dürr sollte eine Dauerfahrt sein. Ohne eine Zwischenlandung flog das Luftschiff 38 Stunden von Friedrichshafen bis zur Stadt Bitterfeld und zurück bis nach Göppingen. Bei der Landung dortselbst erlitt das Luftschiff auf freiem Felde eine kleine Beschädigung durch einen auf dem Felde stehenden Birnbaum, konnte aber, nachdem die beschädigte Gaszelle wieder notdürftig geflickt war, den Rest des Weges nach Friedrichshafen noch zurücklegen.

Die fünfte Fernfahrt bezweckte, das Reichsluftschiff Z II nach Köln zu verbringen. Graf Zeppelin, der wieder selbst die Führung übernommen hatte, verband damit einen Besuch der Internationalen Luftschiff-Ausstellung in Frankfurt. Am 5. August traf er in Köln ein. Die Fahrt über den Mittelrhein bis dorthin glich einem Triumphzug seltenster Art. Als das Luftschiff in Köln in Sicht kam, ertönte auf dem Dom die mächtige Kaiserglocke, die nur bei ganz außergewöhnlichen Anlässen ihre dröhnende Stimme erschallen läßt.

Am 26. August trat Graf Zeppelin von Manzell aus die sechste Fernfahrt und zwar nach der Reichshauptstadt Berlin an. Diese Fahrt bedeutete unstreitig den Höhepunkt aller bisherigen Luftreisen des Grafen. Auf Wunsch des Kaisers vollzog sich die Fahrt Ende August mit Rücksicht auf die Schuljugend, die um diese Zeit noch in Ferien war. Es wird behauptet, daß seit den Beisetzungsfeierlichkeiten für Kaiser Wilhelm I. in Berlin kein solcher Menschenstrom mehr beobachtet werden konnte. Es sollen außer den 3 Millionen Einwohnern über eine Million Fremde anwesend gewesen sein. Die Landung und Begrüßung durch die kaiserliche Familie erfolgte am 29. August auf dem Gelände des Luftschifferbataillons in Tegel. Graf Zeppelin fuhr als Gast des Kaisers im kaiserlichen Auto durch die Straßen Berlins, die mit beständig ihm zujubelnden Menschen überfüllt waren, zum königlichen Schlosse, vor welchem ihm eine nationale Huldigung im großen Stile dargebracht wurde. Das Luftschiff trat am 29. August seine Heimreise an den Bodensee an und gelangte, nach einem durch Motordefekt verursachten, unfreiwilligen eintägigen Aufenthalt in Bülzig bei Bitterbog, abends eben noch rechtzeitig an den Bodensee zurück, um sich für einen ganz besonders bedeutungsvollen Zweck zur Verfügung stellen zu können.

Graf Zeppelin war am 29. August in dem ihm vom Deutschen Kaiser zur Verfügung gestellten Salonwagen mit der Bahn nach Friedrichshafen zurückgekehrt. Am darauffolgenden Tage kam der österreichische Kaiser Franz Josef I., der seit Eröffnung der Arlbergbahn (1884) nicht mehr in Vorarlberg gewesen war und anläßlich der Jahrhundertfeier der Tiroler und vorarlbergischen Freiheitskämpfe nach 25 Jahren wieder einmal die Landeshauptstadt Bregenz besuchte, unter anderem auch zum Besuch des Königs von Württemberg nach Friedrichshafen, bei welcher Gelegenheit der Kaiser auch den zum Empfang anwesenden Grafen Zeppelin mit besonderer Ehrung bedachte.

Und nun kam der große für die Bewohner des Bodensees unvergeßliche Tag, der uns den

Besuch des Bundesrates und Reichstages bei Zeppelin

brachte.

Schon längst hatte man von der Absicht der Vertreter des Deutschen Reiches gehört, die epochemachende Erfindung des genialen Sohnes Bodans am Orte ihrer Entstehung in Augenschein zu nehmen und sich von der Brauchbarkeit möglichst selbst

durch Probefahrten zu überzeugen. Das Anrecht hierauf hatte die Reichsvertretung zweifellos durch die einstimmig ohne Unterschied der Parteien erfolgte Bewilligung der für die Verwertung der Zeppelinschen Erfindung erforderlichen, bedeutenden Mittel sich erworben.

Wenn die wenige Tage zuvor erfolgte Fahrt des Zeppelinschen Luftschiffes nach Berlin als der Hauptstadt des großen deutschen Reiches gewissermaßen als ein Besuch des Grafen bei dem deutschen Volke, das durch die Millionen-Haupt- und Residenzstadt verkörpert wird, sich dargestellt hat, so war die Anwesenheit der Mitglieder des Bundesrates und des deutschen Reichstages am Bodensee in demselben Sinne als der Gegenbesuch des deutschen Volkes beim Grafen aufzufassen. Und wenn auch selbstverständlich diesem Ereignisse nicht im entferntesten so viele Menschen angewohnt haben als dem Besuche Zeppelins in Berlin, so tut dies doch dem 4. September 1909 als einem historischen Tag in der Entwicklungsgeschichte der Luftschiffahrt keinen Abbruch.

Schon einige Tage vor dem 4. September machte sich in allen Orten am Bodensee in einem ungewöhnlich stark einsetzenden Fremdenverkehr der große Tag bemerkbar. Politiker aller Schattierungen, Touristen aus aller Herren Länder und auch viele einfache Reisende, namentlich viel Landvolk aus dem Hinterland, trafen an den Hauptschiffplätzen des Bodensees ein, um von den kommenden Ereignissen möglichst viel zu sehen.

In meiner doppelten Eigenschaft als Bürgermeister der Stadt Lindau, die wenige Monate zuvor durch einstimmigen Beschluß der städtischen Kollegien dem Grafen das Ehrenbürgerrecht verliehen hatte, und als Vorsitzender des Bodenseegegeschichtsvereins wurde mir die große Ehre zuteil, als Gast seiner Exzellenz diesen Tag miterleben zu dürfen, und zwar hatte ich vor manchem Reichstagsabgeordneten noch den Vorzug, für eine bestimmte der vorgesehenen sechs Luftschiffprobefahrten bereits ausgewählt zu sein, während bei der großen Anzahl der Reichsvertreter erst das Los entscheiden mußte, ob und an welcher Probefahrt der betreffende Herr teilzunehmen berechtigt sei. Da dies zweifellos die erste Lustreise war, die ein Präsident des Bodenseegegeschichtsvereins oder ein Bürgermeister der alten Stadt Lindau jemals unternommen hat, so mag es mir gestattet sein, meine eigenen Erlebnisse an diesem für mich ganz besonders denkwürdigen Tage im nachfolgenden etwas ausführlicher zu schildern:

Mit überfülltem, in Flaggengala prangendem Dampfer treffe ich gegen 10 Uhr in der mit deutschen und württembergischen Fahnen geschmückten Stadt Friedrichshafen ein. Am Hafenplatz waltet unter der energischen Leitung des Direktors Colsmann ein Festbüro, in dem die Gäste ihre Festkarten in Empfang nehmen. Aus den im Umschlag befindlichen Drucksachen ist zu ersehen, ob einer das Glück gehabt hat, an den Aufstiegen des Luftschiffes teilnehmen zu dürfen oder nicht. Viele der geladenen Gäste, die das Los nicht getroffen hat, machen aus ihrer Enttäuschung kein Hehl. Die andern strahlen umso mehr vor Glück. Sie scharen sich um die Knaben, die auf Schildern die Bezeichnung der einzelnen Gruppen vorantragen. Graf Zeppelin ist inzwischen erschienen, wie immer in blauem Sportanzug mit der bekannten weißen Mütze, seine Gäste herzlich begrüßend und dem ihn ehrfurchtsvoll begrüßenden Publikum freundlichst dankend.

Als kurz nach 11 Uhr der Graf sein Motorboot „Manzell“ besteigt, erheben sich die bereits eingestiegenen Teilnehmer der ersten Fahrt, darunter die bekannten Reichstagsabgeordneten: Dr. Bassermann, Dr. Naumann, Dr. Spahn, von den Sigen. Unter dem stürmischen Jubel der am Land und auf den Schiffen befindlichen Menschenmenge, welcher der Graf mit der Mütze lebhaft zuwinkt, fährt das Boot gegen Manzell zu.

Zwölf schwerbeladene Passagierdampfer folgen dem führenden Motorboot „Manzell“ zur Luftschiffhalle. Die Mitglieder des Bundesrates, des Reichstages und die Vertreter der von Zeppelin geladenen Städte haben auf den Schiffen „Württemberg“ und „Friedrichshafen“ Platz genommen, die übrigen Gäste mit der württembergischen Artillerie-Musik Nr. 13 aus Ulm auf dem Dampfer „Meersburg“.

In weitem Halbbogen umrahmen die Dampfer und Hunderte von Motor-, Segel- und Ruderbooten die Bucht von Manzell, und viele Tausende von Zuschauern säumen den andern Halbkreis am Land ein. Es dauert nicht lange und das Luftschiff beginnt mit eigener Kraft, sich aus der Halle zu schieben. Langsam, fast geräuschlos, hebt sich der von der Sonne bestrahlte, im schimmernden Weiß leuchtende Koloss vom Wasser ab, beschreibe einen kurzen Bogen über der Halle und nimmt dann Kurs nach Norden über Friedrichshafen dem Seeufer entlang. Die Dampferflotte, die Motorboote und, soweit möglich auch die Segeljachten, folgen ihm.

Bei Langenargen geht das Luftschiff das erstemal auf dem See nieder. Der erste Passagierwechsel wird vorgenommen. Nach einer kurzen Viertelstunde erhebt sich das Luftschiff wieder und nimmt den Kurs nach der Schweiz zu. Einige Kilometer vor Rorschach macht Z III wieder Kehrt und steuert auf Lindau los.

Inzwischen hat mein Dampfer mit der ganzen übrigen Bodenseeflotte Lindau erreicht. Die ganze Inselstadt ist in festliches Gewand gehüllt. Besonders freundlich grüßen neben den Reichsflaggen die weißblauen bayerischen Farben. Vom Pulverturm, dem westlichsten Ausläufer der Insel, bis zur Villa Amsee ist kein Haus, keine Villa ohne Flaggen Schmuck. Die alten Stadtmauern, die Wehrgänge und Schanzen, die langen und breiten Hafensmole, das trutzige Halbigische Löwenmonument, das Wahrzeichen des Lindauer Hafens, der neue und der alte Leuchtturm, die Badanstalten, ja die Dächer der Häuser sind dicht besetzt mit einer unabsehbaren Menschenreihe.

Und draußen vor dem Hafen, welch ein lustiges Getümmel von Seefahrzeugen aller Art! Vom schweren Schleppschiff und der alten Lädine, vom eleganten Ruder-Kennboot bis zum einfachen Ruder Kahn, von der flotten Segeljacht und dem feudalistischen Salonmotorboot bis zum Bretterschiff oder der Rieslaue des Stadtbauhofes, alle, alle besetzt mit fröhlichen, jubelnden Menschen. Und als nun kurz vor 2 Uhr das Luftschiff, das vorher im Hintergrund der Schweizer Berge nur als mattglänzender, kaum sichtbarer Streifen erschienen war, näher und immer näher kam und Anstalten traf, sich vor dem Lindauer Hafen auf dem See niederzulassen, da donnerten von allen Schanzen und Bastionen die Kanonen und Böller; da tönte feierliches Geläute der Glocken hinein, und ein Jubelsturm, ein Hände-, Hüte- und Tücherschwenken begrüßte das Luftschiff und den Mann, der in Lindau ganz besonders begeisterte und treue Anhänger sein eigen nennt. Wie die Gondeln des Luftschiffes die Seefläche berührten, da ging eine Bewegung durch die vielen Hunderte von Kleinschiffen, wie wenn jemand einen Stoß in einen Ameisenhaufen stößt, oder noch richtiger, wie wenn Fische auf ein ins Wasser geworfenes Stück Brot losschießen; jeder wollte mit seinem Fahrzeug der erste sein, um den Grafen zu begrüßen.¹ Und die Dampferfahrgäste, denen diese ergötzliche Jagd doppelte Freude machte, verstärkten den Jubel durch Singen und Hochrufen auf Zeppelin. Und die am kräftigsten schrien und jubelten, das waren, was ich mit besonderer Befriedigung wahrnahm, gerade die Passagiere eines Schweizer Dampfers, die bewußt oder unbewußt die weniger freundliche

¹ Siehe Bild Nr. VIII.

GRAF F. VON ZEPPELIN IN STUTT GART.
 Lenkbarer Luftfahrzeug mit mehreren hintereinander angeordneten Tragkörpern.

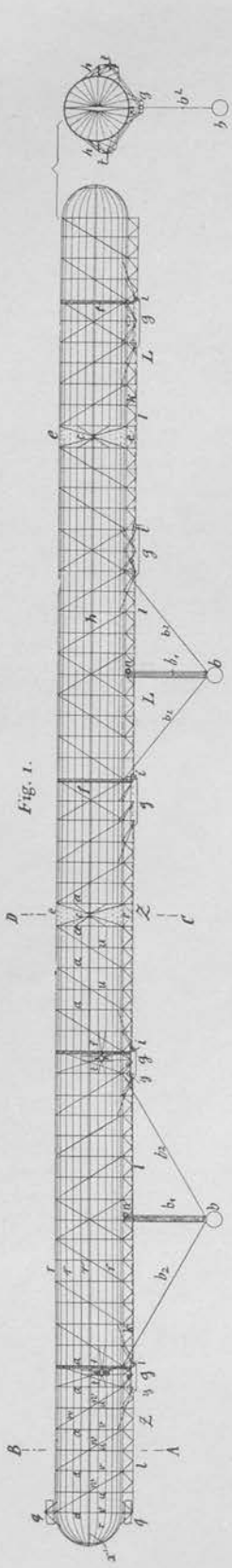


Fig. 1.

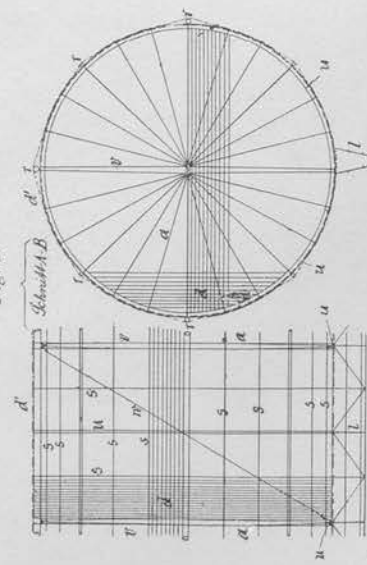


Fig. 2.

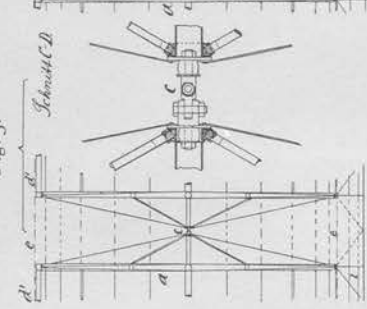


Fig. 3.

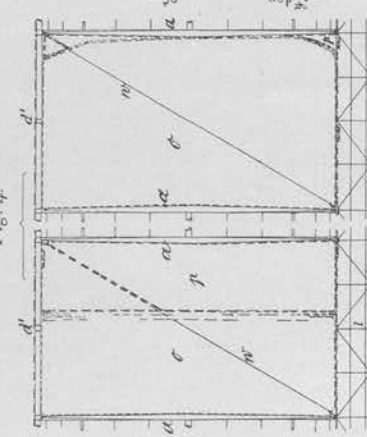


Fig. 4.

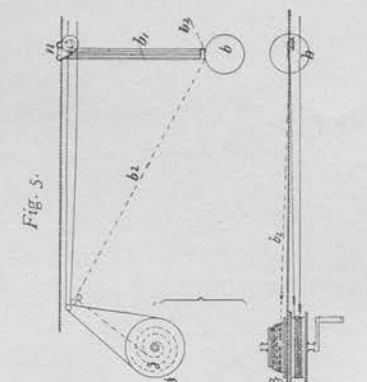
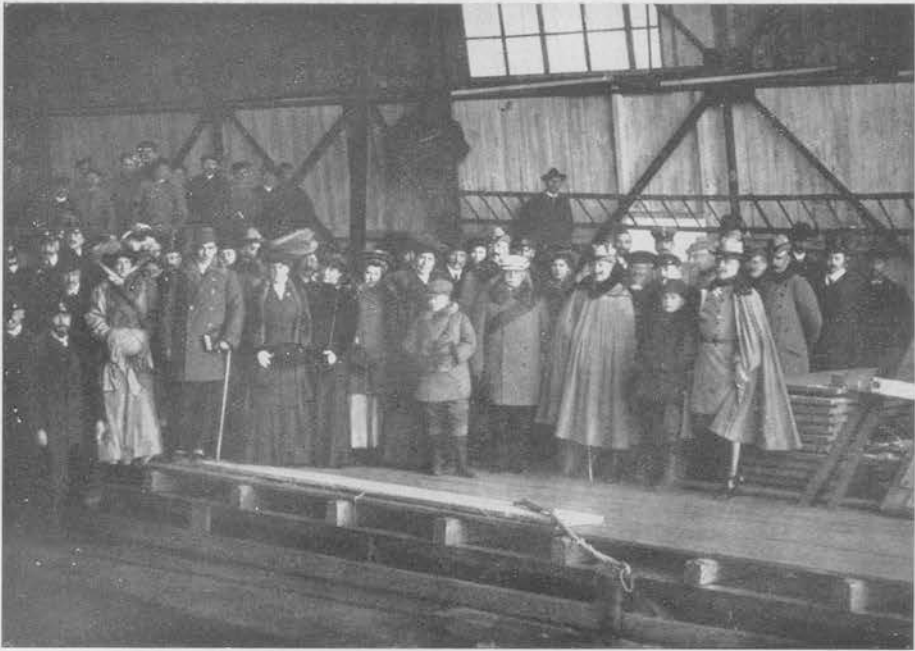


Fig. 5.



Besuch des Deutschen Kaisers in Manzell

(Nach einer im Besitz S. Durchlaucht des Fürsten zu Fürstenberg befindl. Aufnahme)



Wartung des kaiserlichen Jagdreviers in Manzell
am 2. April 1909
und Revierwächter des kaiserlichen Jagdreviers
aufgenommen und dem kaiserlichen Jagdrevier in Manzell
von Oberstleutnant v. K... ..

Demonstration beim ersten Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes im Jahre 1900 vor Friedrichshafen wieder gutmachen.

Graf Zeppelin verließ das Luftschiff vor Lindau, übertrug die weitere Führung seinem Obergeringieur Dürr und begab sich an Bord des Festdampfers „Württemberg.“ Bei der dritten Gruppe von Gästen, die vor Lindau das Luftschiff bestiegen, befanden sich u. a. der bayrische Ministerpräsident Graf Podewils, Erbprinz zu Hohenlohe, Regierungspräsident von Braun, die Reichstagsabgeordneten Ledebour, Freiherr von Vollmar, der, an zwei Stöcken mühsam gehend, trotz seiner Gebrechlichkeit es sich nicht nehmen ließ, die Fahrt selbst mitzumachen, Oberbürgermeister von Borscht-München und Stadtschultheiß Mayer-Friedrichshafen.

Um die ihn umringenden Gondeln nicht zu gefährden, gleitet das Luftschiff eine Strecke weit auf dem Wasser entlang, erhebt sich hierauf langsam und fährt dann in westlicher Richtung gegen Friedrichshafen. Auch von Bad Schachen, von Hoyerberg und Wasserburg wird das Luftschiff mit Völlerschüssen begrüßt. Es fährt etwa bis zur Manzeller Halle, macht dort eine große Schleife und überfliegt sodann in etwa 200 m Höhe das Königsschloß und die inzwischen ihm nachgekommenen, in den Hafen von Friedrichshafen eingelaufenen Dampfer. Auf dem Gelände der Zeppelinluftschiffbau-Gesellschaft im Niedeipark findet die Landung und der dritte Passagierwechsel statt.

Unter den aussteigenden Herren ist nur eine Stimme darüber, daß der ihnen gebotene Teil der Lustreise, die Fahrt über Lindau und das farbenprächtige Bild des Passagierwechsels vor dem Lindauer Hafen, wohl nicht mehr zu übertreffen sei.

Der vierten Gruppe, die nunmehr das Luftschiff besteigt, war ich zugeteilt worden. In der vorderen Gondel stiegen ein: Staatsminister Delbrück, Staatssekretär Dernburg, der württembergische Ministerpräsident Weizsäcker; in der hinteren Gondel: Reichstags-Vizepräsident Dr. Paasche, Reichstagsabgeordneter Hausmann, Bürgermeister Hauslik-Konstanz und einige andere Herren. Ich bekomme meinen Platz in der mitten im Laufgang zwischen den beiden Gondeln eingebauten, für sechs Personen bestimmten Kabine. Der mir persönlich bekannte Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen stellte mich den übrigen Herren, u. a. dem Grafen Kanitz, Dr. Schädler und anderen Abgeordneten, vor.

Noch hat sich das Luftschiff nicht erhoben. Die Abgeordneten plaudern und scherzen noch mit ihren am Platze stehenden, neidisch zu uns in das Luftschiff hinaufblickenden Kollegen. Ich habe dabei auch Gelegenheit, den modernen Ephyialtes, den damaligen elsässischen Abgeordneten Dr. Wetterlé, der von den im Luftschiff befindlichen Herren geneckt wird, wenigstens von Angesicht kennen zu lernen. Inzwischen hat Graf Zeppelin selbst Platz genommen. An der Hand der Liste informiert er sich, ob er die ausgelosten Herren auch tatsächlich an Bord hat. Dann gibt er das Signal zum Aufstieg, und federleicht erhebt sich der Koloss mit seinen Passagieren. Ich habe manchen hohen Berg schon bestiegen, kann mich aber vollständiger Schwindelfreiheit nicht rühmen. Bei dieser Fahrt dagegen habe ich nicht im entferntesten auch nur eine Anwendung von Schwindel bekommen. Wie auch übereinstimmend die übrigen Fahrtteilnehmer bestätigten, hatten wir alle das Gefühl absoluter Sicherheit. Der Moment, wie das Fahrzeug sich in die Luft erhob, erinnerte mich lebhaft an das Gefühl, das ich oft hatte, wenn ich in meiner Jugend im Traume samt meinem Bett geflogen bin. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß der 4. September von denkbar schönstem Wetter begünstigt war und daß insbesondere kein Wind oder Sturm den Genuß beeinträchtigte. Wenn etwas den

idealen Genuß einer solchen Luftfahrt stören oder beeinträchtigen konnte, so war es höchstens das sehr starke Geräusch der Propeller, das es den Fahrgästen schwer machte, sich gegenseitig zu verständigen. Binnen wenigen Minuten waren wir wenigstens auf 100—150 m gestiegen, und nun flog das Luftschiff vom Niedepleart aus zunächst landeinwärts über Eriskirch, überkreuzte, die Oberamtsstadt Tettnang mit ihrem dominierenden ehemaligen Montfortschen Schlosse links liegen lassend, das Schuffental und überflog die das Argental begrenzenden, bewaldeten Höhenzüge. Hoch über Gießenbrück und die dortige alte Schloßruine geht es im Fluge hinüber nach Hemigkofen-Monnenbach, und bald ist die bayerische Grenze erreicht. Kurz vorher hatten wir Passagiere des Mitteltraktes den Besuch des Grafen aus der hinteren Gondel erhalten. Als er mich sah, rief er: „Nun, das war doch ein bezauberndes Bild, diese Fahrt über Lindau. Etwas Schöneres haben Sie doch noch nicht gesehen.“ Auf meine Bemerkung, daß ich zwar das Bild von Lindau vom Schiff, aber nicht vom Luftschiff aus mitangesehen habe, erwiderte Graf Zeppelin: „Als Bürgermeister von Lindau müssen Sie Ihre Stadt auch von oben bewundern. Ich werde sofort Auftrag geben, daß wir noch bis Lindau fahren.“ Es war jedoch schon ziemlich spät geworden, und da außer unserer Gruppe noch zwei andere des Aufstieges jehnsüchtig harrten, außerdem die Festgäste erst noch zu Schiff nach Konstanz, woselbst sich der weitere Teil des Festprogramms abwickeln sollte, befördert werden mußten, erschien der Graf nach kurzer Zeit wieder in unserer Kabine und bat um Entschuldigung, daß er im Hinblick auf die vorgerückte Zeit für dieses Mal sein Versprechen leider nicht halten könne.

Das Luftschiff machte nunmehr bei Monnhorn Kehrt, flog aber jetzt nicht mehr über Land, sondern über dem See und zwar ziemlich nahe dem Ufer. Es ist mir noch in guter Erinnerung, wie ich von oben so recht den Farbenunterschied des Wassers beobachten und ganz genau die in der Praxis so viel umstrittene Grenze der sogenannten „Gründe und Halbinseln“¹ im See feststellen konnte. Ueber die Krefzbronner Bucht, die Argemündung, an Langenargen entlang hoch über Schloß Montfort flogen wir zurück nach dem Ausgangspunkt Friedrichshafen. Unvergesslich bleibt mir für immer der Moment, da wir 200 m hoch über den mit beslaggen Schiffen gefüllten Seehafen unter dem Jubel und Winken einer tausendköpfigen Menge um das Schloß Hofen und die Stadt Friedrichshafen flogen und nach wenigen Minuten auf der großen Fläche des Niedepleart, lebhaft begrüßt von den Festgästen, sanft und leicht landeten. Daran schlossen sich die zwei letzten Fahrten an, während wir und die übrigen Gäste uns in Gesellschaft des von Glück und Freude strahlenden Festgebers in der großen Zelthalle bei den Klängen der Militärmusik an dem gespendeten köstlichen Bier ergözten. Im ganzen wurden 6 Aufstiege mit 88 Fahrgästen ausgeführt. Sämtliche Landungen und Fahrten verliefen ohne jede Störung ganz programmäßig.

Nach 7 Uhr fuhr Graf Zeppelin mit seinen Gästen zu Schiff nach Konstanz, wo man gegen 1/29 Uhr in dem vom Kur- und Verkehrsverein feenhaft beleuchteten Seehafen eintraf. Vom See her grüßten Gondeln und Motorboote mit Lichtern, und Magnesiumsackeln, Raketen und bengalische Feuer erhellten das Dunkel der Nacht. Und als der Donner der Böller sich in den Jubel der nach Tausenden am Hasenplatz stehenden Volksmenge mischte, als die Schiffe sich entleerten und, die württembergische Artillerie-Musik

¹ „Gründe und Halbinseln“ sind die seichteren, das Ufer begleitenden Teile des Sees, an welchen die betreffenden Uferstaaten die Ausübung des ausschließlichen Fischereirechtes für sich in Anspruch nehmen

voran, der Zug sich zum Inselhotel in Bewegung setzte, da brachte die Volksmenge ihrem Zeppelin eine Ovation dar, wie sie keinem, der dieses Fest mitgemacht hat, aus der Erinnerung schwinden wird. Graf Zeppelin hatte unmittelbar hinter der Musik mit einigen Mitgliedern des Bundesrats Aufstellung genommen. Hinter ihm hatten sich die übrigen Gäste zum Zug formiert. Als Graf Zeppelin nun mit lauter Stimme: „Musik, marsch!“ kommandierte, da stürmte die Menge vor, ließ sich durch keinen Schutzmann, keine Polizei- oder Ordnungsmannschaft abhalten; die, der Menge natürlich unbekannt, hohen Würdenträger flogen nur so auf die Seite, und stolz marschierten die Männer aus dem Volk neben „ihrem Zeppelin“ bis zum Eingangstor in das Inselhotel, wo sie sich mit begeisterten neuerlichen Hochrufen verabschiedeten.

Beim Festmahl, das die Vertreter des deutschen Volkes und ihren ruhmreichen Gastgeber in seinem Geburtshaus, dem Inselhotel, vereinigte, herrschte von Anbeginn eine äußerst freudige Stimmung, obwohl die Feier sich über der Menge von Aufstiegen und Landungen, sowie in Anbetracht der Masse der Teilnehmer lange hinausgezogen hatte. Nach $\frac{1}{2}$ 10 Uhr stieg der erste Trinkspruch. Der bayerische Ministerpräsident Graf v. Podewils toastete¹ auf den Kaiser, dessen Herz mit dem Herzen des deutschen Volkes schlage. Das Hoch fand einen donnernden Widerhall.

Der Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Staatsminister Dr. Delbrück führte als nächster Redner aus, das deutsche Volk brauche Tage wie den heutigen, an dem es an die hohen einigenden Ziele der Nation erinnert werde. Wie Graf Zeppelin, sagte der Redner, wollen auch wir den Bundesfürsten in Treue dienen. Der Staatssekretär schloß mit einem Hoch auf die deutschen Bundesfürsten.

Reichstagsabgeordneter Geh.-Rat Paasche, der als Vizepräsident das Reichstagspräsidium vertrat, feierte den Grafen Zeppelin; er sagte:

„Ew. Exzellenz rastloser, zielbewußter und opfervoller Arbeit ist ein großes Werk gelungen, vor dem noch vor einem halben Menschenalter niemand zu sprechen gewagt hätte. Das ganze deutsche Volk jubelt Ew. Exzellenz zu als dem Pfadfinder auf neuen Bahnen. Heute ist im ganzen Vaterlande kein Mann populärer als Graf Zeppelin. Das ganze Volk nimmt in stolzer Freude an den Erfolgen Ew. Exzellenz teil. Das stolze Lustschiff hat im Volke eine Begeisterung ausgelöst ohne Grenzen, hat das Interesse für die Luftschiffahrt überall geweckt und wird zu neuen Erfolgen führen. Wir alle, die wir die heutigen Veranstaltungen sehen und den Flug in die Lüfte mitmachen konnten, sind beseelt von den Gefühlen aufrichtiger Dankbarkeit und Bewunderung. Es eröffnen sich für die Zukunft weite ungeahnte Perspektiven, und wenn zu ihrer Verwirklichung Forderungen an den Reichstag herantreten sollten, so wird er sich trotz der Finanzmisere gerne bereit finden lassen, unsere große Kulturaufgabe zur Ehre und zum Ruhme des deutschen Volkes zu fördern. Mögen Ew. Exzellenz zu den bisherigen Erfolgen neue große hinzufügen und das Erreichte noch lange genießen! Seine Exzellenz Graf Zeppelin lebe hoch!“

Graf Zeppelin erwiderte auf diesen mit großer Begeisterung und anhaltendem Beifall aufgenommenen Trinkspruch: „Wenn es meine Aufgabe ist, mein Werk zu fördern und weiter auszubilden, so mögen Sie ermessen, welch große Freude es für mich ist, daß mir die hohe Ehre zu teil wurde des Besuches des Bundesrats und Reichstags und der Vertreter der deutschen Städte. Als ich einst in Echterdingen glauben mußte,

¹ Nach dem Bericht der „Konstanzer Zeitung“ vom 6. Sept. 1909.

vielleicht nicht mehr vorwärts zu kommen — und ich bin in manchen derartigen Situationen gewesen — ist das deutsche Volk eingesprungen und hat mich herausgeholt aus der Asche, und ich habe weiter kommen können. Eines will ich bei dieser Gelegenheit betonen: Es sind doch wieder bei vielen Zweifel entstanden, weil da und dort Mißgeschicke eingetreten sind, die man nicht ganz mit Unrecht einem zu raschen Vorgehen zuschreiben konnte. Man sagt, das Werk wird doch niemals genügend zuverlässig werden. Der heutige Tag wird Ihnen vielleicht schon wieder einen Fortschritt gezeigt haben. Gegenüber den berechtigten Vorwürfen möchte ich nur eine Entschuldigung vorbringen: Wenn man ein solches Werk schafft, muß man auch einmal wagen. Man muß versuchen, so gut es geht. Immer warten und zögern geht nicht an. Ich bin hochbeglückt, den Eindruck zu haben, daß das Werk weitergehen wird zum Heil des deutschen Volkes. Darum danke ich herzlich für Ihren Besuch und trinke mein Glas auf Ihr Wohl.“

Die schlichten, bescheidenen, mit sichtlicher Rührung vorgetragenen Worte des greisen Bezwingers der Lüfte wurden stürmisch applaudiert. Auch der nächste Redner, der württembergische Ministerpräsident v. Weizsäcker, fand ein begeistertes Echo, als er ausführte, Graf Zeppelin habe den schlummernden nationalen Drang des Volkes ausgelöst, das ihn als Symbol betrachte. Ein Hoch dem deutschen Volke!

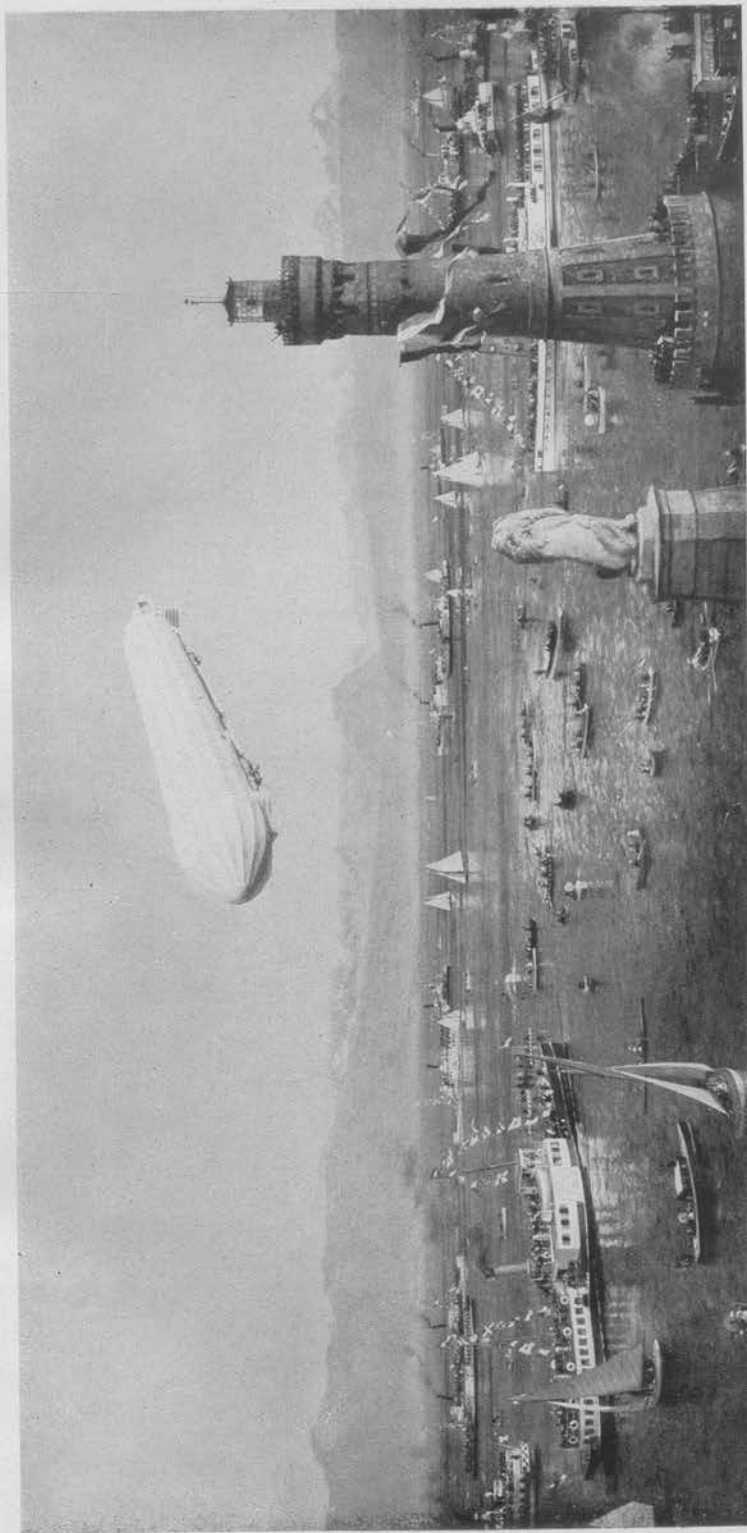
Geheimrat Hergesell, der bewährte Freund des Grafen und seiner Familie, gab einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Zeppelinschen Werkes und seiner Versuche seit dem Jahre 1900. Er gedachte dabei des Mißgeschickes, das den tapferen Grafen wiederholt so hart betroffen. Wenn es Graf Zeppelin möglich gewesen sei, trotz aller unfählichen Widrigkeiten immer wieder Herr seines Schicksales zu werden, so gebühre der Dank dafür auch den treuesten und bewährtesten seiner Genossen, der Gattin, Gräfin Zeppelin, und der Tochter, Gräfin Hella v. Brandenstein-Zeppelin. Redner trank auf das Wohl dieser beiden Damen.

Das Fest fand erst zu später Nachtstunde seinen Abschluß. Die Schiffe nach Friedrichshafen fuhren um 1½ Uhr ab; unser Dampfer Württemberg, der auf der Strecke Friedrichshafen-Lindau einen Motordefekt hatte, brachte uns erst beim Morgen-grauen nach Lindau.

Der 4. September 1909 war ein wichtiges geschichtliches Ereignis. Aber nicht etwa nur für diejenigen, die das Glück hatten, die von Graf Zeppelin veranstalteten Fahrten selbst mitmachen zu dürfen. Dieser Tag bedeutete eine neue Entwicklungsstufe der Luftschiffahrt, einen vollgiltigen Beweis der Leistungsfähigkeit und Brauchbarkeit des Zeppelinschen Systems. Er bildete auch gewissermaßen die Beurkundung der offiziellen Anerkennung und damit auch den Schlußstein des stolzen Baues der genialen Zeppelinschen Erfindung.

Die weitere Entwicklung des Zeppelinschen Unternehmens nach dem Jahre 1909, die Gründung und Tätigkeit der Deutschen Luftschiff-Aktiengesellschaft, der sogenannten Delag, einer mit 3 Millionen Stammkapital ins Leben gerufenen Tochtergesellschaft des Zeppelin-Luftschiffbaues zum Zwecke der Veranstaltung von Passagierluftschiffahrten, die verschiedenen Unfälle, von denen die Zeppelin-Luftschiffe auch fernerhin nicht verschont blieben, übergehe ich als außerhalb meiner Aufgabe liegend. Nur einiger für Zeppelin charakteristischer Episoden sei hier noch gedacht.

Der stets dankbare Graf wollte es sich nicht nehmen lassen, seinem königlichen Gönner und dessen Gemahlin zu ihrem silbernen Hochzeitsjubiläum den Beweis



Fahrt der Reichstagsmitglieder mit dem Z III über Lindau, 4. Sept. 1909
Nach einem von der Stadt Lindau dem Reichstag gewidmeten Bild von Prof. Piemer

Verlag von Gussow Eys, Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten

seiner treuen Dankbarkeit und die Grüße der Stätte seines Schaffens, der Stadt Friedrichshafen, aus den Lüften zum Ausdruck zu bringen. Am 7. April 1911 mittags überflog das Luftschiff die württembergische Residenzstadt und fuhr über die Stiftskirche an der Jubiläumssäule vorbei nach dem Königsschloß. Auf dem Balkon waren das Königspaar, die Mitglieder des königlichen Hauses und einige zum Besuch anwesende Fürstlichkeiten erschienen. Bei der Überquerung des Schlosses ließ Dr. Freiherr Max von Gemmingen als Jubiläumsgabe einen weißen Fallschirm, an dem ein Riesenbouquet von Nelken befestigt war, herunterfallen. Unter dem brausenden Jubel der Stuttgarter Bevölkerung landete LZ VIII auf dem als Volksfestplatz bekannten Cannstatter Wasen.

Graf Zeppelin galt früher bei manchem als ein tollkühner Draufgänger. Dem war aber durchaus nicht so. Erst wägen, dann wagen, war ein Hauptgrundsatz von ihm. Eitle Ruhmsucht oder Furcht vor dem Gespött kleiner Geister konnten den mit größter Seelenruhe sein Ziel fest im Auge behaltenden Mann nicht im mindesten bewegen, auch nur eine Stunde früher mit seinem Luftschiff aufzusteigen, als es ihm aus technischen Gründen wirklich ratsam und möglich erschien. Dies hat er bewiesen am Abend des 30. Juni 1900, als er die des ersten Aufstieges begierig harrenden Zuschauer in der Bucht von Manzell „enttäuschte“. Auf diesem Standpunkt beharrte er, als 8 Jahre später in den Tagen seiner großen Probedauerfahrt Hunderttausende an den Gestaden des Bodensees und an den Ufern des Rheins von Konstanz bis Mainz sehnsuchtsvoll auf sein Erscheinen warteten. Selbst als einmal die Vertreter des preussischen Kriegsministeriums, von deren Entscheidung doch so außerordentlich viel für ihn und seine Erfindung abhing, vergeblich nach Manzell gefahren waren, ließ Graf Zeppelin sich hier aus seiner Seelenruhe durch den mißlichen Umstand einer kleinen Havarie nicht stören. Auch die Tübinger Studenten, die mit ihren Professoren in corpore zu einer imposanten Ovation nach Friedrichshafen gekommen waren,¹ mußten sich damit begnügen, das bereits gefüllte Luftschiff nur in der Halle bewundern zu dürfen, weil tags zuvor eine Störung bei einem der Motore eingetreten war. Sogar gekrönten Häuptern gegenüber ließ er sich von diesem Standpunkt, der ein Stück seiner Geistesgröße in sich schließt, nicht abbringen. So hatte der Graf beabsichtigt, am 9. Juni 1909 mit seinem Luftschiff, einem Wunsch des Kaisers Franz Josef entsprechend, eine Fernfahrt nach Wien zu unternehmen. Nicht nur der Kaiser, die Kaiserstadt an der Donau, ja ganz Österreich wartete mit Begier des Augenblicks, da das stolze Luftfahrzeug seinen Siegeszug auch nach Osten antreten sollte. Aber Zeppelin ließ die Fahrt noch in letzter Stunde absagen, da die vorausgegangenen Probefahrten mit verschiedenen Steuerungen notwendige Änderungen ergaben und es dem Grafen vorsichtiger erschien, die Fernfahrt erst dann zu unternehmen, wenn eine gründliche Erprobung vorher erfolgt sei.

So groß auch seine Herzensgüte gegen jedermann und nicht zum mindesten gerade gegen seine Mitarbeiter und seine Untergebenen war, so sehr er jede Gelegenheit benützte, um das ihm in Hülle und Fülle gespendete Lob auf diejenigen abzulenkten, die Teil an seinen großen Erfolgen hatten, so insbesondere auf seine getreuen Mitarbeiter und Mitkämpfer: Generaldirektor Colsmann, Direktor Dürr, Direktor Kober wie auf Maybach, den Konstrukteur der vorzüglichen Motore, so bestimmt war anderseits aber auch der Tadel, wenn wirklich Fehler gemacht wurden. Als im Frühjahr 1913 eines seiner Luftschiffe unter Führung des von dem Grafen sehr hoch geschätzten Kapitäns Glund einen Flug in die Reichslande unternahm, dabei in einer dichten Wolfenschicht die

¹ Siehe unten Seite 46.

Orientierung verlor und schließlich, als es sich zeigte, daß das Fahrzeug bereits über französischem Boden sich befand, zur Vermeidung von unangenehmen politischen Zwischenfällen auf dem Exerzierplatz von Lunéville landen mußte, wodurch den Franzosen Gelegenheit geboten wurde, die Konstruktion des Luftschiffes in allen seinen Teilen genauestens kennen zu lernen, da gab kurze Zeit danach der Graf im Gespräch mit mir seiner Meinung darüber Ausdruck, indem er ungefähr sagte: „Mir ist das unverständlich, wie so etwas hat passieren können. Man kennt doch genau die Schnelligkeit, mit der das Luftschiff fährt. Man weiß nach der Karte genau, wie weit die französische Grenze vom Ausgangspunkt entfernt ist. Auch wenn die Wolken den Ausblick ganz unmöglich gemacht haben, mußte man rechtzeitig vor der französischen Grenze wieder umkehren.“

Als am 17. Oktober 1913 das Militärluftschiff L 2 bei Johannisthal in einer Höhe von 300 m explodierte, wobei die gesamte Besatzung, darunter auch Kapitän Glund, ihr Leben verlor, hatte ich Gelegenheit, am selben Tage den Grafen im Lindauer Bahnhof zu sprechen. Die Nachricht von dem entsetzlichen Unglück hatte er, auf der Fahrt nach Leipzig zu den Feierlichkeiten anlässlich der Einweihung des Völkerschlachtdenkmal's begriffen, bereits durch Extrablätter im Münchner Bahnhof erfahren. Begreiflicherweise war ihm die Stimmung für die Teilnahme an einer Festlichkeit verdorben. Er kehrte daher über Lindau nach Hause zurück. Ein Schatten tiefer Trauer lag auf seinem Gesicht, als ich ihn sprach und ihm meine und der Stadt herzliche Anteilnahme kundgab. Graf Zeppelin war sichtlich von dieser neuen Hiobspost um so mehr ergriffen, als er mir nicht allzu lange vorher anlässlich eines anderen Luftschiffunfalles gesagt hatte, es gereiche ihm immer zum Trost, daß bisher durch sein Luftschiff noch kein Menschenleben zu Verlust gegangen sei. Diesmal beschränkte er sich darauf, auf meine teilnahmsvollen Worte zu erwidern: „Man hat mir eben wieder einmal nicht gefolgt.“

Nachträglich las man in den Zeitungen, daß das Marineluftschiff nach der Ansicht von Fachleuten verschiedenen durchgreifenden Änderungen, die von der Marineverwaltung verlangt, von der Luftschiffwerfte aber nur unter sehr erheblichen Bedenken auf ausdrückliche Anordnung ausgeführt wurden, zum Opfer gefallen sei.

Graf Zeppelin hat, wie mir seine Witwe selbst bestätigte, sich in der letzten Zeit seines Lebens mehr als sonst mit der Politik beschäftigt, nachdem es ihm nicht vergönnt war, selbst mit der von ihm erfundenen Waffe gegen unsere gefährlichsten Feinde zu kämpfen. Sein Diener erzählte, daß der Graf in der Markose während der Operation wenige Tage vor seinem Tode immer wieder von Politik gesprochen habe. Wie die Raben um den Berg Barbarossas, schreibt die München-Augsburger Abend-Zeitung, flogen auch um sein Werk und um seine angeblichen oder wahren politischen Ansichten und Ziele, um seine Stellung zu Kaiser und Reich, zu Generalstab und Reichskanzler böse und bedrohliche, wenn auch meist wohlgemeinte Gerüchte. Eine spätere Zeit wird diese Rätsel lösen, wenn die Geschichte des gegenwärtigen großen Weltbrandes geschrieben wird. Aber das eine steht schon fest: Dieser Mann der treuesten, unverdroßenen, unentwegten Arbeit für sein Vaterland kann nichts anderes gewollt, gesagt geschrieben und getan haben, als was nach seiner innersten Überzeugung das Beste unseres deutschen Reiches war und ist. Möge, wenn in nicht zu ferner Zeit die Geschichte das Fazit des jahrelangen, unerhört blutigen Völkerringens ziehen wird, es so ausfallen, daß wir nicht mit Zeppelin zu sagen und zu klagen brauchen: „Man hat ihm eben wieder einmal nicht gefolgt.“

6. Zeppelin und Friedrichshafen.

Die gute alte Reichsstadt Buchhorn hat zwar als solche nie eine hervorragende Rolle unter den Städten am Bodensee gespielt. Dazu war sie denn doch gar zu klein und unbedeutend. Ihre Geschichte, namentlich am Ende ihrer Reichsunmittelbarkeit, gab vielmehr wegen der damaligen kleinlichen Verhältnisse des östern Stoff zu recht heiteren Betrachtungen. Immerhin bedauert der Geschichtsfreund, daß die Stadt seinerzeit ihren historischen Namen verlieren mußte. Man glaubte damals, daß mit dem neuen Namen Friedrichshafen die Stadt sofort auch zu einem bedeutenden Handels-Emporium auf dem deutschen Ufer des Bodensees sich entwickeln werde. Trotz der günstigen Voraussetzungen hiefür beruhte aber doch die Bedeutung Friedrichshafens bis Ende des 19. Jahrhunderts überwiegend in der Hofhaltung des königlich württembergischen Hofes während der Sommermonate. Erst mit dem Grafen Zeppelin trat hier eine Änderung ein.

Wenn Konstanz mit seiner großen, reichen Geschichte durch seinen berühmten Sohn Zeppelin um ein nicht geringes Ruhmesblatt bereichert worden ist, so ist Friedrichshafen durch diesen aus dem Zwielficht einer kleinen Sommerresidenz mitten in das strahlende Licht der Geschichte des modernen Verkehrswezens herausgetreten.

Da Friedrichshafen der Sitz unseres Vereins und unseres Vereinsmuseums ist, ging diese Umwandlung auch an letzterem nicht spurlos vorüber. Wenn auch selbstverständlich die Modelle der Zeppelinschen Luftschiffe und die sonstigen für die technische Entwicklung des Luftschiffbaues bedeutsamen Gegenstände dem großen Deutschen Museum in München, dem Graf Zeppelin selbst als Vorsitzender des Aufsichtsrates angehörte, überwiesen wurden, so gab es immerhin noch außerdem manche Sammlungsgegenstände, welche geeignet sind, die Erinnerung an den großen Mann festzuhalten und die deshalb einen Platz in unserem Vereinsmuseum erhalten sollten. Durch die eifrigen Bemühungen unseres Kustos und die Schenkungen des Grafen selbst und einiger Gönner unseres Vereins gelang es uns, eine eigene Zeppelin-Abteilung unseres Museums mit einer stattlichen Anzahl von Bildern, darunter sehr wertvollen Originalzeichnungen des Professors M. Zeno Diemer in München,¹ Ansichten, Zeppelin-Literatur, Modellteilen u. dgl. einzurichten. Ob nun diese Zeppelinabteilung für sich bestehen bleibt oder den Grundstock eines von der Stadt Friedrichshafen schon im Jahre 1913 beschlossenen, großen Zeppelin-Museums bilden wird, ist eine Frage, die noch ihrer Lösung harret. Jedenfalls aber verdankt unser Vereinsmuseum in Friedrichshafen dem Grafen Zeppelin nicht nur eine beträchtliche Vergrößerung, sondern auch einen bedeutend erhöhten Besuch gerade wegen der so aktuellen und volkstümlichen Zeppelinabteilung.

Weit größer war die Bedeutung der Tätigkeit Zeppelins in Friedrichshafen für den Fremdenverkehr am Bodensee überhaupt und insonderheit für die Stadt, die er sich als Wohn- und Betriebsitz erkoren hatte. Die Jahre von 1900 bis 1913 zählen zu den besten in Bezug auf den Fremdenverkehr, und namentlich in den Monaten, in welchen ein neuer Aufstieg des Zeppelin-Luftschiffes zu erwarten stand, waren alle Gasthöfe rings um den Bodensee voll besetzt. So groß war das Interesse an der Zeppelinschen Erfindung, daß manche Fremden wochenlang nur deswegen sich am Bodensee aufhielten, um das Zeppelinsche Luftschiff fliegen zu sehen. Im Jahre 1900 wohnte im Bayerischen Hofe zu Lindau ein 80jähriger älterer Herr aus Köln, der Tag für

¹ Siehe Bild Nr. IX.

Tag nach Friedrichshafen fuhr, um das Ereignis eines Zeppelin-Luftschiffaufstieges mit zu erleben. Und als es ihm nach 10 Tagen gelungen war, kam er leuchtenden Auges zurück und sagte zu dem Hotelbesitzer: „So, jetzt kann ich ruhig sterben; jetzt habe ich auch das noch erlebt.“ In Friedrichshafen selbst erinnerte das Fremdengewoge und der ganze Hotelbetrieb stark an die besten Zeiten der Wagnerfestspiele in Bayreuth und der Passionsspiele in Oberammergau.

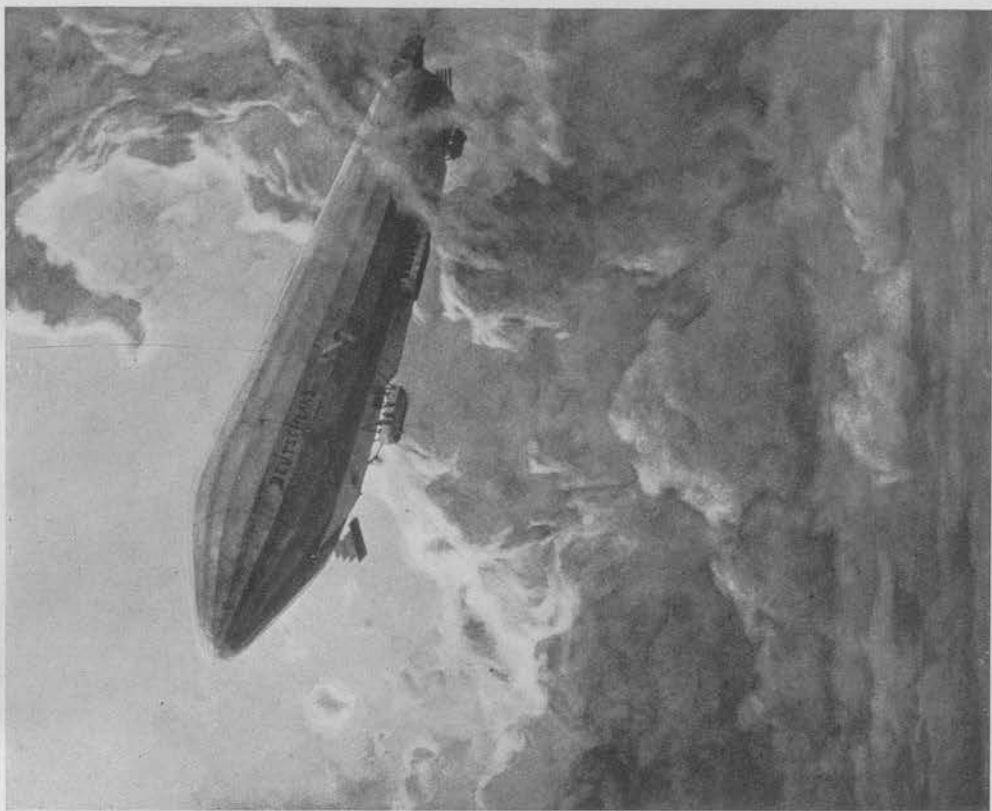
Es war kein Wunder, daß sich gerade in Friedrichshafen das Bedürfnis geltend machte nach einem den neuzeitlichen Anforderungen in jeder Hinsicht entsprechenden Hotelneubau. Und so entstand mit tatkräftiger und finanzieller Unterstützung des Grafen der Prachtbau des neuen Kurgartenhotels am See an Stelle des alten, der Stadtgemeinde gehörigen Gebäudes, in welchem auch unser Verein öfters getagt hatte.

Eine noch viel größere Umwälzung brachten die für den Luftschiffbau bestimmten ständigen Betriebsbauten. Bald nach der am 1. Oktober 1908 erfolgten Gründung der Luftschiffbau-Gesellschaft wurde von der Stadt Friedrichshafen ein großes Gelände käuflich erworben und sofort mit der Planierung der großen Fläche begonnen. Noch im Jahre 1908 wurde auf diesem Gelände die große provisorische Zelthalle für den Z I erstellt, der im nächsten Jahre die berühmte Reichstagsfahrt vollführte. Im Jahre 1909 wurden die Bauten für die Zeppelinwerke, die große, massive Halle mit Werkstätten und Büros, in Angriff genommen. Im nächsten Jahre erfolgte der Neubau der Motorbau-Gesellschaft von Maybach, der Schwester-Anstalt der Luftschiffbaugesellschaft. Dann kamen zwei neue große Hallen mit Werkstätten hinzu, die Gasanstalt, die Zahnradfabrik und noch eine Reihe von anderen Bauten.

So wuchs das Unternehmen des Grafen Zeppelin allmählich zu einem großen industriellen Betriebe, der dem jetzigen Friedrichshafen ein ganz eigenes Gepräge gegeben hat. Ein großes, nicht zu unterschätzendes Verdienst des Grafen war das, daß von allem Anfang an dieser Betrieb nach modernen, sozialpolitischen Gesichtspunkten geführt wurde und daß insbesondere die leibliche und geistige Wohlfahrt der Angestellten und Arbeiter in einer Weise Berücksichtigung fand, wie dies kaum bei einem zweiten derartigen Unternehmen der Fall sein wird. So entstand das für Arbeiterwohnungen erbaute Zeppelindorf, eine in architektonischer und volksgesundheitlicher Hinsicht geradezu ideale Anlage; so wurde noch während des Krieges ein 1000 Personen fassender, prächtiger Saalbau mit einer Anzahl von Gesellschafts- und Unterhaltungszimmern, ein für ledige Beamte bestimmter, großer Bau, das Ledigenheim, erstellt. Endlich wurde für die Arbeiter eine eigene landwirtschaftliche Abteilung mit Gutshof und großem Grundbesitz errichtet.

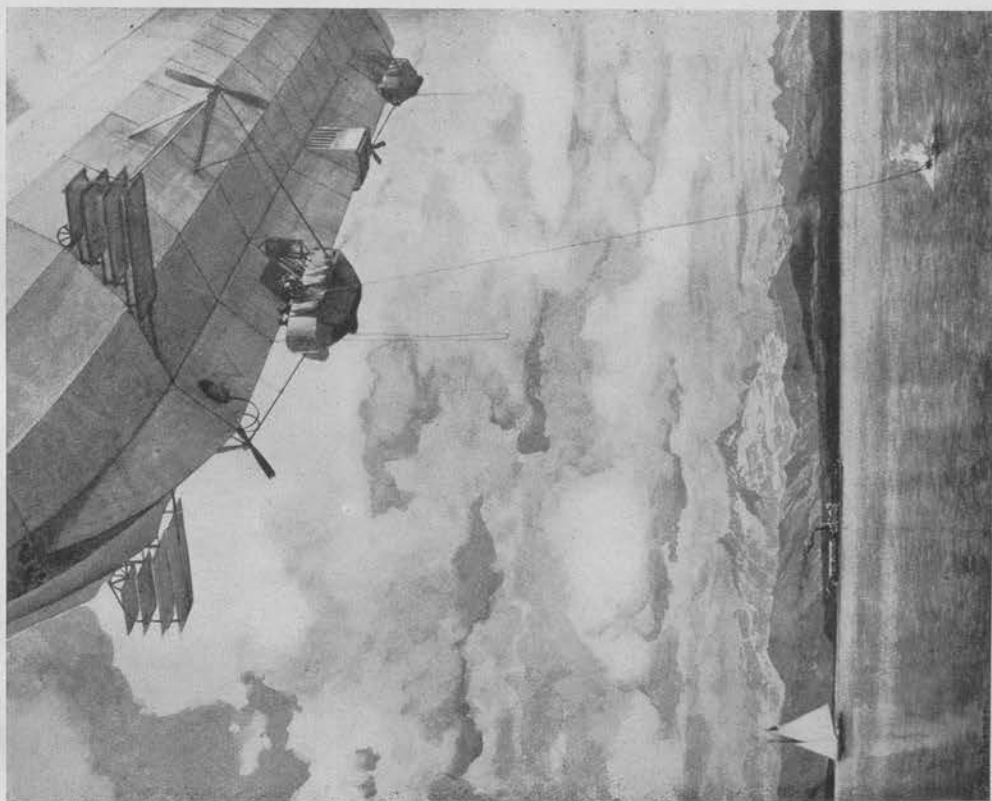
Zu den Grunderwerbungen, die von der Stadtgemeinde vorgenommen wurden, gewährte die Zeppelinstiftung ein Darlehen von 355 500 Mark, rückzahlbar in 50 Jahresannuitäten. Auch für die Erbauung eines großen neuen Schulhauses, das durch die ungemein rasch erfolgte Bevölkerungszunahme notwendig geworden war, stellte die Stiftung ein Kapital von 278 000 Mark, rückzahlbar in 75 Jahresraten zur Verfügung, ferner einen nicht rückzahlbaren Beitrag von 10 000 Mark behufs Erweiterung des städtischen Krankenhauses.

Endlich ging auch ein seit langer Zeit von der Stadt Friedrichshafen heiß ersehnter Wunsch durch die schon vor dem Krieg erfolgte Errichtung einer Luftschifferabteilung in Erfüllung. So verdankt Friedrichshafen dem Grafen auch seine Garnison.



Per aspera ad astra

(Nach Originalzeichnungen von Prof. F. Diewer-Künzlen aus dem Deutschesmuseum)



Einnahme von Wasserballast

Selbstverständlich hat die Stadt Friedrichshafen, die dem Grafen Zeppelin einen so gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung zu verdanken hat, sich hiefür auch erkenntlich gezeigt. Friedrichshafen war die erste Stadt, die ihm im Jahre 1907 das Ehrenbürgerrecht verlieh und dessen lebensgroßes Bild, von Emmerich gemalt, im großen Rathausaal aufhängen ließ. Zur deutschen Zeppelinspende aus Anlaß der Echterdinger Katastrophe steuerte die Stadt 5000 Mark bei. Überhaupt nahm sie, durch das Schicksal enge mit dem Grafen verknüpft, stets an Leid und Freud des Grafen herzlichen Anteil.

Im Jahre 1909 wurde auf dem Plage vor dem neubauten Rathause der Zeppelinbrunnen¹, ein Werk des Münchener Bildhauers Diamant, eines Friedrichshafener Kindes, aufgestellt. Der sehr hübsche Brunnen ist ein Geschenk unseres verstorbenen Mitgliedes, des Kaufmannes Vollenweider, an die Stadt. Die feierliche Enthüllung fand am 24. Juli 1909 in einfacher, aber würdiger Weise statt. Auf eine Ansprache des Stadtschultheißen Meier erwiderte Graf Zeppelin folgendes:

„Sie ahnen wohl nicht, wie erhebend für mich diese neue Ehrung ist. Die bisherigen Auszeichnungen, die mir seither von hier und aus ganz Deutschland von allen Seiten entgegengebracht wurden, sie waren der Ausdruck dafür, daß es mir gegeben war, im langersehnten Glückstraum der Menschheit den entscheidenden Schritt zu tun. Der Brunnen aber, der in unserer Stadt den künftigen Geschlechtern von meinem Schaffen Rechenschaft geben soll, ist in ganz Deutschland der erste Ausdruck monumentaler Anerkennung. Geehrte Herren! Sie haben durch mancherlei Leistungen zur Fassung der durch mich für die Stadt erschlossenen, so reichen Segensquelle beigetragen und Opfer gebracht. Sie werden auch fernerhin bereit sein, Opfer zu bringen. Möge die Segensquelle, die meine Wunschelrute mir in Friedrichshafen gezeigt hat, nimmermehr verstiegen! Möge es unserer Stadt nie an Männern fehlen, die Verständnis meinem Unternehmen entgegenbringen! Das walte Gott zum Heile Friedrichshafens!“

Eine glänzende Feier, würdig des größten Mannes unserer Zeit, sah Friedrichshafen am 7. und 8. Juli 1913 aus Anlaß des 75. Geburtsfestes des Grafen. Es war, wie wenn die Veranstalter des Festes und Graf Zeppelin selbst eine Ahnung gehabt hätten, daß er an seinem 80. Geburtstag nicht mehr unter uns weilen werde. Während der Graf an seinem 70. Geburtstag sich nach Girsberg zurückgezogen hatte, feierte er den 75. Geburtstag auf Wunsch seiner Familie und seiner Getreuen an der Stätte seines Schaffens und Wirkens. Nach dem Feste erklärte der Graf allerdings, wenn er gewußt hätte, was für ein Fest man aus seinem 75. Geburtstag mache, dann hätte er feierlich versprochen, 80 Jahre alt zu werden.

Die Luftschiffbaugesellschaft hatte für den 8. Juli umfassende festliche Vorbereitungen getroffen. Abordnungen der acht Städte², die dem Grafen das Ehrenbürgerrecht verliehen hatten, waren erschienen und überbrachten die Glückwünsche ihrer Bürger zum Teil unter Überreichung von Festgaben; ferner hatten sich Vertreter des Heeres und der Marine sowie von wissenschaftlichen Vereinigungen in stattlicher Anzahl eingefunden.

Eingeleitet wurde das Fest durch ein vom Luftschiffbau im Kurgartenhotel am Vorabend gegebenes Festessen, an welchem 150 Gäste teilnahmen. Die Reihe der

¹ Siehe Bild Nr. XI.

² Friedrichshafen, Konstanz, Stuttgart, Ulm, München, Baden-Baden, Worms und Lindau.

Trinksprüche eröffnete Dr. Max Freiherr von Gemmingen-Guttenberg, ein Neffe des Grafen, mit einem Hoch auf den Landesherrn und Kaiser. Die eigentliche, nach Form und Inhalt gleich vorzügliche Festrede hielt namens des Luftschiffbaues Direktor Colkmann, der dem Grafen ein vom Luftschiffbau herausgegebenes Prachtwerk: „Das Werk Zeppelins“ als Jubiläumsgabe überreichte und mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Grafen schloß. In seiner Erwiderung gedachte Graf Zeppelin vor allem der großen Verdienste des Redners, der ihm in seinem Unternehmen so treu und unverzagt beigestanden sei, dann des technischen Betriebsleiters, Oberingenieur Dürr, ohne dessen stete Mitwirkung er sein Werk niemals hätte vollenden können, und des Mannes, der durch seine genialen technischen Leistungen auf dem Gebiete des Motorbaues die Betriebssicherheit der Luftschiffahrt ganz gewaltig erhöht habe, des Direktors Maybach, dem eine französische technische Zeitung erst jüngst den Ehrennamen: „le roi des constructeurs“ gegeben habe. Schließlich gab der Graf bekannt, daß er seinen langjährigen Mitarbeiter Dürr zum Direktor ernannt habe.

Geheimrat Albert vom Reichsamt des Innern beglückwünschte den Jubilar im Auftrag des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Innern Dr. Delbrück. Namens des deutschen Luftflottenverbandes brachte General Freiherr von der Goltz die Glückwünsche dar. Der Liebe und Verehrung der Friedrichshafener Bevölkerung gab unser Vereinsmitglied, Stadtpfarrer Schmidt von Friedrichshafen, in poetischer Form Ausdruck, und Rektor Bantlin der Technischen Hochschule Stuttgart pries die ersten Mitarbeiter des Grafen, dipl. Ingenieure Kober und Kübler, die beide Schüler des Stuttgarter Polytechnikums gewesen seien.

Inzwischen war die Dunkelheit eingebrochen. Die Ulmer Ulanen-Musik, die während des Festmahls konzertiert hatte, war verschwunden und tauchte plötzlich an der Spitze eines imposanten Fackelzuges auf, der sich vom Innern der Stadt durch die neue Uferstraße, begleitet von einer gewaltigen Menschenmasse, gegen das Kurgartenhotel in Bewegung setzte. Es waren die Arbeiter der Zeppelinwerke, die dem rastlos schaffenden Geiste des Erfinders Arbeit und Verdienst verdanken und daher es sich nicht nehmen ließen, ihrer Liebe und Begeisterung für den Begründer der Friedrichshafener Luftschiffahrtsindustrie auf diese Weise Ausdruck zu geben. Graf Zeppelin, umgeben von seinen Gästen, nahm auf der Terrasse des Kurgartenhotels diese Huldigung der Männer des Volkes entgegen und dankte tiefbewegt in einer Ansprache für so viele Beweise der Dankbarkeit und Anhänglichkeit.

An den Fackelzug schloß sich im Saale des Buchhorner-Hofes ein von dem Grafen den 600 Arbeitern gegebenes Bankett an, das bis weit über die mitternächtige Stunde sich hinaus erstreckte. Unermüdet dankte der Graf im Laufe des Abends immer wieder auf die vielen in Wort und Lied, durch dramatische und sinnbildliche Darstellungen ihm bekundeten Ehrungen. Es war aber auch für alle, die an diesem Volksfeste teilnehmen durften, ein unvergeßliches Bild, den immer noch jungen Fünfundsiebziger zu sehen, wie er tapfer aushielt und zum Schlusse sogar auf den Tisch sprang und seiner treuen Arbeiterschaft noch weitergehende Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen in Aussicht stellte.

Ein neuer Sturm des Jubels brach los, als der Graf das schon längst seiner harrende Automobil bestieg und, aber nicht durch motorische Kraft, sondern gezogen von den sehnigen Armen der Arbeiter im Triumphe zu seiner Wohnung verbracht wurde.

Der eigentliche Festtag wurde in der Frühe durch Kanonendonner eingeleitet. Der Arbeitergesangverein und die Kapelle der Ulmer Ulanen bereiteten dem Grafen durch Morgenständchen weitere Aufmerksamkeiten. Um 11 Uhr stieg das neueste Luftschiff L Z 20 auf dem Flugschiffgelände zu seiner ersten Fahrt, die Graf Zeppelin selbst leitete, auf. Im Kurhotel fand darnach im engeren Kreise ein Mittagsmahl statt, wobei ich Gelegenheit hatte, eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten, namentlich aus dem Kreise höherer Marine-Offiziere, kennen zu lernen. Aus den hierbei gehaltenen Reden, die natürlich einen viel vertraulicheren Charakter hatten als die beim allgemeinen Festmahl Tags zuvor, ist mir hauptsächlich die launige Erzählung eines Herren in Erinnerung, der es selbst an sich erfahren mußte, wie schwer es zeitweise an höherer Stelle war, ein Freund des Grafen zu sein.

Für Nachmittags hatte der Graf alle seine Mitarbeiter zu einem Ausflug eingeladen. Mit zwei dichtgefüllten Dampfern kam die Festgesellschaft an die Haltestelle zum Waldhaus Jakob bei Konstanz angefahren, von wo man sich in langem Zuge unter den Klängen der Militärmusik in das prächtig gelegene, städtische Restaurant begab. Auf den besonderen Wunsch des Jubilars, der nun zwei Tage lang der Rede Strom hatte über sich ergehen lassen müssen, sollten bei diesem Teil des Festes keine Reden gehalten werden. Als nun aber doch der eine und der andere, dem das Herz voll war, glaubte seinen Mund übergehen lassen zu dürfen und alles Abwehren des Jubilars nichts nützte, entzog sich dieser weiteren Lobpreisungen in humorvoller Weise dadurch, daß er mit jugendlicher Eleganz zum Fenster hinaus sprang, da er auf anderem Wege den bis zum letzten Winkel gefüllten Saal nicht verlassen konnte. Jetzt erst vermochte sich die Festgesellschaft ungestört den leiblichen und musikalischen Genüssen hingeben, und in heiterster Stimmung kehrte man nach Friedrichshafen zurück.

Wie sehr dem Grafen Zeppelin der Aufschwung der Stadt Friedrichshafen im allgemeinen am Herzen lag, beweist der Umstand, daß er für die Erstellung der im Jahre 1912 vollendeten, prächtigen neuen Uferstraße, die vom Seehafen bis zum königlichen Schloß eine unmittelbare Verbindung herstellt und wegen ihrer entzückenden Aussicht auf See und Gebirge den Hauptanziehungspunkt für die Fremden bildet, ein Darlehen von 125 000 Mark, zahlbar in 70 Annuitäten gewährte. Für den gleichzeitig erbauten Gondelhafen spendete Graf Zeppelin aus eigenen Mitteln 5000 Mark und ebenso viel der Luftschiffbau Zeppelin. Den Fremden möglichst viel zu bieten und sie zu längerem Aufenthalt zu verlocken, war aber auch eine sehr erspriessliche Aufgabe der Stadtverwaltung, unter der weitschauenden Leitung unseres Vereinsmitgliedes Stadtschultheiß Mayer. Denn viele Vereinigungen von Gelehrten und Technikern, hochangesehener wissenschaftlicher Vereine, Studentenkommisionen vom Inland und Ausland, sogar aus der Türkei und Japan sind noch im Jahre 1908 nach Friedrichshafen gekommen, um das Werk des Grafen zu schauen und sich von den stets zunehmenden Fortschritten der Luftschifftechnik zu überzeugen. Mir selbst sagte einmal der Graf, als das Gespräch auf den Besuch einer fremden Militärkommission kam: „Ich möchte haben, daß Friedrichshafen für die Luftschiffahrt das wird, was Essen für den Geschütz- und Panzerbau ist.“

7. Zeppelin und Lindau.

Außer seiner Vaterstadt Konstanz und der Stadt Friedrichshafen, der Stätte seines jahrzehntelangen Schaffens, kann keine Stadt am Bodensee näherer Beziehungen zu dem Grafen sich rühmen, als Lindau. Die Lindauer hatten aber auch von Anfang an, wiewohl sie vom Glücke nicht so begünstigt waren wie ihre Nachbarn in Friedrichshafen, den Probefahrten des Grafen ihr lebhaftestes Interesse zugewandt. Und sobald von Manzell aus Nachricht von einem bevorstehenden Luftschiffaufstieg kam, wurde sicher von Lindau aus eine Sonderfahrt dorthin unternommen. Schon wegen der durch Grafen Zeppelin verursachten außerordentlichen Hebung des Fremdenverkehrs wandten die Lindauer dem Luftschiffunternehmen ihre besonderen Sympathien zu. Dazu kam aber noch ein Grund. Die Lindauer zeichneten sich trotz des von einigen jungen Heißspornen im Jahre 1866 in der Preussischen Enklave Achberg veranstalteten Autodafés des Bildes Bismarcks seit dem Jahre 1870 durch eine ganz hervorragende Begeisterung für den ersten Reichskanzler aus und bereiteten ihm nicht nur in der Zeit, da Bismarck in Ungnade gefallen war, in der Form einer demonstrativen, großen Dankesversammlung eine damals in weiten Kreisen sehr beachtete Ovation. Auch nach seinem Tode wurde der Name Bismarcks zum Sammelpunkt einer großen Zahl begeisterter Vaterlandsfreunde. Alles aber, was seit dem Jahre 1898, dem Tode Bismarcks, an werktätiger Begeisterung in deutschen Herzen schief, das wachte nun flammend dem deutschen Mann entgegen, der in vielen seiner Charaktereigenschaften dem großen Kanzler so ähnlich war.

Und als am 5. August 1908 der Telegraph die schlimme Botschaft von Echterdingen brachte, da gab eine vom Bürgermeister für den folgenden Tag im städtischen Theateraal einberufene, imposante Versammlung nicht nur der großen Teilnahme der Lindauer Bevölkerung an dem Unglück Ausdruck, sondern eine sofort im Saale selbst noch begonnene Sammlung ergab in der kurzen Frist von wenigen Tagen die stattliche Summe von nahezu 10000 Mark, ohne die 5000 Mark, die schon am Tage nach Echterdingen von Lindau aus unmittelbar an die Sammelstelle der Münchner Neuesten Nachrichten gesandt worden waren.

In einem von der Versammlung aus an den Grafen gerichteten Telegramm wurde er gebeten, auch die schwache Hilfe der Lindauer anzunehmen und ungebeugt weiterzuarbeiten für seine große Sache, die nun im Unglück erst recht eine Sache des ganzen deutschen Volkes geworden sei.

Wenige Tage darnach hatte ich die Ehre, auf der Terrasse der Hafenrestauration in Friedrichshafen einer Einladung des Grafen zu einem Frühstück folgen zu dürfen, das der Graf dem Deutschen Motor-Yachtclub anlässlich der von diesem veranstalteten Bodensee-Regatta gab. Bei dieser Gelegenheit versicherte mir der Graf, der unter dem Eindruck der mächtigen Volksbewegung noch mehr verjüngt erschien, als man an ihm ohnedies gewohnt war, wiederholt seine ganz besondere Freude darüber, daß die Stadt Lindau sich so hervorragend an der Nationalspende beteiligte, und ersuchte mich, bei der Bürgerschaft Dolmetsch seiner Dankbarkeit und Freude zu sein.

Am 9. Juni 1909 beschlossen die städtischen Kollegien Lindaus einstimmig, dem Grafen Zeppelin das Ehrenbürgerrecht der Stadt zu verleihen. Auf die telegraphische Mitteilung von diesem Beschlusse telegraphierte Graf Zeppelin an mich zurück:

„Ihnen und den städtischen Kollegien der, vom Luftschiffe aus gesehen, besonders reizvoll erscheinenden Inselstadt Lindau bitte ich meinen allerherzlichsten Dank für die hohe Auszeichnung meiner Ernennung zum Ehrenbürger entgegennehmen zu wollen. Diese vermehrt die Verpflichtung, welche ich dem ganzen deutschen Volke gegenüber empfinde, mich der bei meinem Schaffen gewordenen Anerkennung auch fernerhin durch Einsetzen aller mir verbliebenen Kräfte würdig zu erhalten.

Graf Zeppelin.“

Am 1. Oktober 1909 wurde die künstlerisch ausgestattete Ehrenbürgerurkunde von einer Abordnung in dessen Hotelwohnung im Deutschen Haus zu Friedrichshafen übergeben. Auf meine Ansprache erwiderte der Graf, daß er stolz sei auf die ihm durch die bayerische Bodensee- und Inselstadt Lindau zuteil gewordene Ehrung. In dem Werdegang und der Entwicklung seines Unternehmens sei es eine für das Bodenseegebiet gewiß nicht bedeutungslose Fügung, daß er gerade am Bodensee geboren sei und dieses unvergleichlich schöne und bequeme Übungsfeld für Luftschiffe von Jugend auf gekannt habe. Bei dem an die Überreichung sich anschließenden Abendessen trank Graf Zeppelin auf das Wohl der Stadt Lindau und gab nochmals seinem Dank für den begeisterten Empfang Ausdruck, den die Stadt Lindau ihm und seinen Gästen anlässlich des Reichstagsbesuches bereitet habe. Das bezaubernde Bild, das gerade Lindau an diesem Tage geboten, werde er nie vergessen.

Um diesen Tag auch den kommenden Geschlechtern im Gedächtnis zu erhalten, kam ich auf den Gedanken, den hervorragenden Moment bildlich darstellen zu lassen. Ein der Stadt Lindau wohlgenegter Gönner war bald in der Person eines noch dazu begeisterten Verehrers des Grafen Zeppelin, Geheimrat Gustav Henneberg in Zürich, gefunden. Er erklärte sich bereit, die Kosten zu übernehmen, wenn die Stadt durch den berühmten Münchner Maler M. Zeno Diemer, der seine Kunst schon so oft in den Dienst der Zeppelinsache gestellt, ein großes Bild malen lasse und dem Reichstag zur Erinnerung an dessen Besuch des Bodensees und der Stadt Lindau zum Geschenk anbiete. So entstand das farbenprächtige Gemälde, auf welches der Künstler sein ganzes Können mit besonderer Liebe und Hingebung konzentrierte.¹

Als das Bild fertig war, wurde es zunächst im großen Rathausaal zu Lindau ausgestellt und Graf Zeppelin zur Besichtigung eingeladen, zu der er sich bereitwilligst am 13. November 1910 einfand. An die Besichtigung schloß sich ein von der Stadtgemeinde gegebenes Frühstück im Bayerischen Hof, das wegen seines animierten Verlaufes und der überaus heiteren Stimmung des Grafen allen Teilnehmern stets in angenehmster Erinnerung bleiben wird. Nachdem das Bild im Münchner Kunstverein einige Zeit ausgestellt und dort auch von weiland Seiner Kgl. Hoheit Prinzregenten Luitpold von Bayern, bekanntlich einem hervorragenden Kunstkenner, besichtigt worden war, wurde es nach Berlin befördert und dort vor der Übergabe an den Reichstag in das Kgl. Schloß verbracht. Seine Majestät der Deutsche Kaiser gewährten mir mit dem Künstler huldvollst Audienz, die am 16. Januar 1911 im Pfeiler-Saale des Kgl. Schlosses stattfand. Nachdem durch den unerwartet an diesem Tag erfolgten Besuch des Kronprinzen von Schweden eine Verzögerung der Empfangsstunde eingetreten war, trat der Kaiser plötzlich und unangemeldet in den Saal ein und sprach mich, ehe es mir möglich war, den

¹ Siehe Bild Nr. VIII.

Professor Diemer vorzustellen, mit den Worten an, indem er mir kräftig die Hand schüttelte:

„Das freut mich, daß Sie den Grafen Zeppelin durch dieses Bild so geehrt haben. Das Bild ist aber auch ein Meisterwerk des Künstlers. Sehen Sie, dieser Mann sieht doch die Natur und die Farben an wie ein anderer normaler Mensch auch.“ Ich erwiderte: „Majestät, hier steht der Künstler selbst“, worauf der Kaiser lachend sagte: „Nun, das darf er gehört haben.“ In nahezu halbstündigem Gespräche kam der Kaiser wiederholt auf den Bodensee, dessen Schönheit er pries, auf Konstanz und die Mainau und seine persönlichen Erinnerungen an seine Besuche bei seinen badischen Verwandten zu sprechen und verabschiedete uns schließlich mit herzlichem Händedruck mit den Worten: „Ich beglückwünsche die Stadt Lindau daß sie einen Künstler gewählt hat, der seiner schwierigen Aufgabe in so eminenten Weise gerecht geworden ist.“

Am nächsten Tage wurde das Bild in das Reichstagsgebäude verbracht und dem damaligen Reichstagspräsidenten Grafen Schwerin-Köwig übergeben. Seit dieser Zeit schmückt das prächtige Gemälde den Besuchsaal der Reichstagsabgeordneten, und jeder, der in der Reichshauptstadt das „dem deutschen Volke“ gewidmete Gebäude aufsucht, wird durch das Diemerische Bild von Lindau auch an unseren Bodensee, an dessen großen Sohn und seine Taten erinnert.

Zeppelin kehrte in der Folge immer wieder gern in Lindau ein oder fuhr bei Probeflügen neuer Luftschiffe oder, wenn er illustre Gäste an Bord hatte, mit Vorliebe über unsere Stadt. Zweimal war Graf Zeppelin auch Gast des Bürgermeisters im Pulverturm. Dieser alte, im Jahre 1508 erbaute Befestigungsturm liegt am Obersee gegenüber der Einmündung des Rheins, ähnlich wie das Schloß Chillon im Genfersee gegenüber der Einmündung der Rhone, und bietet daher eine entzückende Aussicht nicht nur auf den See fast in seiner ganzen Länge, sondern auch auf den Abschluß des Obersees und die dahinter sich aufbauende Schweizer und Vorarlberger Gebirgskette. Im Jahre 1898 wurde dieser bis dahin wenig beachtete, leerstehende Turm unter schonendster Belassung seiner altersgrauen, äußeren Erscheinung zu einer Art Sommerwohnung mit Repräsentationsraum für den Bürgermeister nach den mündlichen Angaben des berühmten Münchner Architekten Friedrich von Thiersch umgebaut. Seit dieser Zeit kann sich der Turm einer großen Anzahl von Besuchen hervorragender und berühmter Männer und Persönlichkeiten rühmen, hat Könige und Königinnen, bedeutende Männer aus allen Ständen: Heerführer, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler und Dichter in seinen Mauern gesehen, und manche denkwürdige und anregende Stunden habe ich mit meinen Gästen in dem ehrwürdigen Bauwerk erlebt. Aber nicht wohl ein zweiter Besuch ist mir so lebhaft in Erinnerung geblieben als damals am 24. Mai 1911, wie Graf Zeppelin gleichzeitig mit dem Münchner Generalintendanten Ernst von Poffart und einigen anderen Herren zum Tee sich eingefunden hatte. Herr von Poffart hatte mehrere Tage zuvor auf Veranlassung meiner Frau einen Rezitationsabend, der einen nicht nur künstlerisch, sondern auch materiell bedeutenden Erfolg hatte, zum Besten des Lindauer Roten Kreuzes gegeben. Als Herr von Poffart von meiner Frau hörte, daß Graf Zeppelin uns die nächsten Tage die Ehre erweise, zum Tee in den Pulverturm zu kommen, leistete er der Einladung hiezu um so lieber Folge, als er sichtlich darnach brannte, den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen. Graf Zeppelin kam pünktlich

im Auto von Friedrichshafen angefahren. Wie immer war er von einer Liebenswürdigkeit, Einfachheit und Natürlichkeit, die das Wesen dieses Mannes vor allen anderen stets auszeichnete. Um so lebhafter trat das Temperament des Generalintendanten im Gegensatz zum General in die Erscheinung. In kurzer Zeit hatte Poffart durch seine geistreichen, witzigen und spannenden Erzählungen den Faden der Unterhaltung an sich gezogen. Er erzählte von seinen Erinnerungen an König Ludwig den Zweiten, den franken Romantiker auf Bayerns Königsthron, von den Sonderaufführungen vor dem König im Münchner Hoftheater und kam dann, als Graf Zeppelin dazwischen einmal von seiner Vaterstadt Konstanz sprach, auf eine lustige Episode aus seiner „Stromtid“ als Schauspieler zu sprechen. Wie nur einem so ganz hervorragenden Meister des Wortes und der Sprache es möglich war, schilderte Poffart in geradezu klassisch-humoristisch-dramatischer Weise, wie er in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als blutjunger Münchner Hof-schauspieler dem Drängen seines Freundes, des berühmten Heldendarstellers Rütling folgend, mit diesem und dem nicht minder bekannten Komiker Hof-schauspieler Lang ohne Urlaub nach Konstanz gefahren war, um dem in fortwährenden finanziellen Nöten befindlichen Schwager Rütlings, der damals das Konstanzer Theater so etwas à la Bohème geleitet zu haben scheint, durch eine Glanzaufführung des „Faust“ auf die Beine zu helfen, wie der Theaterdirektor vom Fenster des Hotels zum Hecht aus eine Art Reklame-Ansprache an das promenierende Konstanzer Publikum unter Hinweis auf die drei eigens von München gekommenen Hof-schauspieler hielt; welche unfreiwillig komische Szenen sich bei der ungewöhnlich besuchten Fauftaufführung ereigneten, und wie dann schließlich am nächsten Tag der Herr Direktor mit der Kasse verschwand und sogar einen Teil der von den Künstlern ohne Erlaubnis vom Münchner Hoftheater mitgebrachten Garderobe-gegenständen aus Versehen mitnahm.

Ich sehe heute noch, wie stillvergnügt und behaglich Graf Zeppelin dieser lustigen Schilderung zuhörte, in aller Ruhe seine Tasse Tee und sein Gläschen Wein trank, ohne selbst das Wort zu ergreifen. So sehr wir, die übrigen Gäste, alle im stillen gehofft hatten, daß auch er von seinen Taten etwas zum Besten geben werde, er hielt sich offenbar nicht für genügend befähigt, hier mit dem „Meister des Wortes“ in Wettbewerb zu treten.

Erst als durch die geöffneten Fenster des Turmes die Pracht der untergehenden Sonne sich über dem blauen See immer mehr entfaltete, das Wasser allmählich sich mit tausendfachen Tinten färbte, der Himmel über dem versinkenden Gestirn aufflammte und dieses seinen letzten Gruß in feurigen Strahlenbündeln nach allen Seiten hin ausandte, als das Gespräch unter dem Eindruck dieses im Pulverturm besonders entzückenden Schauspielers verstummt war, dagegen gleichzeitig von dem unteren Raume des Turmes unter der Meisterhand eines Künstlers die bekannten Klänge des Largo von Haendel ertönten, sprach Zeppelin leise, fast flüsternd zu mir: „Noch kein Sonnenuntergang hat mich so ergriffen als der, den ich auf der Rückkehr von der Schweizerreise bei Lindau im Luftschiff beobachtete und den Hergesell so meisterhaft beschrieben hat.“ (Siehe Seite 16.)

Beim Abschied fiel sein Blick auf einige ihm von begeisterten Damen bei seiner Ankunft gespendete Blumensträuße. „Die muß ich meiner franken Frau und meiner Tochter mitbringen, damit sie auch eine Erinnerung an den schönen Abend haben“ sagte er und bestieg hochbepackt in fröhlichster Stimmung das auf ihn wartende Automobil.

Aus Anlaß des 75. Geburtstages des Grafen beschloßen die beiden städtischen Kollegien Lindaus, ihm einen weiteren Beweis ihrer großen Verehrung dadurch zu geben, daß eine im Bau begriffene Straße, die nach Niederlegung der Getreidelagerschuppen auf der einen Seite von der sehr malerischen, altgeschichtlichen inneren Stadtumwallung begrenzt wird, Zeppelinstraße benannt wurde. Eine Abordnung übergab dem Grafen am Geburtstage selbst eine künstlerische Aufnahme dieser Straßenpartie, worauf der Jubilar versicherte, daß es ihm ein besonderes Vergnügen machen werde, in allernächster Zeit sich die ihm zu Ehren benannte Straße vom Luftschiff aus anzusehen.

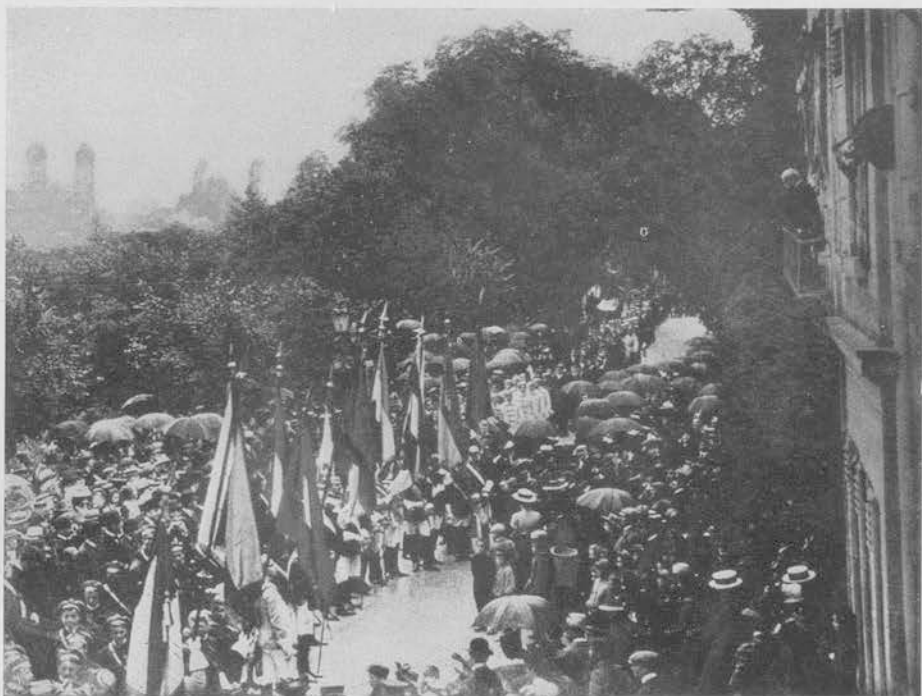
Am 1. März 1912 kam das deutsche Kronprinzenpaar nach Beendigung seines Aufenthaltes in St. Moritz auf der Durchreise von der Schweiz nach Lindau. Tags zuvor hatte ich den Grafen telephonisch hievon verständigt, weil ich in der Zeitung gelesen hatte, daß in den nächsten Tagen der Probeflug des neuen, der Kaiserin zu Ehren benannten Luftschiffes „Viktoria Luise“ stattfinden werde. Der Graf war mir für die Mitteilung sehr dankbar, hatte er ja doch hiedurch Gelegenheit, der kaiserlichen Familie eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Als das Kronprinzenpaar mit dem Engadinerzug in Korschach eintraf, erschien unter persönlicher Führung des Grafen die „Viktoria Luise“ mit der deutschen Flagge am Heck über dem Hafen von Korschach und begleitete das Dampfschiff mit den kronprinzlichen Gästen auf der Fahrt nach Lindau. Unterwegs hielt es einmal so dicht über dem Dampfer, daß vom Luftschiff aus zwei Begrüßungstelegramme auf den Bord des Dampfers abgeworfen werden konnten. Vor Lindau umkreiste das Luftschiff zur Verabschiedung den Dampfer, indem es sich bis auf etwa 100 m hinabsenkte und das Borderteil wiederholt neigte. Während der Dampfer im Hafen anlegte, machte Graf Zeppelin unter stürmischem Jubel namentlich der zahlreich erschienenen Jugend noch einige Manöver über dem Hafen und kehrte dann nach Friedrichshafen zurück.

Im März 1916 wurde in Lindau ein nach den Entwürfen unseres Mitgliedes, G. Hald in Nonnenhorn, angefertigtes künstlerisches Kriegswahrzeichen zur Benagelung zum Besten der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen unserer gefallenen Krieger in feierlicher Weise seiner Bestimmung übergeben.¹

Auf meine Anfrage, ob Graf Zeppelin nicht auch für den wohlthätigen vaterländischen Zweck einen Nagel zu stiften gesonnen sei, ließ er mir mitteilen, daß er sehr gerne bereit sei, sich hiezu nach Lindau einzufinden. Am 4. Juli 1916 nachmittags traf Graf Zeppelin mit dem Friedrichshafener Schiff in der ihm zu Ehren festlich besagten Stadt ein, begrüßt und bejubelt von einer vielhundertköpfigen Menge, der Stadtvertretung, dem Offizierskorps und dem Hilfsausschuß vom Roten Kreuz. Auf dem Bismarckplatz vor dem altehrwürdigen Rathaus angelangt, bewillkommnete ich unseren gefeierten Ehrenbürger mit einer Ansprache, legte mit kurzen Worten die Bedeutung des Kriegswahrzeichens dar, dankte dem Grafen für die neuerliche Bekundung seiner Sympathie für Lindau und bat ihn, den zur Erinnerung für alle Zeiten besonders gezeichneten goldenen Nagel einzuschlagen.

Mit markigen Worten erwiderte der trotz seiner 77 Jahre noch recht jugendlich aussehende Graf und betonte u. a. die Notwendigkeit des Durchhaltens bis zu einem ehrenvollen Frieden, der die Bürgerschaft dauernder Sicherheit des Reiches gebe und die schweren Opfer des Krieges lohne. Er verbreitete sich dann über die Pflichten der zu Hause Gebliebenen. Jeder, der mehr habe, als er brauche, müsse dem geben, der

¹ Vereinschriften Band 45, Seite 3.



Huldigung der Tübinger Universität
am 18. Juli 1908



Beim Binnenschiffahrtskongress Konstanz
20. August 1913

wenig habe. Nicht murren dürften wir über die Entbehrungen, die uns der Krieg auferlege, und freudig müsse Süddeutschland, das bessere Ernährungsbedingungen habe, an die Teile des Reiches abgeben, die weniger glücklich daran seien.

Nach einem Hoch auf den König von Bayern als dem Landesherrn schließend, schlug der Graf seinen goldenen Nagel ein¹ und drückte unbemerkt dem Kassier des Hilfsausschusses seine reiche Spende für die Hinterbliebenen mit 5 Hundertmarkscheinen in die Hand, während die Versammlung begeistert in ein von dem Vorsitzenden des Gemeindefollegiums auf Zeppelin ausgebrachtes Hoch einstimmte. Die sehr zeitgemäßen und beherzigenswerten Worte des Grafen aber haben weit über Lindaus Mauern, insbesondere in der deutschen Presse ein nachhaltiges Echo gefunden.

Nach dem Festakte machte der Graf der seit Kriegsbeginn in der Villa Amsee weilenden Schwester des bayerischen Königs, Prinzessin Therese von Bayern, seine Aufwartung und folgte gerne wieder einer Einladung des Bürgermeisters zum Tee in den Pulverturm, dem kurz darauf auch Ihre Kgl. Hoheit die Prinzessin mit ihren Hofdamen die Ehre eines Besuches erwies. Durch zwei feldgraue Musiker, die sich auf dem Harmonium und der Violine als tüchtige Künstler zeigten, wurde die ohnedies fast feierliche Stimmung noch mehr gehoben. Hochbefriedigt und mit herzlichen Dankesworten verabschiedete sich der Graf, als die Abfahrtszeit des Zuges nahte, von der Gesellschaft, nicht ohne auch den beiden Feldgrauen, von denen einer Musikdirektor im Zivilberuf war, zum Danke kräftigt die Hand zu schütteln.

Niemand aber von allen denen, die seine körperliche und geistige Frische bewundern durften, hätte damals geglaubt, daß dies der letzte Besuch Zeppelins in Lindau sein werde, und deshalb erregte die wie ein Blitz aus heiterem Himmel aus Berlin gekommene Nachricht von dem Tode Graf Zeppelins auch in Lindau tiefe Bestürzung. Die Anteilnahme der Lindauer an Zeppelins Heimgang war tiefgehend und allgemein. Auch wenn nicht der goldene Nagel am Lindauer Kriegswahrzeichen, sein von Emmerich gemaltes Bild im altherwürdigen Rathausaale und die Zeppelinstraße stets dafür sorgen würden, daß sein Andenken in Lindau nie erlischt, die Lindauer Bürgerschaft wird noch in Jahrhunderten stolz darauf sein, daß sie nicht nur den Fürsten Bismarck, sondern auch den Grafen Zeppelin zu den Ihrigen zählen durfte.

8. Zeppelin und die Jugend.

Daß für Graf Zeppelin die Herzen unserer Jugend besonders entflammt waren, ist ohne weiteres verständlich. Denn welcher deutsche Knabe hätte dem kühnen Führer der badischen Dragoner, deren Name mit dem Erkennungsritzt von Schirlshof für immer verknüpft ist, nicht ehrfurchtsvolle Verehrung geweiht! Und wie begeisterte sich die Jugend erst für seine Erfindung und die mannigfachen Schicksale, die sie bis zu ihrer Vollendung durchzumachen hatte! Aber auch Zeppelin hatte die deutsche Jugend, unsere Zukunft und Hoffnung, tief in sein Herz eingeschlossen, und, wo er der Jugend eine Freude bereiten konnte, war es ihm ein besonderes Vergnügen.

¹ Siehe Bild Nr. XI.

Anläßlich seines 75. Geburtstages feierte ein Redner, unser Mitglied Hauptlehrer Mayer von Friedrichshafen, bei einem Bankett im Buchhorner Hofe den Grafen als Freund der Kinder und gab das Gelbnis der Lehrer und Erzieher ab, den Mann der Tat und der Beharrlichkeit als leuchtendes Beispiel der Jugend stets vor Augen zu führen. Seinem Dank hiefür gab der Graf dadurch Ausdruck, daß er die Friedrichshafener Lehrerschaft bat, am nächsten Vormittag die gesamte Schuljugend nach dem Fluggelände zu bringen, wo das neueste Luftschiff seinen ersten Flug machen sollte. Man kann sich den Jubel der großen Kinderchar vorstellen, die am darauffolgenden Morgen das mit bunten Fähnchen festlich geschmückte Luftschiff auf dem sonst für jeden Nichtbeschäftigten unzugänglichen Gelände aus unmittelbarer Nähe aufsteigen sehen durfte. Der schulfreie Tag an Zeppelins 75. Geburtstag wird den Friedrichshafener Kindern gewiß stets in Erinnerung bleiben.

In der Münchner Illustrierten Zeitung erzählt Wilhelm Dusch eine hübsche Erinnerung an Zeppelin. Mitte Juli 1912 geleitete der Graf einen Besuch über die neue Seepromenade zum Seehafen in Friedrichshafen. Das Schiff mit den Gästen des Grafen war weggefahren, und ein anderes in der Richtung nach Lindau stand zur Abfahrt bereit. Der Graf stand allein am Ufer. Ein prächtiger Sommerabend lag auf dem Wasser, und die Abendröte färbte die Wellen, soweit der Blick reichte. Andachtsvolle Stille umgab rings die Natur. Da bewegte sich das Lindauer Schiff, das von oben bis unten mit Schulkindern jeden Alters besetzt war, und fuhr langsam am Grafen vorbei. Plötzlich, als die Kinder Zeppelin erkannten, gings an ein Tücherschwenken und Zurufen, wie auf Kommando und wie aus einem Munde erscholl es: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ Der Augenblick war überwältigend. Mit dem Hute in der Hand erwiderte der greise Mann und große Kinderfreund die Begrüßung und empfing eine Huldigung, bei der kein Auge der Umstehenden trocken blieb. Auch der Gefeierte konnte seine Rührung kaum verbergen. Das Tücherschwenken nahm erst ein Ende, als das Schiff außer Sicht kam und die Nacht ihre Schatten niedersenkte.

Nach seiner berühmten zwölfstündigen Schweizerfahrt (1. Juli 1908), auf welcher er St. Gallen nicht berührt hatte, sandte ihm die St. Galler Schuljugend, die bekanntlich als höchsten Festtag ihr alljährliches Jugendfest begeht, eine mit vielen Hunderten von Unterschriften bedeckte Bittschrift, worin die Jungen baten, er möchte doch mit seinem Luftschiff das St. Galler Jugendfest verherrlichen. Dieser Bitte konnte allerdings nicht entsprochen werden. Aber wer weiß, ob es sich nicht doch hätte ermöglichen lassen, wenn die St. Galler Jungen gewußt und Graf Zeppelin daran erinnert hätten, daß seine eigene Großmutter ein St. Galler Kind war und möglicherweise schon vor 100 Jahren auch das Kinderfest auf dem Rosenberg in gleicher Wonne und Glückseligkeit feierte wie die jetzige St. Galler Jugend, deren Fest Zeppelin durch sein Erscheinen mit dem Luftschiff einen besonderen Glanz verliehen hätte!

Am 21. September 1907 unternahm der Graf eine vorzüglich gelungene Fahrt über Konstanz und den Bodensee. Es war das erste mal, daß das mächtige Luftschiff so nahe über Konstanz, der sicheren Hand des Steuermanns folgend, dahinslog. Wie in der ganzen Stadt, so erregte dieser Besuch die hellste Begeisterung bei den Schülern der Oberrealschule, deren Gebäude er unmittelbar überflog. Die Begeisterung über dieses epochemachende Ereignis wirkte so sehr auch bei der hohen Schulleitung

nach, daß an diesem Tage der Unterricht ausgesetzt wurde. Die Oberprima benützte diesen unterrichtsfreien Nachmittag dazu, an den Grafen ein enthusiastisch gehaltenes Glückwunschsreiben, geschmückt mit humoristischer Aquarellzeichnung von dem Oberrealschüler Holzer, zu übersenden. Einige Zeit warteten die Primaner vergebens auf Antwort. Nach einigen Wochen sehnüchtigen Harrens aber wurde den Oberrealschülern die große Ehre zuteil, daß Graf Zeppelin in eigener Person bei dem Direktor der Oberrealschule erschien und die Prima zu sich als Gäste nach Friedrichshafen zur Besichtigung einlud.

Die Schilderung des Besuchs der Prima am 22. Oktober 1907 aus der Feder des damaligen Oberprimaners Harzendorf lasse ich hiemit unverkürzt, nach einem mir zur Verfügung gestellten, der Chronik der O I 1907 (Oberprima) entnommenen Berichte folgen:

„Der große Tag des Besuches war herangenaht. Nichts konnte mehr in der Schule unsere Aufmerksamkeit fesseln, und ein jeder wartete mit Ungebuld, bis ihn die Mittagsstunde aus dem Banne der Schule erlöste. Gegen 2 Uhr fanden wir uns mit den Professoren am Hafen ein, um die Motorjacht des Grafen zu besteigen. Ferdinand Graf von Zeppelin, ein Neffe des Erfinders, hatte die Freundlichkeit, uns auf der Fahrt zu begleiten. Schnell schoß das Boot durch die Fluten des Schwäbischen Meeres dahin. Leider lag ein dicker Nebel über der Seefläche, so daß wir eigentlich nur wenig Genuß von der Fahrt hatten. Um so fröhlicher war aber die Stimmung, die unter uns herrschte.

Nach 1½stündiger Fahrt gelang es den Sonnenstrahlen, den Nebelschleier zu zerreißen. Wir waren bereits am Ziele. Vor uns lag die riesige Ballonhalle, die einige hundert Meter vom Ufer entfernt ist. Auf der Halle war die deutsche Reichsflagge gehißt zum Zeichen, daß der Graf Besuch erwartete. Fast zu gleicher Zeit wie wir kam auch unser Gastgeber von Friedrichshafen an. Zur Ueberfahrt benutzte er sein Luftschraubenboot, an welchem er seine grundlegenden Versuche angestellt. Mit einem dreifachen Hurra begrüßten wir den Erfinder. Nachdem wir die Ballonhalle betreten hatten, dankte uns der Graf nochmals für das humorvolle Glückwunschsreiben. Der Graf übernahm nun selbst die Führung in der Ballonhalle. Einen überwältigenden Eindruck machte das 128 m lange Luftschiff, das die Form einer riesigen Zigarre besitzt. . . .

Um das Luftschiff auch von oben betrachten zu können, führte man uns auf eine Galerie, die rings um die Halle herumläuft. Nach der Besichtigung des Ballons wurde uns noch eine ganz besondere Ehre zuteil. Wir durften uns in ein vom deutschen Kronprinzen gestiftetes¹ Fremdenbuch eintragen, in dem die Namenszüge des StifTERS, des Königs von Württemberg und des Prinzen Heinrich von Preußen zu lesen waren. Bald verließen wir die Ballonhalle wieder, um einer Einladung des Grafen nach Immenstaad zu folgen. In überaus fröhlicher Runde saßen wir beisammen und sangen frohe Lieder, in die auch Graf Zeppelin einstimmt. Mit begeistertsten Worten verherrlichte dann unser Harzendorf die Taten und Werke des Erfinders und Kriegers. Mit leuchtenden Augen gab der Gefeierte seinem Dank Ausdruck.

Nur zu bald mahnte die hereinschneidende Dunkelheit zum Ausbruch. Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete sich der Graf von seinen Gästen. Tausend Hochrufe schallten dem edlen Manne noch entgegen, bis er unseren Blicken entschwand.

Schon war der Mond aufgegangen und beleuchtete die glücklichen Lichter mit seinem fahlen Schein. Schnell schoß die „Württemberg“ durch die kühle Herbstnacht dahin. Bald erblickten wir wieder die heimatischen Gestade, die in ihrer Lichtfülle uns entgegenleuchteten.“

Nachdem so der Kontakt zwischen dem berühmten Erfinder und der Oberrealschule Konstanz hergestellt war, darf es nicht wunder nehmen, daß im nächsten Jahre anläßlich

¹ Diese Behauptung ist nicht ganz richtig. Das Fremdenbuch wurde von der Familie Zeppelin angelegt, nicht vom Kronprinzen gestiftet. Nach einiger Zeit kam dasselbe auf rätselhafte Weise abhanden. Später fand man das Buch zwar wieder; aber drei bis vier Seiten mit den bemerkenswertesten Unterschriften waren herausgeschnitten.

des 70. Geburtstages des Grafen sich die Oberrealschule sogar mit einer selbständigen Ovation in der Vaterstadt des Jubilar's an die Öffentlichkeit wagte.

Ich lasse wiederum die Chronik der O I für das Jahr 1908 reden:

„Am 8. Juli 1908 feierte Z. seinen 70. Geburtstag. Jedem Oberrealschüler war es klar, daß man ihm zu diesem Feste eine Ovation bringen mußte. Aber wie? Ein Fackelzug! Dieser Gedanke fand solchen Anklang, daß sich Freitag nachmittags, den wir frei bekamen, Boby und Harzendorf sofort in Bollwicks aufmachten, um die Genehmigung dazu bei irgend einem Angehörigen der gräflichen Familie nachzusehen. Es gelang ihnen, die Tochter des Grafen zu treffen, ihr das Anliegen vorzutragen und sie für ihre Idee so zu begeistern, daß sie tatkräftigste Hilfe in Aussicht stellte und die beiden Oberprimaner zum Kaffee einlud und sogar ihnen nachher ihren Wagen zur Verfügung stellen wollte. Mit Bedauern mußten die „beiden Helben“ ablehnen, da ihr Schiff nicht so lange warten wollte. Samstag morgens erhielten wir schon von der Direktion anstandslos die Erlaubnis, mittags die des Bezirksamtes und des Oberbürgermeisters; ja letzterer glaubte darin eine passende Vorfeier zum Ernennungstage Zeppelins als Ehrenbürger von Konstanz zu finden. Er gab daher die Zusage, die Stadtmusik uns zur Verfügung zu stellen — kostenlos. Nun bekamen die Pennäler (Gymnasiasten) Wind davon, suchten sich tüchtig, und rasch entschlossen rannten sie zu ihrem Alten, der ihnen jedes derartige Unternehmen verbot.¹ Da ersuchten sie uns Oberrealschüler, sie mitzulassen. Wir taten es unter der Bedingung, daß uns Führung und Vortritt gesichert sei.

Die Tochter des Grafen hatte tatsächlich bewirkt, daß ihr Vater am Dienstag abend im Inselfotel verweilte. Herr Brunner (der Hotelier) hat uns großmütig Tür und Tor geöffnet zur Seeterrasse. Bald nach Eintritt der Dunkelheit, etwa um 1/2 10 Uhr, bewegte sich der imposante Zug von über 200 Fackeln vom Lutherplatz durch die Marktstätte zum Inselfotel auf die Terrasse. Hier sangen wir „Freude, schöner Götterfunken“ mit Begleitung der vollständigen Stadtmusik; hierauf hielt unser Harzendorf die Rede, indem er an den Besuch unserer Oberprima im letzten Herbst anknüpfte und mit einem von allen begeistert aufgenommenen Hoch schloß.

Graf Zeppelin dankte mit einer vor Bewegung zitternden Stimme und führte aus, daß ihm sein Werk nur mit Gottes Hilfe gelungen sei. Nicht jedem sei es gegeben, eine epochemachende Tat zu leisten. Aber darauf komme es gar nicht an, sondern vielmehr darauf, daß ein jeder in seinem Teile treu sei und sein Werk tue mit Gott, daß er seine ganze Kraft daran wende. Dann werde es jedem auf seine Weise gelingen. Er schloß mit einem Hoch auf deutsche Arbeit, deutsche Wissenschaft und deutsche Treue.

Es folgte nun das Lied Deutschland über alles. Dann bewegte sich der ganze Zug auf die Rheinbrücke, wo die Fackeln allmählich unter „Heil dir im Siegerkranz“ in den Vater Rhein geworfen wurden. Das Geburtstagskind schaute dem herrlichen Anblick von einem Motorboot aus zu. Dann schloß mit einem nochmals begeisterten Hoch auf den Grafen die Feier.“

Wie tief und nachhaltig der Eindruck dieser Ovation auf den zu Dankbarkeit ganz besonders geneigten Grafen war, beweist eine Stiftung, die derselbe im Jahre 1913 für die Oberrealschule Konstanz errichtet hat und die seinen Namen mit der Konstanzer Oberrealschule für immer verknüpfen wird.

Am 20. Januar 1913 erhielt die Direktion folgendes eigenhändige Schreiben des Grafen:

„Anbei überweise ich die mir von dem Deutschen Museum zugegangene Urkunde über meine Stiftung, welche alljährlich einem Schüler der Oberrealschule eine Reise nach München und das Studium des Deutschen Museums ermöglichen soll.

¹ Dürfte doch wohl auf irriger Annahme beruhen. Von dem damaligen Rektor des Gymnasiums war es ausgeschlossen, daß ein solches Verbot erlassen wurde.

Mit meiner Stiftung verbinde ich den lebhaften Wunsch, daß sie manchem Schüler meiner lieben Vaterstadt, deren Ehrenbürger zu sein ich mich mit stolzer Freude bekenne, zum Nutzen und Segen gereichen möge.“

In der Urkunde bemerkt der Herr Graf ausdrücklich, daß er sie in Erinnerung an die Ovationen stiftete, welche ihm die Schule verschiedentlich dargebracht.

Im Juni desselben Jahres erlitt Graf Zeppelin einen leichten Autounfall, zu dessen glücklichem Ausgange die Prima der Konstanzer Oberrealschule sich beeilte, zu gratulieren. Darauf erhielt die Prima folgendes launige Danktelegramm des Grafen:

Friedrichshafen, 26. 6. 13.

Den Oberprimanern der Oberrealschule danke ich für den Ausdruck ihrer Freude über meine Erhaltung. Wem sein Leben lieb ist, der ziehe meine Luftschiffe dem Auto vor.
Graf Zeppelin.

Ein hervorragend denkwürdiger, ja einzig dastehender Tag in den Annalen nicht nur der Alma mater Tübingensis, sondern auch in der Geschichte der Stadt Friedrichshafen wie des ganzen Bodensees war der 18. Juli 1908, der Tag, an welchem die

Württembergische Landesuniversität Tübingen:

Professoren und Studenten in corpore mit Sonderzug am Bodensee eintrafen, um Graf Zeppelin zu ehren. Daß der Lehrkörper und die Studentenschaft einer ganzen Universität eine so weite Reise unternimmt, um einen früheren Kommilitonen zu ehren, und daß bei dieser von echt studentischem Geiste getragenen Ehrung der Landesfürst selbst, mit studentischen Abzeichen geschmückt, nach alter Burschenart auf den zu Ehrenden einen kräftigen Schoppensalamander kommandiert, davon dürfte auch in den ältesten Chroniken des weiten Bodenseegebietes nichts zu finden sein, und deshalb mag dieser Tag nach einer Beschreibung von Bömel ausführlicher geschildert werden:¹

„Es war am Samstag den 18. Juli, als gegen Mittag ein Extrazug aus der württembergischen Universitätsstadt in der schönen Sommerresidenz des Königs am Bodensee eintraf. Mehr als 700 Professoren und Studenten entstiegen dem Zug. Das war ein buntes Leben und Treiben in den Straßen von Friedrichshafen. Was schadete der fröhlichen Jungmannschaft das ungünstige Wetter, das gerade an jenem Tage herrschte! Wollten sie dem „Mann der Tat“, der ruhig und fest sich erwiefen hatte, mitten in stürmischen Wogen, ihre Huldigung darbringen, dann durften sie auch schon etwas von Sturm und Regen leiden. Das paßte ja zum Mann und zur Sache. Der allgemeinen studentischen Ovation ging ein Begrüßungsakt der naturwissenschaftlichen Fakultät voran. Diese überreichte dem Grafen in feierlicher Abordnung das Diplom eines Ehrendoktors. Dieses Diplom, welches der derzeitige Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät, Professor Dr. Wislicenus, in Begleitung der Professoren Dr. von Brill, Dr. von Böttling und Dr. Paschen mit einer Ansprache überreichte, ist in Latein, in der klassischen Sprache Ciceros verfaßt und lautet zu Deutsch:

„Den Mann, der, mit Kraft des Geistes und wahrer Wissenschaft erfüllt, unbekümmert um Ruhm und Ehre bei den Leuten seine mühevollen Studien und Versuche mit ausdauernder, tapferer Seele und nicht ohne große Beschwerden fortführte, bis er nach 35 arbeitsreichen Jahren seine Erfindung des leicht dem Steuer gehorchenden Luftschiffes und damit ein Werk vollbrachte, vollkommener, als bisher irgendwo bekannt war, so daß er den Menschen auch das Meer der Luft zur Fahrt und Beherrschung erschloß, — diesen um das ganze Menschengeschlecht wie um das Vaterland hochverdienten Mann ernennt die Fakultät an seinem 70. Geburtstage ehrenhalber

¹ A. Bömel: Graf Ferdinand v. Zeppelin, ein Mann der Tat. Verlag von J. Blanke, Emmishofen-Konstanz.

zum Doktor der Naturwissenschaften mit der besten Gratulation und den herzlichsten Wünschen für ein rüstiges Alter, und spricht die Ernennung durch dieses Diplom aus."

Nun begab sich der ganze Zug der Tübinger Studentenschaft in vollem Wicks und mit flatternden Fahnen zum Hotel des Grafen „zum Deutschen Haus."¹ Das Korps „Suevia" in frischem Grün, die „Ulmer" in ihrem leuchtenden Gelb, gefolgt von der ganzen übrigen Farbenskala der Tübinger Universität. Auf dem Balkon erwartete sie der Gefeierte. Böllerschüsse ertönten, als die Massen sich sammelten. Dann trat als Sprecher der Studentenschaft der stud. jur. Steffen vom Korps „Suevia" vor und hielt eine Ansprache. Er sagte u. a., es erfülle die Studenten mit Stolz, daß es einem Deutschen gelungen sei, das Problem zu lösen, das seit Jahrzehnten die erlesenen Geister aller Nationen bewegt. Und daß es ein Schwabe sei, das sei für die Tübinger Studenten ein ganz besonderer Anlaß, dem Grafen ihre Huldigung darzubringen. Und als der Student geschlossen hatte, da erdröhnte ein begeistertes dreimaliges Hoch. Die Schläger klrirten, die Böller krachten und die Fahne neigte sich zum ehrerbietigen Gruß.

In sichtlich bewegter, aber glückstrahlenden Auges ergriff der Graf das Wort: „Aus ganzem Herzen danke ich der Studentenschaft unserer Landesuniversität. Ich heiße Sie hier willkommen und danke für die ganz ungewöhnliche, meine Verdienste weit überhebende Auszeichnung und Ehrung. Gern hätte ich Ihnen mein Lustschiff im Fluge vorgeführt; aber wegen eines kleinen Mißgeschicks, das uns betroffen hat, ist es leider zurzeit unmöglich. So bleibt mir nichts übrig, als Sie zu bitten, sich auf meine Dampfboote im großen Dampfschiffhafen einschiffen zu wollen, um sich meine Sache anzusehen. Also auf Wiedersehen, meine Herren!"

Nachmals jubelte es begeistert zum Balkon empor. Es war eine Huldigungsfeier, wie sie Friedrichshafen wohl noch nicht erlebt hat. Im Anschluß daran begab sich eine Abordnung, bestehend aus dem Rektor der Universität, Professor Dr. Garbe, dem Kanzler Professor Dr. von Rümelin, dem Führer der Huldigungsfahrt Professor Dr. Würker und den Mitgliedern des Studentenausschusses stud. jur. Steffen, „Suevia", stud. theol. Seeberg, „Frantonia" und stud. phil. Bistorius, „Ulma" in das Zimmer des Grafen, wo der Rektor Professor Dr. Garbe in einer Ansprache an den Grafen etwa folgendes ausführte: „Ew. Erzellenz haben soeben vernommen, wie wir alle, Tübinger Universitätslehrer und Studenten, die wir heute gekommen sind, um Ew. Erzellenz zu huldigen, erfüllt sind von der gleich glühenden Begeisterung für Ew. Erzellenz und das, was Ew. Erzellenz vollbracht habe. Wir sind stolz und glücklich darüber, daß Ew. Erzellenz uns gestattet haben, Ihnen unsere ehrerbietigen Glückwünsche darzubringen. Für jeden von uns bedeutet es ein unvergeßliches Erlebnis, daß wir Auge in Auge dem Manne gegenüberstehen dürfen, der eine neue Epoche in unserem Kulturleben begründet hat. Kürzlich erfuhren wir aus den Zeitungen, daß Ew. Erzellenz 70 Jahre alt geworden seien; aber diese Nachricht war falsch. Ew. Erzellenz sind nicht 70 Jahre alt, sondern 70 Jahre jung, und deshalb dürfen wir uns der Hoffnung hingeben und den herzlichen Wunsch aussprechen, daß es Ew. Erzellenz noch jahrzehntelang beschieden sein möge, sich des Segens zu erfreuen, der aus der Erfindung Ew. Erzellenz für das deutsche Vaterland hervorspritzt wird."

In seiner Erwiderung gab der Graf in herzlichen Worten und sichtlich mit seiner inneren Bewegung kämpfend, seiner tiefen Ergriffenheit Ausdruck. Seine Verdienste würden hier zu hoch veranschlagt. Er sei sozusagen nur der blinde Ausführer dessen, was ihm die Vorsehung aufgetragen habe. Er fühle sich nur als das Werkzeug, und wenn er gerade auf das verfallen sei, was der Menschheit zum Frieden gereiche, so sei er eben nur ein ausführendes Organ der Vorsehung gewesen, die ihn dazu getrieben habe, dieses Werk anzugreifen.

Am Nachmittag um 4 Uhr begab sich dann die große Schar zum Hafen, um der Einladung des Grafen zu einer Dampferfahrt nach Manzell Folge zu leisten. Dicht besetzt mit fröhlichen Akademikern waren die beiden stattlichen Dampfer „Württemberg" und „Königin Charlotte." Die Studenten

¹ Siehe Bild Nr. X.

ließen ihre Freude durch manches Lied erschallen, daß es weithin gehört ward auf dem schönen Bodan und an seinen Ufern.

In der Halle machte der Erfinder selbst den Führer; ihn unterstützten dabei sein Neffe und sein Obergeringieur. Alles wird erklärt; auch die Motore ließ man laufen. So bekamen die Studenten einen allseitigen Einblick in das wunderbare Fahrzeug.¹

Am Abend war Festkommers, und zwar ein solcher, den man auf den Universitäten trotz aller Feierlichkeit nicht leicht erlebt; denn nicht nur der Hochgefeierte war anwesend, sondern auch Seine Majestät der König erschien. Er trug die Mütze und die Bänder der Tübinger Schwaben; auch Bänder der Göttinger Bremenser hatte er angelegt. Frisch und fröhlich erklang als Huldigungslied für den König: „Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl.“

Darauf folgte ein von Rektor Magnificus Professor Dr. Garbe ausgebrachtes Hoch auf den König, das jubelnden Widerhall fand.

Der König hieß nun die Versammelten in seiner zweiten Residenz freundlich willkommen und kommandierte mit studentischem Schneid einen kräftigen Schoppensalamander. Ein langer Begeisterungssturm brach los. Als sich dieser gelegt hatte, sang man ein Reiterlied, weil man doch den ehemaligen Reitergeneral ehren wollte. „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“

Nun folgte die Festrede auf Graf Zeppelin, die stud. phil. Pistorius hielt. Er erinnerte zunächst an jenen Refognoszierungsvitt des Grafen und kam dann auf den jüngsten „Schwabensreich“ Seiner Excellenz zu sprechen, den er durch die zwölfstündige Schweizerfahrt gemacht hatte.

Dann sprach Graf Zeppelin: „Für die außerordentliche Auszeichnung, welche die Landesuniversität durch ihr Erscheinen ihrem jüngsten Dr. von 99 Semestern erweist, spreche ich aus vollem bewegten Herzen innigsten Dank aus. Meine Freude hat sich frei gerungen von dem bedrückenden Gedanken, daß alle diese Ehrungen einer weitgehenden Überschätzung meiner Leistungen entspringen. Gründet sich mein Tun doch nur auf die exakten Wissenschaften und bedurfte es nicht der hohen Geistesarbeit philosophischer Spekulation. Ich brauchte mir nicht Überzeugung und Glauben zu suchen, sondern Rechnung, Logik und Versuche reichten eine Gewißheit an die andere. Und wenn man die Gewißheit hat, daß man zum Ziel gelangen kann, dann ist es kein Verdienst mehr, zu dem Weg zu gelangen. So habe ich das volle Bewußtsein, daß die Begeisterung, die mir von Ihnen und aus allen deutschen Gauen entgegengebracht wird, nicht auf einer Überschätzung meiner Leistungen beruht, sondern dem Werkzeug gilt, das berufen war, etwas zu schaffen, wonach die ganze Welt sich lange gesehnt hat. Ich kann mich diesem beglückenden Gefühl mit Dank hingeben; denn es gibt mir die Zuversicht, daß das Instrument, das ich schaffen durfte, aufgefaßt und ausgenutzt wird zum Segen und zum Vorteil des Deutschen Reiches. Die Wissenschaft wird sich der Sache annehmen; die Technik wird die nötige Vervollkommnung herbeiführen; die Naturwissenschaft wird die Gesetze, welche die Leistungen bedingen, klarlegen; die Erd- und Völkerkunde wird das Instrument, das ihr ganz besonders zustatten kommt, ausnutzen; die Volkswirtschaft wird zunächst zeigen, wie das deutsche Kapital ungesäumt zuzugreifen hat, um den Vorteil auszunützen, der darin liegt, daß wir das erste wirklich brauchbare Fahrzeug besitzen. Die Rechtswissenschaft wird die Vorschriften und die internationalen Verträge finden — jawohl, meine Herren, lachen Sie nur, wie die Luftschiffahrt zu weiteren Verbindungen und zum friedlichen Verkehr der

¹ Hierbei spielte sich ein kleines Intermezzo ab. Einige Studenten, die vielleicht in der Begeisterung beim Mittagessen ihren Durst zu ausgiebig gelöscht hatten, machten unliebsame Bekanntschaft mit dem Bodensee. Auch Graf Zeppelin beteiligte sich mit Erfolg an der Bergungsarbeit.

Völker sich ausbilden läßt. So habe ich denn die herrliche Aussicht, daß das Unternehmen, das ich begonnen habe, sich weiter ausbauen wird, zum Segen des deutschen Volkes. Dafür ist mir Bürgschaft, wenn ich sehe, wie die wissenschaftliche Welt, die Meister und ihre Jünger, die Professoren und die Studenten, begeistert die neue Aufgabe auffassen. An die Spitze der Bewegung haben sich Professoren und Studenten der Universität Tübingen gestellt. Ich bitte Sie, daß Sie meinem Dank dafür Nachdruck verleihen, indem Sie mit mir einstimmen in den Ruf: „Tübingen lebe! Hurra! Hoch!“

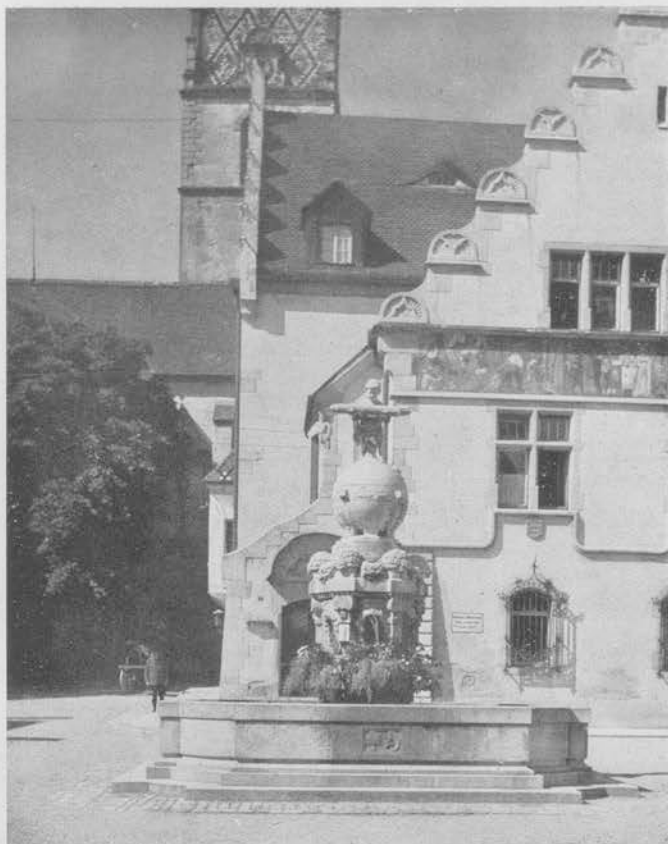
Professor Dr. Wislicenus feierte nun den Grafen in einer Rede und meinte, von „jungen Doktoren“ erwarte man noch vieles. Und da der Graf nun so jugendlich frisch sei, so sei diese Erwartung auch wohl hier angebracht. Ein dreifaches Hurra brachte er dem Ausbau der Luftflotte und ihrem Kommandeur. Auch ein eigenes Festlied war für diesen Tag gedichtet worden; das wurde nun nach der Melodie: „Du Schwert an meiner Linken!“ gesungen.

Noch einmal sprach der Gefeierte: Es sei die Frage an ihn gerichtet worden, ob er nicht auch über Tübingen fliegen werde. Das könne er aber leider noch nicht versprechen. Wie die Segelschiffahrt, so sei auch die Luftschiffahrt von den Winden abhängig; auch frage es sich, ob er auf seiner großen Fahrt noch den Umweg über Tübingen machen könne. Sein Hoch galt der naturwissenschaftlichen Fakultät Tübingen und ihrem Dekan.

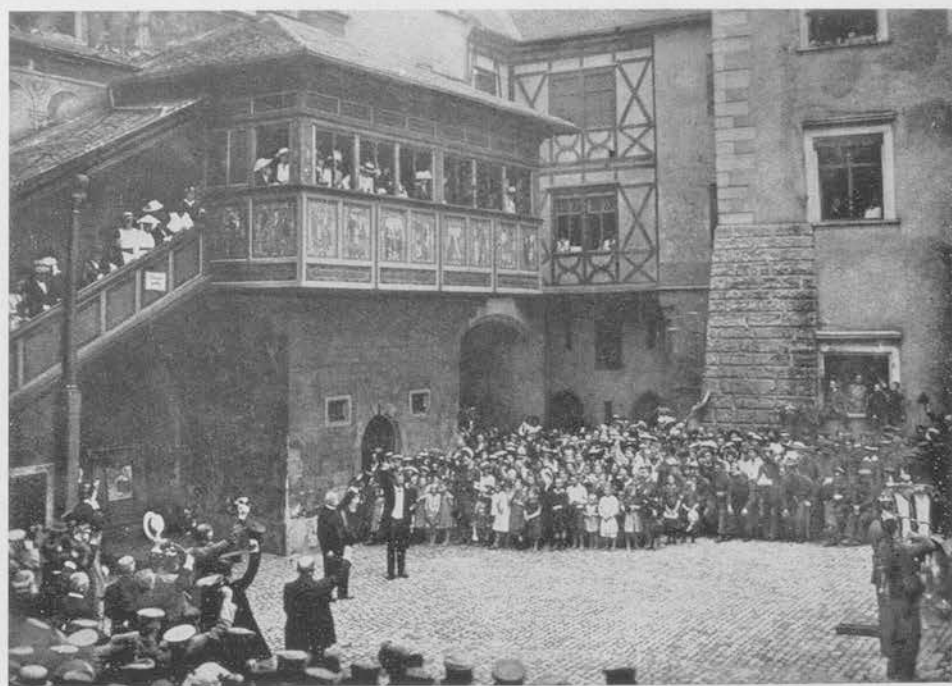
Nun sollte die Rückfahrt mit Extrazug erfolgen. Doch zuvor gab es noch einen Extrazug sonderlicher Art. Als der Graf seinen Wagen bestieg, um zu seinem Hotel zu fahren, wurden schnell die Pferde ausgespannt, und die begeistertesten Studenten zogen den Wagen bis zum „Deutschen Haus.“ Das war der schöne Schluß der Ovation. Bald darauf war es still geworden im schönen Friedrichshafen.

Aber nicht nur die männliche Jugend Deutschlands schwärmte für den Grafen; auch die weibliche Jugend verehrt ihn heute noch als das Ideal eines großen Mannes, der neben seiner eigentlichen Bedeutung noch die angenehme Gabe vollendeter Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit besaß. In den Tagen vom 19—21. August 1913 fand in Konstanz der 10. Deutsche Binnen-Schiffahrts-Kongreß statt, zu welchem sich nicht nur von ganz Deutschland, sondern auch aus Österreich und Ungarn eine große Zahl illustrier Gäste eingefunden hatte. Als am Empfangsabend in dem kurz vorher umgebauten Saale des alten Konziliumsgebäudes die prächtige Gestalt des Grafen Zeppelin erschien, da entstand plötzlich lautlose Stille; alles erhob sich von den Sitzen, und dann erschallte ein donnerndes Hoch, als ganz spontaner Willkommgruß der vielhundertköpfigen Versammlung. Ein Duzend hübscher Konstanzer Bürgerstöchter waren in der alten reizenden Konstanzer Tracht zur Begrüßung erschienen. Die Tochter unseres Vereinsmitgliedes Hofbuchhändlers Ackermann hieß die Versammlung in einem schwungvollen von ihrem Vater gedichteten Prologe willkommen. Die anderen kredenzt, während das Festprogramm sich abwickelte, den Ehrengästen Wein. In einer Pause kamen die jungen Mädchen auf den Gedanken, die Erinnerung an den glänzend verlaufenen Abend durch die Aufnahme eines Gruppenbildes festhalten zu lassen. Wer sollte aber denkwürdigerer sein, den Mittelpunkt zu bilden, als gerade das am meisten gefeierte Konstanzer Kind: „Der Ehrenbürger Graf Zeppelin?“ Gesagt, getan. Graf Zeppelin aber ließ sich nicht lange bitten und mit welchem Wohlbehagen und mit welcher Bereitwilligkeit er den Wunsch der Konstanzer jungen Damen erfüllte, möge aus dem aufgenommenen Bilde¹ entnommen werden, das mit der eigenhändigen Unterschrift des Grafen versehen noch in den fernsten Tagen als Heiligtum in mancher Konstanzer Familie aufbewahrt werden wird.

¹ Siehe Bild Nr. X.



Beppelinbrunnen in Friedrichshafen



Wagelungsfeier in Lindau
4. Juli 1916

9. Zeppelin und der Bodenseegelehrtsverein.

Wann Graf Ferdinand von Zeppelin unserem Verein als Mitglied beigetreten ist, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Im dritten Bande unserer Jahreshefte finden sich unter den im Jahre 1870/71 neu eingetretenen Mitgliedern die beiden Brüder, Graf Ferdinand als Hauptmann im württ. Generalstab unter den württembergischen, Graf Eberhard als in Ebersberg bei Emmishofen wohnhafter Kammerherr unter den schweizerischen Mitgliedern verzeichnet. Da der zweite Band unserer Vereinschriften im Jahre 1870 erschienen ist, in demselben aber die Grafen Zeppelin noch nicht verzeichnet sind, und beide Brüder, Graf Eberhard als Felddiakon, erst 1871 vom Felde zurückkehrten, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß ihr Eintritt in den Verein erst nach Beendigung des Krieges, also 1871, erfolgte.

Im Jahre 1884 wurde Graf Eberhard als Nachfolger des Herrn von Mayer-Mayerfels auf Meersburg in den Vorstand als Vertreter Badens und auf der Jahresversammlung zu Rorschach am 4. September 1892 an Stelle des krankheitsshalber zurückgetretenen Geh. Hofrats Dr. Moll zum Vereinspräsidenten gewählt. Damit ist auch Graf Ferdinand, der sich bekanntlich im Jahre 1891 hatte zur Disposition stellen lassen und seit dieser Zeit abwechselnd in Girsberg und Friedrichshafen wohnte, dem Verein näher getreten, wie auch aus den vielfachen mündlichen Mitteilungen seines Bruders Eberhard in den Vorstandssitzungen hervorging.

Daß nach dem Rücktritt seines schwerkranken Bruders Eberhard im Jahre 1905 dessen einstimmige Wahl zum Ehrenpräsidenten des Vereins erfolgte, hat Graf Ferdinand, mit dem ich damals wegen des für die Ehrenurkunde bestimmten Zeppelinschen Wappens korrespondierte, besonders gefreut. Noch mehr aber als wir im Juli 1908 anlässlich seines 70. Geburtstages beschlossen, ihm selbst, unserem berühmten, dem Verein so treu anhänglichen Mitgliede die Ehrenmitgliedschaft zu verleihen. Als sich der gesamte Vorstand nach einer Vorstandssitzung in Friedrichshafen zum Grafen, der damals noch im „Deutschen Haus“ wohnte, begab und ihm den Beschluß durch den Vorstehenden eröffnen ließ, gab er mit bewegten Worten seiner Freude darüber Ausdruck, daß gerade der Verein, den sein Bruder so lange geleitet und ganz in sein Herz eingeschlossen hatte, ihm die Ehrenmitgliedschaft verliehen habe. Er stellte auch dem Vereinsmuseum, für das er sich seit seiner Neueinrichtung im ehemaligen Kameralamtsgebäude lebhaft interessierte, eine Bereicherung durch Spenden naturhistorischer Sammelgegenstände aus seinen livländischen Besitzungen in Aussicht.

Die Überreichung des Ehrenmitgliedsbriefes bei der Jahresversammlung in Weingarten am 31. August 1908, anlässlich des 40. Vereinsjubiläums konnte, wie beabsichtigt, an den Grafen leider nicht erfolgen, da derselbe zu jener Zeit wegen des Erfages für das bei Echterdingen verbrannte Luftschiff überaus stark in Anspruch genommen war. Er schrieb damals an mich: „Daß ich selbst, wie ich in treuer Anhänglichkeit und mit dem dauernden lebhaften Interesse so gern gewollt, an der Weingartner Versammlung teilgenommen hätte, war leider für mich durch die augenblicklichen Verhältnisse ausgeschlossen.“ Dagegen war es dem Vereinsvorstand vergönnt, einige Wochen später die Ehrenmitgliedsurkunde dem Grafen selbst in Friedrichshafen zu überreichen. Die Urkunde hatte folgenden Wortlaut:

„Der Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung hat durch einstimmigen Beschluß seines Vorstandes vom 7. Juli 1908

Seine Erzellenz den General der Kavallerie z. D.

Dr. Graf Ferdinand von Zeppelin

den Mann, der schon im Kampf um Deutschlands Einigung durch eine kühne und ruhmvolle Reiterthat allgemeine Bewunderung erregt, in neuerer Zeit aber durch die mit beispielloser Opferfreudigkeit und Willenskraft erfolgte, glänzende Lösung des Problems des lenkbaren Luftschiffes den Menschen neue Wege gezeigt und durch seine Tätigkeit auf diesem Gebiete den Bodensee in den Mittelpunkt der Geschichte des modernen Verkehrs wesens gerückt hat, der endlich dem Bodenseegeschichtsverein seit nahezu vier Jahrzehnten als treues und anhängliches Mitglied angehört, anläßlich der Zurücklegung seines 70. Lebensjahres zum

Ehrenmitglied

ernannt. Hierüber wird diese Urkunde ausfertigt.

Friedrichshafen, im Juli 1908.“

Im Juni 1911 beschloß der Vereinsvorstand, durch unser Vereinsmitglied, den Maler Emmerich in Markdorf, der bereits für die Städte Konstanz, Friedrichshafen und Lindau Zeppelinbilder gemalt hatte, für die vom Verein im neuen Museum erstellte „Zeppelinabteilung“ ein lebensgroßes Bild¹ malen zu lassen. Der Graf, von mir verständigt, schrieb mir zurück, daß er sich durch diesen Beschluß sehr geehrt fühle und nicht versäumen werde, dem Künstler die notwendig erscheinenden Sitzungen zu gewähren. Als das Bild vollendet und im Vereinsmuseum aufgehängt war, erfuhren wir zu unserer nicht geringen Überraschung, daß der zu Ehrende, der wohl von unserer damals nicht gerade sehr glänzenden Finanzlage gehört haben mochte, mit der ihm eigenen Generosität das Honorar für den Künstler bereits bezahlt hatte. Es erübrigte uns daher nicht weiter, als für diesen neuen Beweis seiner treuen Anhänglichkeit an den Verein den persönlichen Dank des Vorstandes zum Ausdruck zu bringen. Die Folge davon war eine Einladung des Grafen an die Mitglieder des Vorstandes zu einem Essen für den 27. September 1911, wozu auch als Vertreter der Stadt Friedrichshafen Stadtschultheiß Mayer eingeladen war. Auch bei dieser Gelegenheit gab der Graf sein Wohlwollen für den Verein in hochehrfölicher Weise dadurch kund, daß er, auf den reichen Inhalt der in einem Glaschrank aufbewahrten Ehrengeschenke hindeutend, weitere Zuwendungen für das Museum in Aussicht stellte.

Bald darauf erhielt das Museum durch Graf Zeppelin eine sehr wertvolle Bereicherung durch die Zuweisung eines großen, von Professor Diemer gemalten Dioramas, das heute einen Hauptziehungspunkt unserer Sammlungen vornehmlich wegen der Person des StifTERS bildet. Das Bild, auf einer Anhöhe oberhalb Tettnangs aufgenommen, zeigt im Vordergrund einen plastisch dargestellten Obstbaum, die Stadt Tettnang in einem Blütenmeer, tief unten die blauen Gewässer des Bodensees mit Friedrichshafen, von einem Zeppelinluftschiff umkreist und mit den Schweizer Bergen im Hintergrund. An diesem Bild, einem Meisterwerk von J. Diemer, das für die Stuttgarter Fremdenverkehrsausstellung gemalt war, hatte der Graf eine besondere

¹ Siehe Bild Nr. I.

Freude, und nicht selten führte er seine Gäste selbst in das Museum und ergötzte sich an der Bewunderung dieses durch künstliche Beleuchtung hervorragend gut wirkenden Kunstwerkes.

Wie schon im Vorbericht zu dem 45. Vereinsheft dargelegt, veranstaltete der Bodensee-Geschichtsverein im Frühjahr 1916 Kriegsvortragsabende, um wenigstens einigermaßen den persönlichen Kontakt zwischen den einzelnen Vereinsmitgliedern auch während des Krieges aufrecht zu erhalten. Unser hochverdientes Ehrenmitglied, Geheimrat Dr. Albrecht Penck von Berlin, stellte sich bereitwilligst uns zur Verfügung und sprach u. a. auch in Friedrichshafen am 18. April im Saale des Buchhorner Hofes über seine Erlebnisse auf der Heimreise von Australien und die Flucht des englischen Dampfers, auf dem er fuhr, vor dem den indischen Ozean unsicher machenden deutschen Kreuzer „Emden“. Graf Zeppelin, dem der berühmte Geologe schon von früheren Zeiten, namentlich auch von seiner Tätigkeit als Leiter des Instituts für Meereskunde in der Reichshauptstadt persönlich bekannt war, hatte sich mit allen seinen Mitarbeitern, den Direktoren und Ingenieuren des Luftschiffbaues und den in Friedrichshafen weilenden Luftschiff-Offizieren zum Vortrag eingefunden und begrüßte den Vortragenden aufs herzlichste. Nach einigen einleitenden Worten des Vorsitzenden, der auf den wenige Tage zuvor mit großem Erfolg unternommenen Luftschiff-Vorstoß gegen England hinwies, und herzlicher Bewillkommung durch das Stadtoberhaupt, Stadtschultheiß Mayer, hielt Professor Penck unter Vorzeigung einer großen Anzahl sehr seltener Lichtbilder seinen nach jeder Richtung hin ausgezeichneten Vortrag, der dann auch nicht verfehlte, die große Versammlung in eine begeisterte Stimmung zu versetzen. Nach Beendigung des Vortrages fand sich, einer Einladung des Grafen folgend, eine kleine Gesellschaft, darunter der Redner und die beim Vortrag anwesenden Vorstandsmitglieder unseres Vereins, in einem Zimmer des Kurgartenhotels zu einer Tafelrunde zusammen. Ohne unserem ebenso als hervorragende Leuchte der Wissenschaft wie als fesselnder Redner bekannten Ehrenmitgliede Penck auch nur im geringsten nahetreten zu wollen, darf ich doch vielleicht behaupten, daß dieser Teil des Abends für mich noch interessanter war. Hatte ich ja doch Gelegenheit, im engsten Kreise aus dem Munde eines Teilnehmers persönliche Erlebnisse von der jüngsten Fahrt unserer Marineluftschiffe über London und der Beschießung der englischen Hauptstadt zu hören; war es mir ja auch vergönnt, viel Neues von Graf Zeppelin selbst über seine mit Prinz Heinrich von Preußen seinerzeit unternommene Reise nach Spitzbergen und die näher gerückte Möglichkeit der Nordpolerforschung, über seine Erlebnisse als Luftschiffer, dann seine Anschauungen über die Aussichten eines verschärften Luftschiffkrieges gegen unseren grimmigsten Feind zu erfahren. Auf meine Frage, ob er nicht selbst Lust gehabt habe, eine Fahrt nach England mitzumachen, erwiderte der Graf sehr lebhaft: „Denken Sie sich, die Oberste Heeresleitung hat mir, dem Erfinder des Luftschiffes, nicht einmal gestattet, an einer solchen Expedition teilzunehmen.“ Ich erlaubte mir hiezu, ohne daß der Graf widersprach, die Bemerkung, daß die Oberste Heeresleitung in diesem Falle wohl im Sinne des deutschen Volkes gehandelt habe. Denn die immerhin nicht auszuschließende Möglichkeit, daß der Erfinder des Luftschiffes bei einem solchen Angriffe sein Leben verliere oder in Gefangenschaft gerate, wäre sicher ein so großer Triumph gewesen, daß man ihn unseren Gegnern nicht gönnen dürfe. Auch bei dieser bis gegen 1/2 Uhr früh unter Überschreitung der Kriegspolizeistunde dauernden Sitzung hatte ich wieder einmal Gelegenheit, die erstaunliche geistige Frische und körperliche Rüstigkeit des „jungen alten Herrn“ zu bewundern.

Wie sehr der Graf übrigens an dem Bodenseegeschichtsverein hing, hat er nicht nur damals im Jahre 1909 bewiesen, als er dem Vorsitzenden des Vereins die Ehre erwies, mit den durch das Loos auserwählten Mitgliedern des Bundesrats und des Reichstages im Luftschiff fahren zu dürfen; auch nach seinem Tode noch dokumentierte dies Graf Zeppelin durch die Urkunde für die Zeppelinstiftung.

Diese Stiftung, welche das vom deutschen Volke nach der Eckterdinger Katastrophe gespendete Kapital von über 6 000 000 Mark umfaßt, bezweckt, aus ihren Mitteln Bestrebungen zur Förderung der Luftschiffahrt, sowie deren Verwertung für die Wissenschaft zu unterstützen und Unternehmungen, welche den Bau, Betrieb oder Verkauf von Luftfahrzeugen zum Gegenstand haben, zu fördern oder sich daran zu beteiligen. Laut Stiftungsurkunde hat Graf Zeppelin bestimmt, daß dem aus 6 Mitgliedern bestehenden Aufsichtsrat der Stiftung auch der jeweilige Vorsitzende des Vereins für Geschichte des Bodensees, wenn und solange er Reichsdeutscher ist, anzugehören hat. Wenn auch der Schwerpunkt der Stiftungsverwaltung nicht beim Aufsichtsrat, sondern beim Vorstand liegt, der aus seinem Neffen Freiherrn Max von Gemmingen-Guttenberg und den Privatgelehrten Freiherrn Konrad von Bassus in München besteht, so ist immerhin in der Beziehung des Vereinspräsidenten in den Aufsichtsrat eine große Ehrung für den Verein zu erblicken, wofür der Bodenseegeschichtsverein seinem verstorbenen Ehrenmitgliede stets ein dankbares Andenken bewahren wird.

10. Zeppelins Heimgang.

„Menschliches Wesen, was ist's gewesen? In einer Stunde geht es zu grunde, wenn das Lüftlein des Todes dreinbläst!“ singt unser deutscher Dichter Paul Gerhard. Wenn auch nicht wörtlich, so traf es doch auch auf den wegen seiner Jugendfrische bis in die letzte Zeit seines Lebens so gepriesenen Grafen zu. Noch am 6. Februar 1917 wohnte er einer Tagung des Deutschen Museums in München an. Im historischen Festsaal der Akademie der Wissenschaften verkündete Geheimrat Dr. von Linde die Ernennung des Grafen zum ersten Ehrenmitglied des Deutschen Museums, und König Ludwig III. überreichte ihm persönlich die kunstvoll ausgestattete Urkunde mit dem Beifügen, das Deutsche Museum ehre damit den Grafen, ehre sich aber auch selbst damit. Allerdings fiel damals schon manchem Teilnehmer der Versammlung auf, daß Graf Zeppelin in kurzer Zeit erheblich gealtert war. Ende Februar stattete er von Berlin aus der Flugzeugmeisterei Adlershof mit Kraftwagen einen Besuch ab. Das zur Erinnerung an diesen Besuch aufgenommene Lichtbild¹ sollte die letzte Aufnahme des Grafen zu Lebzeiten sein.

Während seines Aufenthaltes in Berlin erkrankte er an einer Darmeinschnürung, die auf einen vor vielen Jahren durchgemachten Ruhranfall zurückzuführen war. Die von dem Ruhranfall im Darm zurückgebliebenen Narben hatten sich im Laufe der Zeit vertieft. Um die Einschnürung des Darmes zu beheben, entschloß sich der Graf zu einer Operation, die im Berliner Westsanatorium zwar glücklich ausgeführt wurde, der aber die Kräfte des nahezu 79jährigen Mannes nicht mehr gewachsen waren. Auf die beunruhigenden Nachrichten von seinem Befinden war seine treue Lebensgefährtin sofort von Stuttgart nach Berlin geeilt und traf ihn noch am 7. März bei vollem Bewußtsein

¹ Siehe Bild Nr. XII.



Letzte Aufnahme des Grafen Zeppelin
Ende Februar 1917



Zeppelins Beisetzung in Stuttgart
12. März 1917

an. Noch hatte der Graf keine Ahnung von der Schwere seiner Erkrankung. Denn er fragte die Gattin, als er sie an seinem Lager erblickte, fast vorwurfsvoll: „Warum bist du hiehergekommen und hast die weite Reise gemacht? Ich dachte, dich ganz hergestellt bald zu überraschen.“ Die letzten Worte, die er bei Bewußtsein sprach, waren: „Ich bin sehr müde und möchte schlafen.“ Bald darauf, am 8. März um die Mittagsstunde war der Graf sanft und ohne Todeskampf entschlummert. Einen der ersten Blumengrüße brachten drei mir persönlich nahestehende in Berlin wohnende Lindauer, Mitglieder unseres Vereins, ihrem Ehrenbürger und Ehrenmitglied an die Bahre in der kleinen Kapelle des Westsanatoriums.

Die Nachricht von dem Tode Zeppelins, die um so unerwarteter kam, weil von seiner Erkrankung nichts in die Öffentlichkeit gedrungen war, erregte überall in ganz Deutschland die tiefste Trauer und Teilnahme. Am meisten selbstverständlich am Bodensee und insbesondere in den Städten, deren Ehrenbürger er war. In Friedrichshafen sollte am 9. März ein von unserem Verein veranstalteter öffentlicher Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Heisenberg über: „Griechenland und der Weltkrieg“ stattfinden. Im Hinblick auf die Trauernachricht wurde der Vortrag abgesagt. In Konstanz, Friedrichshafen und Lindau veranstalteten die städtischen Kollegien feierliche Trauersitzungen zum ehrenden Gedächtnis für ihren großen Ehrenbürger. Am Tage der Beisetzung waren in den genannten Städten die Rathäuser, die städtischen und viele Privatgebäude mit Trauerfahnen besetzt. Daß die Stadtvertretungen am Tage der Beisetzung, die am 12. März stattfand, Abordnungen und prächtige Blumenspenden nach Stuttgart sandten, war ja wohl selbstverständlich. Auch der Bodenseegegeschichtsverein ließ durch mich einen Kranz an der Bahre seines Ehrenmitgliedes niederlegen. Von Friedrichshafen aber brachte sogar ein Sonderzug Hunderte von dankbaren Bürgern und Arbeitern, die es sich nicht nehmen ließen, dem von ihnen so sehr verehrten Mann die letzte Ehre zu erweisen.

Feierliches Glockengeläute von allen Kirchen der württembergischen Landeshauptstadt kündigte um die Mittagsstunde den Beginn des Leichenbegängnisses an. Die Beteiligung des Volkes übertraf alle Erwartungen. Es war, wie der Schwäbische Merkur schrieb, wirklich eine Totenfeier der Zehntausende. In langen, unabsehbaren Reihen, von den jüngsten Wehrkraftjungen und Pfadfinderinnen bis zu den ergrauten Kampfgenoßen und Veteranen, standen sie zu Tausenden da, um den Manen des großen Toten zu huldigen. Nur wenige geladene Gäste konnten in der kaum 200 Personen fassenden Kapelle des Pragfriedhofes dem Trauergottesdienst anwohnen, der durch die persönliche Teilnahme des Königspaares eine besondere Weihe erhielt. Während des Gottesdienstes erschienen über dem Friedhof zwei Zeppelinluftschiffe, jedes am Kiel mit einer schwarzen Trauerflagge, umkreisten das Friedhofsgelände und warfen auf das Grab des Meisters des Luftschiffbaues Blumensträuße ab. Zu den Luftschiffen gesellte sich noch ein Flugzeuggeschwader, das während der ganzen Dauer der Beisetzung den Friedhof umflog. Nach Beendigung des Trauergottesdienstes bewegte sich der Leichenzug durch militärisches Spalier unter den mit dumpfen Trommelwirbel vermischten Klängen des von der Militärmusik gespielten Chorales: „Jesus, meine Zuversicht“ von der Kapelle bis zum Grabe. Die auf 12 mächtigen, schwarzdrapierten Säulen um das reich mit Grün geschmückte Familiengrab hochauflodernden Flammen boten ein sehr stimmungsvolles Bild. Hinter dem von 10 Manen getragenen Sarge folgte nach dem Geistlichen die Witwe am Arm ihres Schwiegerjohnes, des Grafen von Brandenstein-Zeppelin, zu ihrer Rechten der

König. Die Feier am Grabe selbst beschränkte sich nur auf Gebet und Segen. Unser Bild¹ zeigt den Moment, da der König zum letzten Gruß sich verneigt vor der irdischen Hülle des großen Schwabensohnes. Wenn es in dem zur Nationalhymne gewordenen Uhländischen Liede heißt: „Graf im Bart, Ihr seid der Reichste, Euer Land trägt Edelstein“, so war dies sicher einer der kostbarsten Edelsteine Württembergs, der eben dem Schoß der Erde wieder zurückgegeben war. Glockengeläute hatte die Feier eingeläutet; der Donner der Geschütze und der Ehrensalven, die mächtig über die Gräber hintönten, bildeten den Ausklang, und ein Menschenstrom ergoß sich zurück vom Friedhof in die Stadt.

Abend reihte sich an die Beisetzungsfeier in dem prächtigen, mit feinem künstlerischen Geschmack in Trauergewand gehüllten Kunstgebäude eine von der Stadt Stuttgart veranstaltete, würdige Trauerfeier. Mit den ernstesten Klängen des Trauermarsches aus der Eroica von Beethoven, von der Hofkapelle gespielt, begann die Feier. Hierauf folgte die Ansprache des Generaldirektors der Zeppelinwerke Kommerzienrat Colsmann. Auf ausdrücklichen Wunsch der Familie sollte nur eine Ansprache gehalten werden. War schon diese Anordnung an und für sich ein glücklicher Gedanke, — denn die Erfahrung bei der Beerdigung bedeutender Männer lehrt, daß die besten und eindruckvollsten Trauerreden unter dem darnach entfesselten Strom der vielen anderen Ansprachen sich verflachen und ihre Wirkung vollständig verlieren — so traf es sich noch besonders gut, daß der Redner für diesen denkwürdigen Anlaß aus der nächsten Umgebung des Grafen, aus dem Kreise seiner getreuesten Mitarbeiter am Bodensee gewählt wurde. Da der Redner als eines unserer jüngsten Mitglieder auch unserem Vereine nahesteht, und die von ernster Weihe erfüllte Sprache nicht minder wie der geistvolle Inhalt diese Trauerrede zu einem wertvollen Dokument der Geschichte des Grafen Zeppelin stempelt, glaube ich meine Schilderung dieses großen Mannes in seinen Beziehungen zum Bodensee und dem Bodenseegeischtsverein nicht besser und würdiger abschließen zu können als dadurch, daß die Trauerrede mit Genehmigung des Herrn Redners unverkürzt hier wiedergegeben wird:

„Seine Fackel senkt ein Genius!

In Trauer stehen wir hier, in tiefer Trauer um das Hinscheiden eines Mannes, dessen Tat einst Deutschlands Volk entflamnte, so daß es aufstand wie von einem einzigen Geiste beseelt, so daß diese Tat hinauswirkte wie ein Flammenzeichen, wie ein Vorspiel gleichsam bis in diese Zeit, in diese große Zeit, in der mehr denn je Wille und Kraft nottut, — Wille zum Siege.

Versammelt hier in tiefer Trauer stehen mit den Vertretern deutscher Fürsten Vertreter des ganzen deutschen Volkes, aller Parteien und Stände, Vertreter der Städte, deren Ehrenbürger er war, und Vertreter unserer herrlichen Wehr zu Wasser und zu Lande, an deren Waffen zu wirken seines Lebens Glück war und Ziel. Auch seine Mitarbeiter sind hier, seine Getreuen, in deren Namen ich hier sprechen darf.

Um die Mittagszeit war es, am 8. März, bald nachdem in Friedrichshafen sein neuestes Schiff heimkehrte von erster Fahrt, da brach Sturm los, gewaltiger Sturm aus Südwest, den See aufwühlend bis zum Grunde und über das Land brausend in wildem Wehen.

In Berlin erloschen in dieser Stunde für immer die blauen treuen deutschen Augen Graf Zeppelins.

¹ Siehe Bild Nr. XII.

Auf der Halle des Luftschiffbaues sank die Flagge auf Halbmast; aber der Sturm faßte die Flagge, zerbrach den Mast, und hinweg flatterte und zerriß, was uns so oft ein Zeichen des Stolzes und der Freude gewesen war.

Hinweg über das deutsche Land brauste das empörte Element, als wolle es aufjauchzen im Triumph, daß der greise Bezwinger der Lüfte, daß Graf Zeppelin starb.

So mögen die Alten sich den Zorn der Götter gedacht haben, als Prometheus, der Titan, den Menschen die wärmende, leuchtende Flamme brachte.

Und der Wind ruhte nicht; weiter am Lebenswerk des Grafen zu rütteln, stand er auf.

Vorgestern stieg im fernen Norden ein Flugzeug auf. Der Wind erhob sich, drehte das Flugzeug und schleuderte es gegen das Tor der Luftschiffhalle, fünf Menschen zerschmetternd, darunter den sonnigen Jüngling, den Flieger Vollmöller, und den Direktor Klein, einen der besten Mitarbeiter von Dr. Robert Bosch, der sich bei Kriegsausbruch dem Grafen zur Verfügung gestellt hatte, dessen Gedanken zur Tat zu wandeln, mit dem Bau eines neuartigen Flugzeuges neue Wege zur Wehr dem Vaterlande zu schaffen.

Vorgestern morgen noch hat mich Klein, am Grabe Zeppelins auch auf das Wirken des alten Herrn auf diesem Gebiete hinzuweisen, auf dem der Graf auch in alter bekannter Fähigkeit Pionier und Bahnbrecher geworden war.

Am Mittag fand ich den Getreuen zerschmettert am Boden liegen.

Wenn ich heute an dieser Stelle einen Zweig breche aus dem Lorbeerkranz Zeppelins, um ihn diesen bis in den Tod getreuen Helden auf das Grab zu legen, so weiß ich, daß ich das in seinem Sinne tue. Er ist im Leben nie einem Menschen Dank schuldig geblieben; er will's auch im Tode nicht.

Nicht ohne Schildknappen, nicht ohne das Geleit getreuer deutscher Männer sollte der greise Bezwinger der Lüfte von hinnen fahren!

Treue und Dankbarkeit waren die stärksten Züge seines Wesens. Das Leben galt ihm nichts ohne die Treue. Seinem Kaiser war er treu und seinem Könige dankbar und treu und seinem Vaterlande, dem er sein Werk, die Arbeit seines Lebens, weihte.

Keine Stunde dieser ernsten Zeit säumte er, dies Werk zu fördern, nach neuen Mitteln stets spähend, den Haß der Elemente zu bezwingen. Auch im jähesten Sturz wußte er die Zeichen neuen Aufstiegs zu erkennen.

So sahen wir staunend oft, wie er bei einem Zusammenbruch, wenn wir ihn verzweifeln glaubten, heiter und unerschüttert stand.

„Das war der Fehler,“ sagte er dann; „das die notwendige Folge, und das ist der Weg, in Zukunft ähnliches zu meiden.“

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestügt auf Grazien und Musen,
Empfing er das Geschloß, das ihn bedrängt,
Mit freundlich dargebotnem Busen,
Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Und Kühnheit war seinem Wesen eigen, nicht Tollkühnheit, die er streng verwarf. Und so suchte er sich das flüchtigste Element, die Luft, zu seinem Kampfgebiet. Weit, weit über die Meere hinaus steckte er sich sein Ziel.

Er war geschaffen durch das
 All zu schweifen
 Mit aufgeklärtem Geist,
 Und mit gestählten Sinnen
 Zu lauschen, wo des Lebens
 Quellen rinnen,
 Und forschend jeden Gipfel
 Zu durchstreifen!

Und milde war er und unendlich gütig. Das deutsche Volk weiß es. Und wir, die wir seine Mitarbeiter sein durften, wir wissen auch, wie gütig er war, unser Herr und Meister, der uns Berater war und Freund, der unserem Leben Ziel gab, hohes Ziel, und es erfüllte mit seinem Geist, seinem Willen und seiner Kraft, der uns hinaufzog wie auf Adlersflügeln, zu hohem Fluge hinauf!

Er war ein Kind an Liebe, Bescheidenheit und Güte, unser Graf!

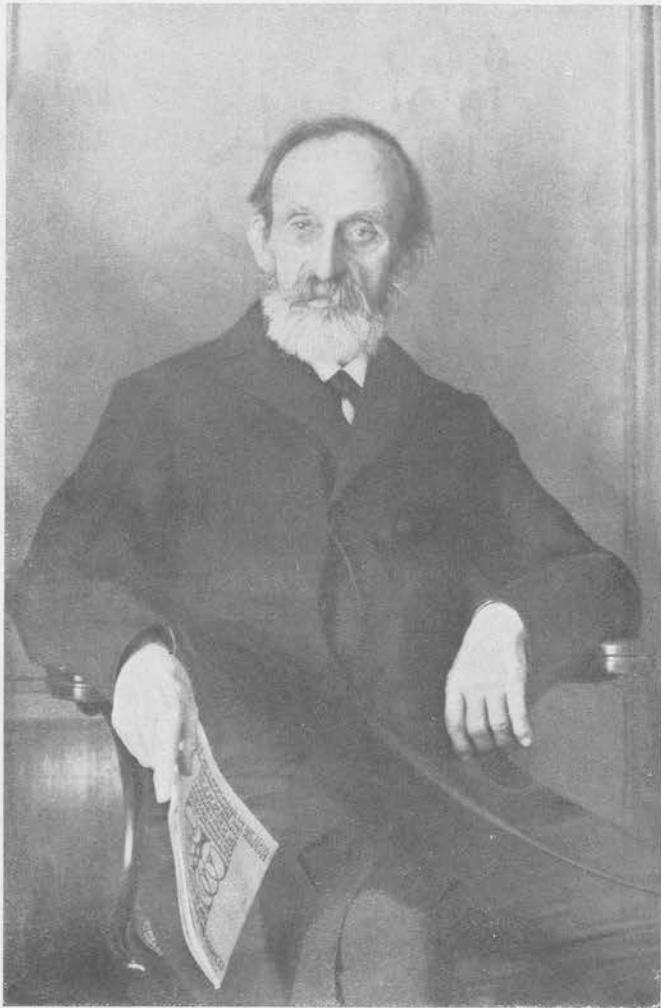
Und nun braust Sturm über das Land und rüttelt an seinem Werk, wie der Feind rüttelt an der lebenden Mauer, die unser geliebtes Vaterland umschirmt. Aber sein Werk wird bestehen, wie jene Mauer und wie das Vaterland, auch wenn Getreue noch fallen in großer Zahl! Denn es geht um hohes Ziel!

Sein Werk wird bestehen, — der Kaiser hat's gesagt! — Das dankt ihm mit unserm Könige das ganze deutsche Volk, und das danken wir ihm, seine Mitarbeiter, aus tiefstem Herzen.

Und hier, vor dieser erlauchten Versammlung darf ich es geloben in Namen der Vielen, die nun an seinem Werke mit fleißiger Hand sich regen, daß wir, soweit das unsere schwache Kraft vermag, sein Werk führen wollen in seinem Geiste, zu seiner Ehre und zu seinem Ruhme.

Sein Werk wird bestehen! Aber auch sein Geist möge haften im deutschen Volke, daß es jugendfrisch bleibe, wie er — und hoffnungsfroh und stark, — stark im Willen zum Durchhalten, im Willen zum Siege!“





O. Vanjola,
Rechtsanwalt

Rechtsanwalt Karl Beyerle

1859—1915.

Ein Bild aus dem politischen und geistigen Leben der Stadt Konstanz in den letzten fünfzig Jahren.

Erinnerungen und Erinnerungsworte eines Sohnes.

Die Märzsonne flimmerte durch das knospende Buchengrün. Eben hatte er mir seinen Spazierstock gereicht, damit ich mit meinen kleinen Beinen den Sprung über den Waldbach tun konnte. Noch schnell einen dicken Kieselstein ins klarfließende Wasser, daß es aufklatschte. Und nun lief ich, Blumen suchend, auf sammetweichen Pfaden neben ihm her. In den warmen Frühlingsstrahlen erschloß sich mir, dem Erstgeborenen, die herbe Vaterliebe seines ernstesten Wesens. Indes die Vögel das junge Jahr besangen, zogen wir am Sonntagnachmittag miteinander durch den Lorettowald. Vom Waldrande aus streifte der Blick weithin über See und Alpen. Erste Eindrücke einer glücklich hindämmernden Kindheit, die nicht wußte, was sie diesem Manne und dieser Heimat verdanken sollte.

Für das Haben und Behalten haben bekanntlich Kinder einen frühentwickelten Sinn. „Vater, wem gehört der schöne Wald da?“ „Dem Markgrafen von Baden,“ lautete seine Antwort. „Und wem hat er früher gehört?“, so frug ich in kindlicher Neugier weiter. Da tat sich sein Mund auf, und er begann mir zu erzählen von alten Zeiten und von vergangenen Geschlechtern, vom Kloster Petershausen und seinen Benediktinern, die einst in der jetzigen Soldatenkaserne Gott dienten und die Herren des lieblichen Waldes und Uferstriches an der Nordseite der Konstanzer Bucht gewesen waren. „Und wo sind sie jetzt hin?“ — Da wurde der Vater ernst. Es spielte etwas wie Schmerz um seine Lippen, wenn er von der Aufhebung des tausendjährigen Gotteshauses sprach. Er empfand ein stilles Heimweh nach verschwundenen Menschen, die seine innerste Wesensart ungern vermißte, weil sie ihm als ein untrennbarer Teil dieser schönen Landschaft am Bodensee erschienen. In mir fing etwas an zu grübeln, ich wußte nicht was. Der Zwiespalt zwischen Einst und Jetzt, der ihn bewegte, übertrug sich auf mein jugendliches Gemüt; in mir erwachte zum ersten Mal ein geschichtliches Bewußtsein. Ich fing an zu begreifen, daß es nicht nur Blumen und Waldbäche in der schönen Frühlingswelt gab, sondern auch Menschenseelen, in denen sich mit dem Anblick des Schönen der Schmerz um Verlorenes seltsam vermischen konnte. Ueber dem Sichtbaren stieg in undeutlichen Umrissen eine geistige Welt empor und ein erstes Ahnen von Vertiefung des Daseins durch den Blick in die Vergangenheit.

Wir gingen weiter und kamen bald an ein klares, helles Brunnlein, Gebhardsbrunn genannt. Niemals ist mein Vater, so oft wir auch dort vorbeikommen mochten, vorübergegangen, ohne einen Schluck seines taufrischen Wassers aus der hohlen Hand zu trinken. Das machte ich jeweils nach. Und bald hatte ich von ihm die wunderbare Geschichte der Entstehung dieser Quelle gelernt. Wie war es doch? Mit griechischen Farben, welche die Maler von Venedig hergebracht hatten, wollte vor tausend Jahren der hl. Gebhard das Kloster Petershausen, das er kurz zuvor erbaut hatte, ausschmücken lassen. Aber die bösen Männer vergruben die Farben im Walde, um sie später für sich zu verwenden. Dem Heiligen ward dies im Traumgesicht geoffenbart. Er führte die schlauen Füchse an die Stelle ihrer Untat, stieß mit seinem Bischofsstab in die Erde und siehe, die Farben kamen zum Vorschein. An der Stelle aber entsprang eine Quelle; daraus wurde der Gebhardsbrunn, der uns noch jedesmal durch sein Plätschern und seinen guten Trunk erfreute.

Was hatte er mir nicht alles noch zu erzählen, während wir über die damals neuangelegte Seestraße unsere Schritte heimwärts lenkten. Die Geschichte von den Sandbänken im See, auf denen in seiner eigenen Jugend bei einem tiefen Wasserstand ein Volksfest stattfand, davon das Abbild in seiner Stube hing. Oder die Geschichte von dem alleinlaufenden Mühlrad beim Vincentschen Gut, das von einer alten Rheinmühle übrig geblieben war, das man nun aber zu stillem Zeitvertreib mit den Rheinwellen stehen gelassen hatte, um das Mühlenrecht nicht einzubüßen. Es war dies mein erster Rechtsunterricht zum Kapitel von der Verjährung. Der neuen Seestraße war ich gram, daß ihr dieses merkwürdige Mühlrad hatte weichen müssen. Es beschäftigte meine Knabenphantasie fast ebenso sehr wie Vaters Erzählung von jenen größeren Mühlrädern, die sich bei dem gewaltigen Brande der alten Konstanzer Rheinmühle bis zuletzt drehten, als ob sie der Brand ringsum nichts anginge, deren Schaufeln zischend ins Wasser tauchten, und wenn sie ihm entstiegen, ob der unerhörten Feueroglut sofort erneut wieder aufloderten. Die bösen Straßenbauer hatten aber noch etwas auf dem Kerbholz. Da unten am Wasser lag ein umgestürzter Grenzstein, über den ich aus Vaters Munde vernahm, daß er einst Hoheitsrechte der Grafschaft Heiligenberg und der Stadt Konstanz getrennt habe. Ich bekam die darauf eingemeißelten Wappen erklärt; doch ging mir der tiefere Sinn dieses Denkmals kleinster Kleinstaatererei am schwäbischen Meer aus den Zeiten des Heiligen Reiches, ich darf es heute gestehen, noch nicht auf. Wenn wir dann schließlich über die Rheinbrücke in die Stadt einmündeten, und nach altem Brauch vor den würdigen Steinbildern der Konstanzer Heiligen, St. Gebhard und St. Konrad, den Hut abnahmen, dann prägten sich mir diese weihvollen Gestalten, wie sie sich vor dem Abendgold auf Rhein und Westhimmel und ostwärts gewandt vor dem letzten Scheidegruß der schimmernden Alpen in dunkler Silhouette abhoben, tief ein.

Tagsüber unter der Woche durfte ich nicht in die Schreibstube des Rechtsanwalts eindringen. Da wurde viel geredet und heftig verhandelt. Mein Vater war damals jung, sein Lebtage nicht ohne Temperament, und mit den Bauern muß man Fraktur reden. Ich bin manchmal als kleiner Lausbub hinausgeflogen. Es lockte mich übrigens nicht allzusehr, Vater bei der Arbeit zu stören. Denn er schrieb noch in jenen Jahren mit Rielfedern, die er sich selber fein zurechtschnitt, und der schrille Gesang der Gänsefeder in der Hand des schreibenden Vaters schneidet mir noch heute in die Ohren. Ich mußte mir beide Hände vorhalten. Dafür lungerte ich auf den gotischen Steinbänken im

Vorplatte seines Zimmers herum und unterhielt mich mit den „Klienten“, die warteten, vorgelassen zu werden. Ich begriff zwar nicht, was ein „Klient“ sei, umso besser aber die Freude der Mutter, wenn in jenen guten Zeiten die Bäuerin statt des Geldes ihre Schulden in Eiern oder sonstigen Früchten ihrer Wirtschaft entrichtete. Groß waren sie nie; denn Vater war ein mildherziger Mann, der sich aus mancher Not der eigenen Jugend ein tiefes Mitgefühl für andere von früh auf angewöhnt hatte.

Wir wohnten damals im alten St. Konradshaus in der Predigergasse, der heutigen Inselgasse. Das war ein Domherrenhof aus dem Mittelalter, den der edle Otto von Kneegg im 14. Jahrhundert erbaut und Friedrich von Nichtenberg hundert Jahre später erneuert hatte. An allen Ecken seiner Kurie hatte sich Otto von Kneegg zur Erinnerung daran mit seinem Leopardenwappen verewigt, der Nichtenberger aber den großen Stein mit Wappen und Inschrift einmauern lassen, der noch heute die Blicke der Vorübergehenden an sich zieht. Diese Wappenbilder und Inschriftsteine an unserm Miethaus fesselten mich früh. — „St. Konradshaus“ hieß das einer kirchlichen Stiftung gehörige Anwesen nach dem hl. Konrad, Bischof und Stadtpatron von Konstanz, dessen Namen der Vater vom Großvater auf mich übertragen hatte. Da ich darin wohnte, schien mir das damals in meiner kindlichen Einbildung sehr selbstverständlich. Die Sache verhielt sich aber doch etwas anders. Den Namen „St. Konradshaus“ trug der alte Hof erst ganz kurz. Die Freiburger Kirchenbehörde hatte darin eine Studienanstalt für zukünftige Geistliche eingerichtet, daher der Name. Jetzt aber war durch den Sturm des Kulturkampfes dieses Konvikt beseitigt worden. So konnten meine Eltern, als sie im Februar 1875 ihr erstes Ehedomizil Waldshut mit Konstanz vertauschten, in den Zimmern hausen, darin noch eben lustige Studentlein ihr Wesen getrieben hatten. Der Münsterbenefiziat Ferdinand Schober, der ihr Präsekt gewesen war, blieb aber ebendeshalb in den Räumen, die er schmerzlich genug hatte verlassen müssen, wie zuhause. Denn ihn verband eine rasch und immer enger geknüpft Lebensfreundschaft mit meinem Vater. Wir werden manches davon hören. Meine frühesten Erinnerungen verlieren sich im Gedenken an den herzlichen Verkehr der beiden Männer, die sich damals in jugendlicher Vollkraft aneinanderschlossen, um das Beste ihres Lebensinhalts auf Jahre hinaus mit einander gemeinsamt aufzubauen. Sie begeisterten sich im Dienste eines religiösen Ideals für Geschichte und Kunst, und sie kämpften für die ihnen heilige Sache der Kirche und des katholischen Volkes ihrer Heimat, an der sie beide so sehr hingen. Beide waren sie in strenger Selbstzucht gezähmte Feuerköpfe, und Schobers Frohmut und Entschlußkraft vereinigte sich aufs trefflichste mit dem schweren Ernst und der oft übergewissenhaften Überlegung meines Vaters. Ich sehe sie noch heute vor mir, wie sie in lebhafter Unterhaltung im Hof und Garten des St. Konradshauses auf und abgingen oder plötzlich stillstanden und sich an die Deutung eines jener alten Inschriftensteine machten.

Daß ich meinen Namen vom Konstanzer Stadtpatron trug, machte mich nicht wenig stolz, war mir aber auch eine Quelle, von früh auf mit einem Schatz ehrwürdigster Traditionen der Heimat und mitten in den geheimnisvollen Stätten ihres tausendjährigen Münsters aufzuwachsen. Im Jahre 1876 beging man zu Konstanz mit großem Glanze die neunte Säkularfeier des hl. Konrad. An ihrer würdigen Ausgestaltung hatte mein Vater im Verein mit Schober und mit den trefflichen Geistlichen am Konstanzer Münster tatkräftig mitgewirkt. Aufrichtige Hochschätzung verband ihn mit Gustav Brugier, dem geistvollen und poesieverklärten Münsterpfarrer, an dessen Namen sich so viele Marksteine

des kirchlichen und charitativen Lebens in der alten Bischofsstadt am Bodensee anknüpfen. Nicht umsonst hat mein Vater diesem edlen Priester, dem langjährigen treuen Besucher der Vereinsversammlungen, in den Schriften des Bodenseegeschichtsvereins einen warmempfundenen Nachruf gewidmet. Der milde, ernste, allzufrüh verstorbene Kooperator Marbe aber hinterließ uns in seinem Konradbüchlein, das aus Anlaß jener kirchlichen Erinnerungsfeier geschrieben wurde, das würdig gefaßte Lebensbild des Welfenbischofs, des „rastlosen Apostels am Bodensee“, das bis heute seinen Zweck der Erbauung und Belehrung bestens erfüllt.

Klösterliche Künstlerhände der damals eben entstandenen Beuroner Kunstschule statteten das magische Halbdunkel der unterirdischen Konradikapelle im Konstanzer Münster mit Werken ihrer fleißigen Hände aus. Auch das war Ferdinand Schober zu verdanken, dessen Bruder das Gewand des hl. Benedikt genommen hatte. Durch Schober vermittelt, erwuchsen hieraus meinem Vater teure Beziehungen zur Beuroner Kongregation, die er sein Lebtag pflegte, der er ein Teil seines Besten zugedacht hatte und die ihm, wenn er der Geschichte der Glaubensboten am Bodensee und ihren Klöstern nachging, eine von ihm auch für das engere badische Heimatland ersehnte Brücke ins Leben der Gegenwart schlugen. Es war wie eine Fügung, daß bei seinem Tode zufällig einer der Beuroner Söhne des heiligen Benedikt von Nursia in Konstanz weilte und in stummem Gebet an seinem Sarge niederkniete. Man weiß, daß sich an jenes Konradifest von 1876 eine langhinwirkende Erneuerung des kirchlich-religiösen Lebens in Konstanz anknüpfte. Aber man vergißt dabei oftmals, wie im besonderen auch eine verjüngte Pflege der großen geschichtlichen Vergangenheit des Bistums Konstanz und seiner Denkmäler von dort einsetzte. Hierin feierte aber die Freundschaft meines Vaters mit Ferdinand Schober ihre schönsten Triumphe, bescheiden vom Standpunkte fachwissenschaftlicher Kritik, in ihrer bodenständigen Art aber doch wert genug, um der Vergessenheit nicht anheimzufallen.

Günstige Umstände hatten, wie bemerkt, meinen Vater veranlaßt, aus dem kleineren Waldshut zu Anfang des Jahres 1875 nach Konstanz überzusiedeln. Er gedachte dort seinem Anwaltsberufe zu leben und daneben seine mancherlei wissenschaftlichen Interessen, unter denen Sprachstudien und die Geschichte obenanstanden, zu pflegen. Das schlichte Elternhaus am Pulverturm, in welchem er am 8. April 1839 das Licht der Welt erblickt hatte, und seine bescheidene Art hielten ihn bewußt davon zurück, die weitere Öffentlichkeit zu suchen. Dennoch hat ihn die Kulturkampflust, die damals in Baden wehte und die in Konstanz durch die Ara Stromeyer ihre besondere Note empfing, in die politische Arbeit getrieben. Schon in Waldshut war er der berufene Verteidiger des katholischen Klerus in den kirchenpolitischen Prozessen geworden, welche die Gesetzgebung Sollys zeitigte. Er war bereits hier den Bahnen seines Lehrers Buß gefolgt, des Polyhistor und Kämpfers an der Freiburger Hochschule. Das hatte ihm viele Freunde im katholischen Lager erworben, unter denen Hubert Winterer und Friedrich Werber mit an erster Stelle stehen. Schon im Jahre 1873 hatten die Spitzen der kurz zuvor gegründeten katholischen Volkspartei, Lender und Förderer, den jungen Rechtsanwalt aufgefordert, ein Landtagsmandat anzunehmen. Das alles fiel noch in seine Waldshuter Zeit. Indes bot ihm die Advokatur auch zu Konstanz häufig die ungesuchte, aber pflichtfreudig übernommene Gelegenheit, sich als Verteidiger in den Dienst seiner kirchenpolitischen Ideale zu stellen. Es war für ihn ferner selbstverständlich, daß er dem jungen katholischen Vereinsleben von damals seine Mitgliedschaft und Mitarbeit

nicht versagte. Hier trat er in jene kleine Schar von Männern ein, die gegenüber vorherrschenden Zeitströmungen den Mut des offenen Bekenntnisses fanden. Hier knüpfte sich die Freundschaft mit Schober, die herzlichen Beziehungen mit Brugier, mit Marbe, mit dem starkmütigen und redengewandten Kämpfer Karl Scheu, mit dem milden und vornehmen Stiftungsverwalter Edelmann immer enger. Von allen Konstanzer Laien jener heißen Kampffahre lebt heute außer dem allverehrten Monsignore Scheu nur noch der alte Gürtlermeister Würth, jene kluge und besonnene Hans=Sachs=Natur, die echte Konstanzer Art mit den Zunfttraditionen seines kunstgeweihten Handwerks allzeit verband. Wie in den Männern der alten Zunft die geheimnisvolle Kraft des Zusammenschlusses sich offenbarte, so stand damals die gedrungene Gestalt Würths, nackenfest, furchtlos und sturmerprobt an der Spitze jener Konstanzer Katholiken, die es wagten, gegen den Strom zu schwimmen.

Gürtlermeister Würth, gebeten, seine Erinnerungen über das erste Auftreten meines Vaters in Konstanz auszusprechen, schildert dasselbe folgendermaßen: „Beyerle kam ohne jegliches Aufsehen hier an. Er ging ganz still und ruhig seinem Berufe nach, ohne sich zunächst am politischen Leben zu beteiligen. In der Öffentlichkeit wurde er erst durch seine Verteidigungen bekannt. Der kirchenfeindliche Geist, der damals jahrelang die Presse und öffentliche Meinung beherrschte, drang selbst in die Gerichtssäle ein. Und da war es neben Herrn von Wänker in Freiburg besonders Beyerle, der sich aus innerster Anteilnahme der oft schlecht behandelten Angeklagten annahm. Das trug auch ihm persönlich manche Verunglimpfung ein. Es soll nur daran erinnert werden, wie ein schneidiger Staatsanwalt einmal, als der Verteidiger Beyerle bei Gericht gegen die schroffen persönlichen Angriffe des Anklagevertreters auf seinen Klienten, Pfarrer Neugart, protestierte, ihm zurief: „Wenn das, was ich hier sage, dem Herrn Verteidiger nicht paßt, dort ist die Türe.“ Eine schwächliche Beruhigungsbemerkung des Vorsitzenden war die einzige Folge. Somit war es bei Beyerle in erster Linie das verletzte Rechtsgefühl, das ihn durch seine Berufserlebnisse zur Teilnahme am öffentlichen Leben brachte. Darum bedurfte es aber auch nur des äußern Anstoßes der damals führenden Männer — jener oben erwähnten kleinen „schwarzen“ Schar, — um ihn zu dieser Teilnahme zu bestimmen. Seine guten juristischen Kenntnisse, seine Anspruchslosigkeit, seine stete Bereitwilligkeit, für Gerechtigkeit, Freiheit und Schutz der religiösen Gesinnung einzutreten, brachten es im Laufe der 1880er Jahre dazu, daß Beyerle in der katholischen Partei im Seekreis wie im katholischen Vereinsleben zu Konstanz nach und nach ungewollt eine führende Rolle einnahm. Dabei war ihm der scharfe politische Kampf innerlich nie gelegen. Er war seiner Natur nach stets zu Frieden und Ausgleich geneigt, ohne seinen Grundsätzen etwas zu vergeben. Wenn er nicht in so rücksichtslosen Kampfzeiten gelebt hätte, wäre er vielleicht nie politisch hervorgetreten.“

Von besonderer Bedeutung wurde es für die weitere Entwicklung meines Vaters, daß er in jenem bescheidenen Kreise des Konstanzer Männervereins einen dankbaren Zuhörerkreis fand, dem er im Verein mit F. Schober und andern in populärwissenschaftlichen Vorträgen die Früchte seiner Mußestunden vorlegte. Er fand so neben der Politik des harten äußeren Abwehrkampfes einen Boden, der ihm ungleich mehr zusagte und ihm zugleich die Anregung gewährte, deren seine zu schüchternen Beharrung neigende Natur bedurfte. Den Anstoß gab auch dazu das Konradijubiläum von 1876, während die Konstanzer Katholikenversammlung von 1880 erneuten Schwung in das Vereins-

leben brachte. Je mehr sich die politischen Kampfwellen seit dem Sturze Stromeyers dank der versöhnlichen Leitung der Stadtgeschäfte durch seinen Nachfolger Otto Winterer, den nachmaligen Oberbürgermeister von Freiburg, legten, umso eifriger konnte mein Vater seinen kulturpolitischen Idealen nachgehen und von seinem darin errungenen Geistesbesitz anderen mitteilen. Im Winter 1877—1878 wurde im katholischen Männerverein zu Konstanz neben den wöchentlichen Vereinsabenden, die zwangloser Aussprache dienten, nach auswärtigen Vorbildern zum ersten Male ein solcher Zyklus populärwissenschaftlicher Vorträge eingerichtet, deren Ausgestaltung meinem Vater zusiel. Einem alten Notizbuch entnehme ich, daß er zu Beginn der zweiten Vortragsfolge, im Herbst 1878, als Rednern des Vorjahres zu danken hatte: dem geistvollen, schriftgewandten Konvertiten Kreisgerichtsrat Reinhold Baumstark für zwei Vorträge über den spanischen Helden Eid und über das Leben Marie Antoinettes; dem Erfinder des Bolapük, Pfarrer M. Schleyer in Eigelstetten, für Vorträge über den Sternhimmel und über die Poesie in der hl. Schrift; dem literaturkundigen Münsterpfarrer Brugier für einen solchen über Sebastian Brandt; seinem Freunde F. Schober für einen Vortrag über Pompeji und Herculaneum; dem f. f. Archivar Dr. F. L. Baumann aus Donaueschingen für einen Vortrag über die Indogermanen; endlich dem Konstanzer Jugendfreund Hofkaplan Th. Martin vom Heiligenberg für einen solchen über die Judenverfolgungen des Mittelalters. Nach dieser Verdankung konnte er Archivassessor Dr. Zingeler in Sigmaringen das Wort geben zu einem alpinen Vortrage. Man wird heute nicht ohne lebhaftes Genugtuung dieses reichen Programms gedenken.

Von den persönlichen Beziehungen, die sich für meinen Vater an diese Vorträge knüpften, war diejenige zu dem Meister der schwäbischen Geschichte, zu F. L. Baumann, von nachhaltiger Wirkung. Baumann wurde durch mehrere Jahre hindurch sein wissenschaftlicher Berater, der ihn aus den Schätzen der Donaueschinger Bibliothek jahrelang mit geschichtlicher Literatur versah, wo die eigene bescheidene Bücherei — im wesentlichen spätrömische Schriftsteller und die damalige Literatur zur Frühgeschichte der oberrheinischen Lande und ihrer kirchlichen Entwicklung — und die Konstanzer Wessenbergbibliothek versagten.

Als weiterhin im Jahre 1880 der seit 1875 von Brugier und Schober ins Auge gefaßte Plan einer Restauration des Konstanzer Münsters tatkräftig angefaßt und ein Münsterbauverein gegründet wurde, bot sich meinem Vater eine zweite Gelegenheit, sein geschichtliches Wissen in den Dienst einer guten Sache zu stellen. Schober rief damals eine Zeitschrift, „Das alte Konstanz“, als Vereinsorgan dieses Münsterbauvereins ins Leben, und mein Vater war von Anfang an sein tätigster Mitarbeiter. Ich erinnere mich noch wohl der hoffnungsfreudigen Zusammenkünfte der beiden Männer im alten Konradhaus, wo sie ihre literarischen Pläne besprachen und das reichgeplante Illustrationsmaterial vorbereiteten. Das Unternehmen fand bei Freunden und Parteigegnern eine gute Aufnahme. Unter einem Unstern, wir werden davon hören, ist es im Jahre 1883 eingegangen. Seitdem ruhte die historische Feder meines Vaters auf lange Jahre hindurch fast völlig. Es ist darum hier der Platz, diese acht Jahre, 1875—1883, in denen ihm aus jugendlicher Kraft und Begeisterung so mancher Wurf seiner geschichtlichen Muse geglückt ist, im Zusammenhang zu würdigen. Was davon bei mir kleinem Jungen von damals nur in den Abfällen, die ich auf den Spaziergängen durch Wald und Feld der Heimat aufgeschnappt, hängen geblieben ist, das enthüllte sich mir erst

jetzt nach seinem Tode bei der Durchsicht seiner Manuscripte, die er zeitlebens peinlich verschlossen gehalten hatte. Denn er hat nur wenig davon in Druck gegeben.

Ich habe es nie genau feststellen können, woher ihm das rege historische Interesse, von dem jene vergilbten Blätter Kunde ablegen, gekommen ist. Natürliche Anlage und seine religiös-konservative Geistesrichtung haben einen großen Anteil daran. Zu der letzteren legte das schlichte Elternhaus am Pulverturm, in dem sich treuestgehaltene Überlieferungen des ehrbaren Handwerks mit einem Einschlag höherer geistiger Interessen paarten, den Grund. Darin wurzelten die lebendigen Beziehungen, die ihn mit der Zeit vor der Säkularisation und mit den Tagen der österreichischen Landesherrschaft verbanden. Die Säkularisationsjahre haben den Charakter der kirchen- und klösterreichen Bischofsstadt von Grund aus umgestaltet; der Anfall an Baden hatte ein durch jahrhundertelange Gewöhnung geschaffenes österreichisches Vaterlandsgefühl nicht sofort zu vernichten vermocht. Beide Dinge hinterließen gerade im biederen Volke der alten Konstanzer manche Spuren. Mein Vater erzählte mir viel vom eigenen Großvater, der noch im Kirchenchor der alten Stiftskirche St. Johann Geige gespielt hatte. Als letzterer aber als alter, schwachsichtig gewordener Mann an einem Sonntagmorgen sich mit der Geige in seinem Gärtchen etwas Sonntagstimmung ins Herz zaubern wollte und darüber von einem badischen Gensdarmen wegen Störung der Sonntagruhe angezeigt wurde, hat er dies dem badischen Staate lange nicht verziehen. Gleichwohl gehörte dieser Großvater, der gerne von alten Zeiten redete, im tollen Jahr zu den unbedingt großherzogstreuen Männern in Konstanz. Vaters Revolutionserinnerungen beschränkten sich auf zwei kleine, nicht unbemerkenswerte Einzelzüge. Als Knabe von damals 10 Jahren hatte er es sich einfallen lassen, dem Großvater eine irgendwie beschaffte Freiheitsfokarde unbemerkt auf seinen Zylinderhut zu stecken, den man damals trug. Als der alte Mann mit diesem Symbol der Freischärler auf dem Kopfe abends im Stammlokal der treuen Badener im Steinbock erschien, rief er natürlich bei seinen Gesinnungsgenossen nicht wenig Erstaunen hervor, und das Finale für meinen Vater kann sich der geneigte Leser selbst ausmalen. Nach den Schießübungen der Freischärler am Niesenberge aber sammelte der böse Zunge, der mein Vater werden sollte, mit Altersgenossen in den Kugelfängen das verschossene Blei, um es zu verkaufen. Noch in späten Lebensjahren war es sein Stolz zu erzählen, daß der Erlös dieses Revolutionsbleis nicht etwa für Leckereien ausgegeben, sondern daß dafür auf Großvaters Rat der Grund zur kleinen Geschichtsbibliothek meines Vaters gelegt wurde: er kaufte nämlich dafür beim Trödler ein Exemplar von Speths Schwedenchronik mit ihren schönen Kupfern und ihrem unglaublichen Text. Immerhin, sie vermittelte ihm die ersten Nachrichten über das alte Konstanz.

Die Gymnasialjahre meines Vaters fielen in die schwere Zeit von 1850 bis 1859. Sie waren für ihn mit Entbehrungen angefüllt; er mußte das Lyzeum Konstanz als armer Bub durchmachen. An äußeren Freuden stand dem die frühgeübte Musikpflege gegenüber; er blieb sein Leben lang musikalisch interessiert, wie er es schon gewesen war, als er an den Schlußakten des Lyzeums mit den Jugendfreunden Trunzer und Rauber sich als angehenden Kammermusiker hören lassen durfte. In der Schule war er kein Überflieger, aber stets von großem Fleiße beseelt, dessen Früchte nicht ausblieben. Ich empfang nach Vaters Tode den Brief eines alten Mitschülers aus den Oberklassen, der ihm inzwischen rasch im Tode nachgefolgt ist. Darin wird mir die charakteristische

Außerung eines Klassenlehrers überliefert, daß in jener Klasse keine Genies, aber viele ungewöhnlich fleißige Schüler versammelt seien, die ihm die Klasse zur liebsten seiner ganzen Lehrerzeit gemacht hätten. Als mein Vater zufällig durch die Zeitung erfuhr, daß einer seiner ehemaligen Klassenlehrer, Professor Kern, hochbetagt in Konstanz seinen 90. Geburtstag feierte, besuchte er von da an fast allsonntäglich den verehrungswürdigen Greis, um ihm den Tribut der Dankbarkeit abzutragen. Die geschichtlich am meisten interessierten Professoren des alten Konstanzers Byzeums, den Präfekten Lender und den Professor Josua Eiselein, zählte er nicht mehr zu seinen Geschichtslehrern. Dagegen scheint der für römische Altertümer interessierte Professor Wörl nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben zu sein. Außerhalb des Lehrerkollegiums brachte ihm die nähere Bekanntschaft mit dem Hofgerichtsadvokaten Ignaz Vanotti, dem bekannten demokratischen Schriftsteller und Politiker, der viel in dem kleinen Hause am Pulverturm ein- und ausging, wertvolle geistige Anregung. Er erbt später dessen buntgemischte Bücherei samt dem Schreibpult Vanottis, auf dem so mancher feurige Ausruf von 1848 entstanden war. Von dem früheren Konstanz Oberamtmann Jung weiß ich, daß er sich mit meinem Vater im heißen Jahre 1859 in der Obersexta politisch herumgestritten hat, wobei Jung den kleindeutschen, mein Vater den großdeutschen Gedanken verfocht.

Die Freiburger Universitätszeit verteilt sich auf zwei theologische und drei juristische Studienjahre. Für den Fakultätswechsel waren nur lauterste Motive maßgebend. Das geschichtliche Interesse tritt jetzt deutlicher hervor. Mein Vater sprach später noch oft mit Hochschätzung von Mozgs kirchengeschichtlichen Vorlesungen. In seinem alttestamentlichen Exegeten Professor König lernte ich, wenn dieser seine Herbstferien in dem ihm und meinen Eltern befreundeten Hause Luschka in der Rheingasse zubrachte, den geschichtsfreudigen Sohn des Hegaus und langjährigen Schriftleiter der Freiburger Diözesan-Archivs kennen. Als junger Theologe hörte mein Vater ferner bei Professor Boß Geschichte der christlichen Kunst und bei Gfrörer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Die juristischen Studiensemester, die er in hartem Daseinskampf durchleben mußte, gestatteten ihm nicht, wie gern er gewollt hätte, Liebhaberkollegien zu hören. Umso fleißiger oblag er dem Fachstudium und hörte die juristischen Vorlesungen, über die er feingeschriebene Hefte ausarbeitete und über deren erfolgreichen Besuch er sich in regelmäßigen Semestralprüfungen auswies. Nach den glänzenden Zeugnissen zu schließen, absolvierte er mit sichtlich Liebe bei von Woringen Deutsche Rechtsgeschichte und Deutsches Privatrecht, war aber dann rasch zu einem Lieblingschüler von Behaghel und Buß geworden. Von beiden häufig ins Haus geladen, hat er einmal, während Behaghel unpäplich zu Bette lag, für ihn das badische Landrecht vorgetragen, sagen wir lieber, nach Behaghels Blättern herunterdiktieren dürfen. Im rebenumwobenen Professorenhäuschen von Buß' in der Freiburger Eisenbahnstraße erklang häufig seine Geige, während er in den Vorlesungen dieses seltenen Mannes Wissen und politische Charakterbildung zugleich in sich aufnahm. Er hat dem geliebten Lehrer noch vor wenigen Jahren in die von F. Dor verfaßte v. Buß-Biographie (Freiburg 1911) die für Lehrer und Schüler gleich ehrenden Worte gewidmet: „Er war ein Mann von großer universeller Durchbildung. Insbesondere beherrschte er das Gebiet des öffentlichen Rechts und der Politik. Das Kirchenrecht dozierte er mit erschöpfender Vollständigkeit. Auch seine Vorlesungen, besser Vorträge über Staats- und Bundesrecht waren belebt durch Einstreuungen aus persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen, lehrreich, fesselnd und anregend. Hofrat

Dr. von Buß, eine ungemein ehrwürdige und imponierende Erscheinung, ein Kopf mit feinen und markanten Zügen, geistreich und von ungekünsteltem Witz und Humor, verstand es sehr, seine Zuhörer für Fach und Studium einzunehmen. Die Schüler zollten ihm hohe Verehrung." Erholung und Ausspannung fand mein Vater in seinen juristischen Studiensemestern im Freundeskreis des Corps Suevia, dessen Konkneipant er war und dem damals noch die äußeren Ansprüche und die Exklusivität des modernen Corpslebens abgingen.

Die beiden juristischen Examina wurden rechtzeitig 1865 und 1867 abgelegt. Die dazwischenliegenden Jahre der praktischen Ausbildung führten ihn von der Anfangsstation am Amtsgericht Konstanz ins Murgtal nach Gernsbach zu Amtsrichter Mallebrein, dem Abkömmling einer alten Konstanzer Familie; ferner ans Bezirksamt Lahr und endlich als Sekretariatspraktikanten ans Kreis- und Hofgericht zu Freiburg. Die gute Aufnahme, die er nach seiner zweiten Prüfung als Referendär auf den Bezirksamtern Lahr und Emmendingen bei seinen Vorgesetzten fand, veranlaßten ihn, längere Zeit an Eintritt in die Staatsverwaltungskarriere zu denken. Doch schreckten ihn die heraufziehenden Wolken des kirchenpolitischen Kampfes davor zurück. So trat er denn als Referendär bei Rechtsanwalt Schäfer, dem späteren Konstanzer Landgerichtspräsidenten, ein, der ihm in einem Zeugnis größte Gewissenhaftigkeit, unermüdelichen Fleiß und wissenschaftliche Durchdringung der Rechtsfälle nachrühmte. Im Dezember 1869 verband sich mein Vater mit Rechtsanwalt Alexander Mündel, einem lebenswürdigen Pfälzer aus Heidelberg und späteren Amtsrichter von Lahr, in Waldshut zu gemeinsamer Ausübung der Anwaltspraxis. In vollster Freundschaft schied er von diesem von ihm zeitlebens hochgeschätzten Kollegen, als ihn die Liebe zur alten Heimat und die erwähnte Aussicht auf einen größeren Wirkungskreis im Februar 1875 ans Kreis- und Hofgericht nach Konstanz zogen. Seitdem verlief sein Leben äußerlich schlicht in den Bahnen eines durch seine gewissenhafte Wahrnehmung der ihm anvertrauten Mandate beliebten Rechtsanwalts.

Die Waldshuter Jahre, die zugleich seine ersten glücklichen Ehejahre mit einer Lebensgefährtin waren, die diesen schönsten Beruf der Frau in seltener Hingebung erfüllte, legten den Grund für die geistigen Interessengebiete, mit denen er fortan sich die Erholungsstunden und Ferienwochen des oft aufregenden und aufreibenden Anwaltsberufs verschönte und verkürzte. Sie führten ihn über den Titlis in die Alpenwelt ein; sie ließen ihn allerhand Sprachstudien treiben; vor allem aber, sie gaben seinen geschichtlichen Interessen ein bestimmtes umrissenes Arbeitsfeld. Für die Jahre vorher kann ich nur durch einen Zeitungsausschnitt aus dem Jahre 1866 mit einem Artikel über damalige Pfahlbautenfunde im Überlingersee, ferner mit einem Hefte mit Auszügen zur Konstanzer Geschichte aus Buzelin, endlich mit einer selbstgefertigten Abschrift des „Chronicon Petrishusanum“ nach Uffermanns Druck sein landesgeschichtliches Interesse belegen. Die seine Federzeichnung des 1832 abgebrochenen Klosters Petershausen, die er der letzteren als Titelbild voransetzte, verrät, wie sovieler andere Blätter und Bleistiftskizzen, das geschulte Auge und den sicheren Stift eines künstlerisch veranlagten Geistes, dem übrigens in jüngeren Jahren auch manches schöne Gedicht gelungen ist.

Von Waldshut aus machte mein Vater häufige Ausflüge in den benachbarten Aargau. Sein lebhaftes Interesse für die Urgeschichte des Bistums Konstanz fesselte ihn bei dem Gedanken, auf den Trümmerstätten des keltisch-römischen Bindonissa, die sich auf liebliche Feldfluren und vier neuzeitliche Siedelungen verteilen, nach Altertümern

zu forschen und in den Geschichtsquellen die Nachrichten über das frühchristliche Bistum Windisch, den Vorläufer des Bistums Konstanz, zu sammeln und den Inhalt darstellerisch zu verarbeiten. Er wurde mit Rektor Haege in Brugg bekannt, der ihm als ortsfundiger Führer und mit Büchern aus der Bibliothek zu Brugg an die Hand ging. So kam es, daß mein Vater angefangene Studien über Vindonissa von Waldshut nach Konstanz mitbrachte und sie dort fortsetzte. Mehrere Briefe des gefälligen Rektors aus Brugg berichten über weitere Bücher sendungen nach Konstanz; es handelte sich um *Eschudis Gallia Comata*, um Hefte der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft, um Hallers Römische Helvetien und einiges andere. Ein Manuskriptheft über diese ersten Windischer Forschungen zeigt, daß ein Büchlein darüber im Plane meines Vaters lag, das die römische Geschichte des Ortes mit einer durch Bilder verdeutlichten Beschreibung der Topographie und der einzelnen römischen Altertümer verbinden, aber auch die wenigen Denkmalkreste des christlichen Bistums Vindonissa würdigen sollte. Die Arbeit kam nicht zum buchmäßigen Abschluß. Dennoch zog ihn das Problem immer wieder an. Eine Erweiterung dazu und zugleich die Brücke zu seinen Altkonstanzer Studien bildete ein Vortrag über das Bistum Vindonissa mit Würdigung seiner einzelnen Bischöfe und der wechselnden kirchlichen Provinzialzugehörigkeit desselben. Dieser Vortrag, den mein Vater dem evangelischen Pfarrherrn zu Windisch auf einem Sommerausflug vorlas, hätte längst den Druck verdient. Die Literaturangaben schon dieser ersten Arbeiten zeigen eine große Vertrautheit mit den maßgebenden Werken der Zeit, mit den Arbeiten von F. Keller, G. v. Wyß, Mommsen, H. Meyer, O. Zahn, Haller u. a.

Eine umfangreiche Exzerptensammlung, 1876 begonnen, sollte den Grund legen zu einer Geschichte von Konstanz und Umgebung in römischer und fränkischer Zeit. Sie enthält eine genaue Ausschöpfung von Quellen und Druckwerken und ist die wertvollste Frucht des Gedankenaustauschs und Bücherleihverkehrs meines Vaters mit F. L. Baumann. Außer den damals noch schwerer zugänglichen *Auctores antiquissimi* und außer den älteren Versuchen zur Frühgeschichte von Stadt und Bistum Konstanz, vor allem Manlius, finden wir hier die Ausbeute aus Stälins klassischer Geschichte Württembergs, weiterhin F. L. Baumanns eben erschienene eindringende Studie über Schwaben und Alamannen, v. Arx' St. Galler Geschichte, Pupifosers Abhandlung über die älteste Immunität des Bistums, die Bischofshöri und ihren Nachläufer, die Vogtei Eggen; E. Hegels Städteverfassung, G. L. v. Maurers quellenreiches Städtewerk, die ersten Bände der Deutschen Verfassungsgeschichte von Waiz sind darin ausgezogen. Die frühmittelalterlichen Quellen treten hinzu, so die Viten der Glaubensboten, die St. Galler Annalen, Ratpert, das Formelbuch Salomos III, die Gedichte Ermanrichs von Reichenau, der 1863 erschienene erste Band von Wartmanns St. Galler Urkundenbuch, Mohrs Schweizer Urkundenregister, die Werke des gelehrten St. Blasianers P. Neugart sowie die spätmittelalterliche Konstanzer Stadtchronik in der Ausgabe von Mone. Der Briefwechsel mit F. L. Baumann zeigt, daß an den Donaueschinger Bücherbezug auch die Freunde E. Scheu und F. Schöber angeschlossen waren. Freilich wird für den letztern Baumanns lakonischer Satz in einem Briefe vom 19. Dezember 1877: „Bücher über den Konstanzer Dombau gibt es nicht“ zunächst nicht sehr aufmunternd gewirkt haben.

Auf diesen Grundlagen aufgebaut, treten in den Konstanzer Vorträgen die Stoffe der ältesten Bistumsgeschichte in den Vordergrund. Vor politischen Gesinnungsgenossen gehalten, verfolgten sie den Doppelzweck, in einer aufgeregten Zeit im Sinne der katholischen

Volkspartei zu erziehen und zu belehren. Ein Grundzug im geistigen Wesen des Vortragenden, Achtung vor dem Heiligen und vor der kirchlichen Tradition, tritt überall hervor. Er nimmt den Abhandlungen manches an kritischem Wert; in schöner Form geboten, steht die Darstellung, wie sie sich aus den Quellen selbst ergibt, im Vordergrund. So schon in einem Vortrag über den hl. Kolomban, der im wesentlichen Anschluß an die Vita des Jonas gearbeitet ist. Ihre Fortsetzung fanden die Studien über das Bistum Windisch in einer wiederholt umgearbeiteten Abhandlung über Konstanz in fränkischer Zeit. Darin wurde die älteste Bischofsreihe untersucht und die mehr oder weniger beglaubigten Daten, besonders über die Bischöfe Johannes I. und Theobald selbständig über Neugarts Darstellung hinaus verarbeitet. Umso verdienstlicher, als die Quellenzusammenstellung der Konstanzer Bischofsregesten damals noch nicht vorlag. In mehrjähriger Forschung, an die ich mich noch gut erinnere, widmete sich dann mein Vater der großen Gestalt Salomos III, die er auf dem reichen Hintergrund der politischen und kirchlichen Zustände ihrer Zeit zu zeichnen sich bemühte. Es hat mich in diesen Tagen merkwürdig berührt, von seiner feinen Hand eine selbstverfaßte Überetzung des Klageledes Salomos III. an Bischof Dado von Verdun über die schlimmen Tage Ostfranzien's unter Ludwig dem Kind vor mir liegen zu sehen. Konstanz und Verdun vor tausend Jahren und heute! Mit der Person des Abtischofs Salomo III engverknüpft, fesselte ihn dann die ziemlich hoffnungslose Martyrergeschichte des zweiten Konstanzer Stadtpatrons, St. Pelagius, dessen sechzehnte Säkularfeier man im Konstanzer Münster im Jahre 1884 feierlich beging. Neben G. Brugier und F. Schöber war mein Vater die Haupttriebfeder, daß auch dieser kirchliche Gedenktag, wie dreizehn Jahre später die Jahrhundertfeier des Udalrichingers Gebhard, des Gründers von Petershausen, nicht achtlos vorüberging. Beidemale boten sich ihm daraus Gelegenheiten, die geschichtlichen Erinnerungen zu sammeln und ihre Kenntnis dem lebenden Geschlecht zu vermitteln. Graf Eberhard von Zeppelin, der langjährige hochverdiente Leiter des Bodenseegeichtsvereins, meinem Vater durch verwandte politische Ziele und durch seine regen historischen Interessen befreundet, stand damals, zu Anfang der 1880er Jahre, in besonders lebhaftem Verkehr mit ihm. Wie Graf Zeppelin das Konstanzer Römerkastell lange Zeit auf der Predigerinsel — der Stätte des heutigen Inselhotels — suchte, so wollte er auch das Martyrium des römischen Helden Pelagius, welches fromme Tradition jahrhundertlang in Konstanz vor sich gehen ließ, ebendahin verlegen. Er hat es auch fertig gebracht, daß Häberlins Meisterhand eine würdige Martyriumszene an einer der Kreuzgangswände des ehemaligen Inselklosters erstehen ließ. Die historische Unterlage dafür, die mein Vater anfangs beschaffen zu können hoffte, erwies sich aber als so brüchig, daß auch er sich später zu der einzig befriedigenden Annahme bekannte, daß es sich bei St. Pelagius um einen Martyrerleib handelt, den Salomo III von Rom in seine Konstanzer Bischofskirche mitbrachte. Denn diese letztere lief vor jenen tausend Jahren Gefahr, hinter den Reliquienschatzen der Nachbarabteien St. Gallen und Reichenau in den Schatten gestellt zu werden. Nur ungern verstattete mein Vater in den modernen Zeiten radikaler Hyperkritik der Annahme frommer Täuschung der Altvordern Raum. Er suchte pietätvoll zu retten, was sich halten ließ. Er stand auch gegenüber den Schattenseiten der Menschen im Interesse der Aufrechthaltung von Glaube und Autorität auf dem Boden eines früher vielvertretenen Grundsatzes, daß Milde des Urteils auch ein Gebot des Geschichtschreibers sei, der Gutes betonen, Schlechtes nicht ohne dringenden Anlaß hervorziehen solle. Das

Erziehliche und künstlerisch Aufbauende seines historischen Arbeitens, so bescheiden es äußerlich verlief, stand ihm im Vordergrund und überwog in gewissem Sinne das Gebot nüchternen Wahrheitsfindung.

Im Jahre 1881 begann F. Schobers Zeitschrift „Das alte Konstanz“, zu erscheinen: „Stadt und Diözese, in Schrift und Stift dargestellt; Blätter für Geschichte, Sage, Kunst und Kunsthandwerk, Naturschönheiten der Stadt und Diözese; Organ des Münsterbauvereins.“ Im Rahmen dieses vielversprechenden Programms sollten vierteljährliche Lieferungen ausgegeben werden. Die auf Großquart in künstlerischer Ausstattung erscheinende Publikation versprach im Vorwort Stoff auf Jahrzehnte hinaus. Die Verbindung mit dem unter Anregungen des Konradjubiläums und der Konstanzer Katholikenversammlung 1880 gegründeten Münsterbauverein trat durch Abdruck von Berichten und Gutachten über die Restaurationsarbeiten sowie in Abführung des Reinertrags an die Vereinskasse zutage. Schober begann mit einer Münsterbeschreibung, die durch mehrere Hefte fortgesetzt wurde. Es war die erste bau- und kunstgeschichtliche Würdigung, die auf eingehender Untersuchung aufgebaut war und, wenn auch nicht abschließend in den Ergebnissen, doch eine höchst schätzbare Unterlage für die staatliche Topographie der Kunstdenkmäler Badens in deren erstem, von F. K. Kraus bearbeitetem Bande bildete. Schober konnte dem genialen Freiburger Kunst- und Kirchenhistoriker darüber hinaus seine reichen Kenntnisse in mündlicher Beratung zur Verfügung stellen. Seine Darstellung, zu der Werkmeister Merk die Zeichnungen lieferte, bildet aber auch in letzter Linie die Grundlage für das neue Konstanzer Münsterbuch aus der kunstverständigen Hand von Dr. Konrad Gröber.

Mein Vater setzte als hauptsächlichster Mitarbeiter Schobers mit einer Abhandlung „Über den römischen Ursprung und die erste Anlage der Stadt Konstanz“ ein, die seine eigenen Quellenforschungen mit Fundberichten, die ihm Ludwig Keiner bereitwillig zur Verfügung stellte, zur ersten brauchbaren Abhandlung über das römische Konstanz ausgestaltete. Sie wird in der Konstanzer Geschichtsschreibung dauernd ihren Platz behaupten. Ihr gebührt vor allem das Verdienst, die Lage des Kastells an der Stelle des Münsters endgültig erhärtet zu haben. Der Initiative meines Vaters entsprang auch der Gedanke, in den schönen Hefen die alten Türme und Tore aus dem mittelalterlichen Konstanz im Bilde der Nachwelt zu überliefern. Sein Jugendfreund G. Gagg fertigte dazu die Zeichnungen an. „Könnten wir diese einstigen Zierden der Stadt, die eine nüchterne, verständnislose Zeit bis auf wenige niedergerissen hat, wieder an ihre Stelle setzen; sie würden derselben eine neue Anziehungskraft verleihen!“ So ruft die Einleitung dazu aus. Im zweiten Jahrgang 1882 begann mein Vater, auf jenen erwähnten Vorarbeiten weiterbauend, eine größere Abhandlung „Zur Geschichte von Konstanz in fränkischer Zeit“ erscheinen zu lassen, während Schober seine Baugeschichte des Münsters fortsetzte und den kulturgeschichtlich einzig dastehenden Konstanzer Gemäldezyklus über das alte Leinengewerbe aus einem Altkonstanzer Patrizierhause am Münsterplatz zum ersten Male den Konstanzern im Bilde vorführte. Die Arbeit meines Vaters ist im wesentlichen ein erster Versuch, für die dunkeln fränkischen Jahrhunderte den vorhandenen Nachrichtenbestand zur Geschichte von Stadt und Bistum zu sichten und zur Darstellung zu bringen. In einer größeren Anmerkung finden sich darin auch die Ergebnisse seiner Forschung über Bindonissa eingefügt. Wie die vorhandenen Entwürfe zeigen, war mein Vater an der Hand der verfassungsgeschichtlichen Literatur bis zur Erörterung der Fragen von Vogtei, Immunität und Immunitätsgerichtsbarkeit, überhaupt des Übergangs königlicher

Rechte auf den Bischof, vorgebrungen. Leider sollten diese späteren Teile seiner fränkischen Abhandlung nicht mehr zum Drucke gelangen. Denn im dritten Jahrgange schon schloß das so verheißungsvoll begonnene Unternehmen 1883 ein. Die zu kostspielige Anlage der Publikation und Veränderungen in der Druckerei haben diesen Unstern verschuldet. Es bleibt ein dauerndes Denkmal der Freundschaft des Grafen Eberhard Zeppelin mit meinem Vater und Schober, daß ersterer das letzte der ausgegebenen Hefte mit einer Abhandlung über den byzantinischen Humanisten Manuel Chrysoloras füllte, der während des Konzils in Konstanz starb und im Predigerkloster beigesetzt wurde.

Ein weiteres Manuskript meines Vaters wurde zwar noch in die Druckerei gegeben. Es bildete eine Ergänzung zu seiner Abhandlung über das römische Konstanz und war dem Mithrascult gewidmet. Schon in jener Abhandlung hatte mein Vater über die rätselhaften Skulpturen berichtet, welche im Tordurchgang des 1857 abgebrochenen Emmishofertores eingemauert waren, beim Abbruch leider verschleudert wurden und uns nur durch eine Handzeichnung von der zuverlässigen Hand Keiners überliefert sind. Keiner zeichnete sie in jungen Jahren ab und erblickte in ihnen ein Sonnen- und ein Katzenbild. Das Verdienst meines Vaters war es, den römischen Ursprung der Stücke wahrscheinlich gemacht und sie mit dem Mithrascult in Verbindung gebracht zu haben. Die angebliche Katze war ein gehörntes Mondbild, welches neben dem Sonnenbild im Mithrascult eine Rolle spielte. Das Problem wurde von ihm weiterverfolgt. Er verschaffte sich die Literatur dazu. Es gelang ihm, den Schwager Baumanns, verstorbenen bayrischen Kammerpräsidenten Dr. von Orterer, zu einem Vortrag in Konstanz zu gewinnen, in welchem dieser über die Mithrasfrage sprach. Jene Abhandlung mit Bildern wurde druckfertig gestellt und war bereits in Satz gegeben. Da ereignete sich ein böser Unfall. Infolge Besitzerwechsels in der Druckerei ging Manuskript mit Zeichnungen auf unaufgeklärte Weise verloren, selbst die Klischees waren nicht mehr aufzutreiben. Das bedeutete das Ende der schönen Zeitschrift „Das alte Konstanz“ und hinterließ in meinem Vater eine lange nachwirkende Verstimmung. Er stellte für Jahrzehnte die Drucklegung seiner geschichtlichen Aufsätze ein.

An der weiteren Ausgestaltung der populärwissenschaftlichen Vorträge dagegen, die der Konstanzer Männerverein veranstaltete, betätigte er sich noch immer. Sie hat ihm auch fernerhin manche wertvolle Bekanntschaft eingetragen. F. L. Baumann hatte ihm zuletzt für den Winter 1883—1884 einen Vortrag zugesagt. Er schrieb dann aber mit Rücksicht auf schwebende Münchener Berufungsaussichten am 16. Februar ab. „Ich kann jetzt, bis die Münchener Angelegenheit geregelt oder entschieden ist, nichts zusagen. Hoffentlich wissen wir Ende des Monats, woran wir sind. Erhalte ich den Ruf, so kann ich mich unmöglich noch zu einem Vortrage verstehen; dann muß ich über Kopf und Hals ein Kolleg ausarbeiten.“ Es ist nichts aus diesen Hoffnungen geworden; Baumanns großem Forschergeist ist die akademische Lehrkanzel, auf der er soviel hätte wirken können, verschlossen geblieben. Und doch welch großes Lebenswerk hat er hinterlassen! Auch ich gehöre zu denen, die ihm unauslöschlichen Dank schulden. Das freundliche Interesse, das mein Vater bei ihm gefunden, hat er seit dem Tage auf mich übertragen, an welchem ich ihm die Kadolfzeller Marktturkunde vorlegte, die mir als angehendem Obersekundaner im gastlichen Pfarrhose Friedrich Werbers in die Hände gefallen war. Noch eines andern Mannes, der meinem Vater in jenen Jahren näher trat, sei hier gedacht. Dicht am Waldrande der Thurgauer Wälder erhebt sich unweit Konstanz und grüßt in das Seetal hinab die alte Kapelle

Bernrain, die frühere Pfarrkirche von Emmishofen. Dort erfuhr ich, wenn ich als Junge mit Vater eintrat, die schauerliche Geschichte von dem bösen Buben, der für seinen Frevelmut an einem Kreuzifix wunderbar gestraft wurde, weshalb die Kapelle eine kleine Wallfahrt war. Dem damaligen Pfarrer Alfons Lauter war mein Vater in Freundschaft verbunden. Es war eine köstliche Persönlichkeit von höchstem Reiz der äußern Erscheinung: ein hochaufgerichteter Schwabe mit blondem, reichem Lockenhaar, großen blauen Augen und einer scharfgeschnittenen Nase im geistvollen Antlitz. Er lebte in der Schweiz als wie in einer selbstgewählten Verbannung. In den politischen Hoffnungen seiner Jugendzeit, die dem großdeutschen Staate gehört hatten, war er meinem Vater ebenso verwandt wie in dem Flug seiner Gedanken, dem starken historischen Sinn und der Verbindung von Jurisprudenz und Theologie. In letzterer Hinsicht lag der Fall bei beiden Männern nur umgekehrt. Mein Vater war von der Theologie zur Rechtswissenschaft übergegangen, aber zeitlebens ein halber Theologe und im Grunde seines Wesens ein ganzer Eingänger geblieben. Der nachmalige Pfarrherr auf Bernrain im Thurgau hatte in Tübingen zu den begabtesten Schülern des großen Pandektisten Brinz gehört, der ihn für die akademische Laufbahn vorzubereiten gedachte. Vom Zusammenbruch der großdeutschen Idee im Jahre 1866 waren beide, Lehrer wie Schüler, aufs äußerste erschüttert. Der letztere vertauschte darüber die Jurisprudenz mit der Theologie, suchte und fand dafür in der freien Schweiz ein Obdach. Eine Gelehrtennatur, die eine gute Feder führte, ist er gleichwohl geblieben. In seinen geschichtlichen Studien, die, wie hier besonders zu erwähnen ist, auch zu einigen Vorträgen im Konstanzer Kreise führten, ging Lauter mit Vorliebe den staatskirchenrechtlichen Problemen auf geschichtlicher Grundlage nach und war jahrelang einer der fleißigsten Benutzer des handschriftlichen Nachlasses von F. H. v. Wessenberg in der Konstanzer Wessenbergbibliothek. Später verfiel Lauter, der von schwacher Gesundheit war, nach einigen aufreibenden Basler Redaktionsjahren in der Stille des alten Römerortes Arbon eine kleine Kaplanei. Dort besuchte ich ihn noch als junger Freiburger Professor. Ich hatte mich unter seinem Dache mit Eifer auf die Erforschung der Beziehungen des Hochstifts Konstanz zu Stadt und Grundherrschaft Arbon geworfen. Wenn ich tagsüber Augen und Hände am Lesen und Abschreiben der Urkunden müde gemacht, stürzte ich mich, nur wenige Schritte von der Kaplanei entfernt, zu Füßen der Arboner St. Martinskirche ins laue Seewasser. Gelöst von allem Hemmenden, glücklich im Bewußtsein des tagsüber auf einem Gebiete schönster Heimatgeschichte Errungenen stiegen vor mir Willimar und Hiltipold, die ältesten Arboner Mönche, auf, indes sich die dunkle Silhouette des mächtigen Turmes der Bischofsburg, den die Zeit der Remmat und Konradins von Hohenstaufen errichtet hatte, im Abend-schimmer auf dem Wasser spiegelte und in seinem Kräneln belebte. Dort in Arbon durfte ich einige Tage später auf der Jahresversammlung des Bodenseegegeschichtsvereins über meine Arboner Forschungen sprechen. Es wird mir unvergeßlich bleiben, daß mir, gerade als ich das Rednerpult betreten wollte, ein Telegramm meiner Frau meine Berufung nach Breslau meldete. Wenn ich heute diese Zusammenhänge überschauere, so geschieht es in wehmütiger Erinnerung an den teuren Mann, von dem ich schreiben will. Denn ihm verdanke ich das alles in letzter Linie und im höchsten Sinne.

Während jener betrachteten Lebensjahre, die mein Vater mit historischem Schaffen ausfüllte, wuchs ich zum Schüler des Gymnasiums heran. Auf häufigen Gängen durch die alten Gassen der Stadt, durch Wiesen und Röhrich, durch Feld und Wald führte

er mich in die versunkene Welt ein, die ihn damals beschäftigte. Seinen Mithrasstudien verdanke ich den ersten Ausflug in den Hegau. Mit meinem zu früh verstorbenen Jugendgepielen Alfred Buschka nahm er mich mit auf den Hohenstoffeln. Das Hauptziel dieser Wanderung aber waren die merkwürdigen Skulpturen am romanischen Kirchenturm des Dorfes Welschingen, das schon im Namen nach der Römerzeit zurückweist. In diesen Steinen glaubte mein Vater damals noch römische Denkmalsreste erblicken zu müssen. Ich wurde bei seiner fast allabendlichen Lehre warm für die großen Zeiten und Männer der heimatischen Geschichte, für die Glaubensboten, Bischöfe und Abtgestalten, für kirchliche und klösterliche Erinnerungszeichen aller Art, für die Reste der alten deutschen Stadt. Alle diese Dinge verschmolzen unlöslich mit einem geschichtlich durchgeistigten Heimatsgefühl und empfingen daraus Wärme und Leben. Noch auf Jahre hinaus liefen mir dabei das Religiöse und das Geschichtliche in unlöslicher Durchdringung zusammen. So lebte die Geschichte in meinem Vater, und so wollte er die eigenen Bilder, an denen sein Herz hing, mir einprägen. Die Steine fingen mir an zu reden. Ich bekam den ersten Respekt vor der Wissenschaft, wenn ich mit ihm in die Wessenbergbibliothek ging und auf dem Nachhauseweg unter der Last eines der schöngebundenen Folianten der älteren *Scriptores*-Serie der *Momumenta Germaniae* seufzte oder Stumpfs dickleibige Schweizerchronik zu schleppen hatte.

Eines Tages kam er nach Hause und zog aus seiner Tasche ein völlig abgegriffenes Bronzestückchen, verwittert zum Zerfallen, heraus. Es war eine römische Münze, deren Bild und Legende nur noch in schattenhaften Umrissen zu erkennen war. Auf einem Grundstücke hatte er sie selbst gefunden; man könne wohl auf noch mehr hoffen; auch römische Topfscherben, feine rote *Sigillata*, lägen da umher. Ich quälte ihn, bis er mir widerstrebend den Platz verriet. Es war unweit des Schottenfriedhofs, wo damals das Haus der St. Vinzenzschwestern erbaut werden sollte. Mit dem langjährigen Freund des Vaters, Karl Scheu, dem umsichtigen Schöpfer dieser Wohltätigkeitsanstalt, verfolgte ich nun die Ausgrabungsarbeiten. Das Ergebnis war ein Kasten römischer Tonfragmente, einige Münzen und mehreres Undefinierbare. Vater, der von Bindonissa her schon einige Römermünzen besaß, der mir auch seit seiner Italienreise im Jahre 1879 stets viel von den Altertümern der ewigen Stadt erzählt hatte, lehrte mich die Münzen einigermaßen bestimmen. Eine erste Grundlage dazu bildete ein Konstanzer Hygealprogramm aus seiner eigenen Schulzeit, in welchem der erwähnte Professor Wörl die zahlreichen Münzen eines Depotsfundes aus der Seegegend beschrieben hatte. Soweit wir damit nicht auskamen, nahm er mich mit zum Bruder eines Schulfreundes, zu Zahnarzt Suhm, der die Muße seines Junggefellentums mit den Freuden eines Münzsammlers füllte. Die höchste Instanz aber bildete das Haus Leiner, wohin ich damals durch meinen Vater gebracht wurde. Leiners Schwiegervater, der alte Apotheker Baur, wohnte in einem Nebenhause des Malhauses, ein großer hagerer Mann mit langem, weißem Bart. Ich traf ihn unter lauter Siegellackmatrizen, Gipsabgüssen und Büchern. Er war in jenen Jahren der münzkundigste unter den Konstanzer Geschichtsfreunden. Der bekannte Wiener Foliant des 18. Jahrhunderts über das Münzkabinett der Hofburg diente ihm zur Wegeleitung beim Bestimmen der römischen Stücke. Wichtiger für mich aber war, daß mich jene Ausgrabung mit Ludwig Leiner selbst in nähere Beziehung brachte, jener einzigartigen Persönlichkeit aus altem Konstanzer Patrizierstamm, dem hochsinnigen Schöpfer der Rosgartenmuseums. Er ist uns schon mehrfach auf diesen Erinnerungsblättern begegnet. Es waren stärkste Ein-

drücke, die ich empfand, wenn ich aus dem bescheidenen Elternhause in die behäbigen, mit Ahnenbildern und geschmackvollem Zierat ausgestatteten Räume des Malhauses eintrat und mir aus einer breiten Fensternische das Lockenhaupt Keiners entgegengrüßte. Gebeugt über einen kleinen Tisch, zeichnete er hier seine unvergleichlich feinen Federzeichnungen und schrieb Worte dazu in zierlicher Mönchsschrift, wie ich sie nie mehr einen Mann der akademischen Stände habe schreiben sehen. Er saß damals an seinem Gedendbuch über das alte Konstanz, das eine Menge köstlicher Bilder aus Altkonstanz zusammenfassen sollte und für immer ein hervorragendes Denkmal seiner reichquellenden Liebe zur Natur und Geschichte seiner Heimat bleiben wird. Ludwig Keiner kannte meinen Vater von der eigenen Schulzeit her. In der Hingabe an das alte Konstanz, mochten sie dieselbe auch in verschiedenem Sinne auffassen, wußten sich beide Männer einig. Die scharfe Gegensätzlichkeit, die beide in den Grundauffassungen trennte, sie auch politisch verschiedenen Lagern zuwies, trat im persönlichen Verkehr zurück. Nur hin und wieder fiel bei meinem Vater auf unseren abendlichen Wanderungen durch die Gassen und Gäßchen der Stadt ein Wort des Bedauerns über die kurz zuvor in einer leidenschaftlich erregten Zeit durch Keiner veranlaßte Umbenennung der geschichtlichen Straßennamen, eine Tat, die bewußt eine Menge kirchlicher Traditionen von den Straßenschildern verschwinden ließ. Er konnte es nie verwinden, daß die St. Paulsgasse, die an eine der ältesten Kirchen der Stadt aus St. Konrads Tagen anknüpfte, dem tschechischen Reformator Platz machen mußte, dessen Verknüpfung mit Konstanz doch sehr zufälliger Natur war. Keiner trennte von meinem Vater eine bewußte Abkehr vom ganzen kirchlichen Mittelalter, eine Vorliebe für das Prähistorische und Altgermanische und eine ganze Weltanschauung. Das Mittelalter und was damit zusammenhing, überließ Keiner bald seinem Sohne, der sich über die große Zeit der mittelalterlichen Stadtgeschichte auf allen Gebieten eingehende Kenntnisse erwarb. Mit ihm, dem zeitweiligen Verwalter des Stadtarchivs Konstanz, verbindet mich seitdem eine immer enger und herzlicher gewordene Freundschaft. Gleichwohl, ich darf es wiederholen, boten sich zwischen meinem Vater und Ludwig Keiner Berührungen genug, die in landsmännischer Freundschaft von ihnen beiden gepflegt wurden und die mir unter Keiners Führung die Schätze des Rosgartens eröffneten. Wie Keiner und mein Vater im Bürgerausschuß Kulturinteressen der Konstanzer Geschichtspflege und Altertumskunde gegen manche Nörgelei gemeinsam verfochten haben, wie sie sich die Hand gereicht hatten, als mein Vater mit seinen Arbeiten über das römische Konstanz an die Öffentlichkeit trat, so ließ mich seitdem L. Keiner als jungen Mitarbeiter gelten, wenn es hie und da in der Stadt bei einem Neubau galt, die Fundamentarbeiten zu überwachen, weil römische Funde winkten. Den Höhepunkt dieser Sammelarbeit bildete der Umbau der ehemaligen Pfarrkirche St. Johann zu einem katholischen Vereinshaus, Ende der 1880er und Anfang der 1890er Jahre. Denn hier ergab sich eine reiche Ausbeute an römischer Keramik bis in die frührömische Zeit zurück, wichtige Leitfunde der römischen Besiedelung am Oberrhein. Das hatten wir freilich nicht sofort in Konstanz erkannt; aber mein Geschichtslehrer in Obertertia, Dr. Karl Schumacher, der verdiente heutige Direktor des römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz, stellte später den hohen Wert jener Funde von St. Johann fest, um deren vollständige und sorgfältige Vergung wir uns bemüht hatten.

Es war ein Hauptverdienst meines Vaters um das katholische Leben in Konstanz, den Gedanken der Wiedergewinnung jener ehrwürdigen Taufkirche des hl. Konrad, die,

seit 1819 zu einer Brauerei und Stallung zerschändet, dem Verfall entgegenging, erfolgreich betrieben zu haben. Mit opferfreudigen Gesinnungsgegnossen wie G. Brugier, F. Schöber, J. Wirth, M. Federspiel, A. Beutter und manchen anderen wurde die Sache in Angriff genommen, von Architekt Belzer kunstvoll durchgeführt, durch S. Deggelmann in unermüdlicher Hingabe verwaltet. Unter häufig erneuten Schwierigkeiten, um deren Behebung der verewigte geistliche Rat Brugier sich unvergängliche Verdienste erworben hat, bekam das katholische Vereinsleben in Konstanz damit ein Heim, welches der Stellung der Katholiken in der Stadt ungleich mehr entsprach als jene kümmerlichen Räume in der Rheingasse. Die Stadt selbst aber empfing damit zugleich den Schmuck eines wirkungsvollen Monumentalbaus. Er bedeutete zugleich ein Verdienst der Denkmalpflege um die Abwendung drohender völliger Vernichtung eines zwar schlichten, aber durch seine Geschichte ehrwürdigen mittelalterlichen Kirchenbaus, wie er dazu beitrug, eben diesen Schatz historischer Erinnerungen der kirchlichen Vergangenheit von Konstanz nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Wir hat der Bau von St. Johann zweierlei eingebracht. Die noch immer dunkle Frage nach Alter, Lage und Bauart des römischen Konstanz konnte durch jene Ausgrabungen erheblich gefördert werden. L. Leiner stellte städtische Mittel zur Verfügung und unterstützte die Ausgrabung sogar aus eigener Tasche. Mit Hermann Burk, dem liebenswürdigen Freunde des Altertums, wurden die Fundstücke geordnet und vielfach ergänzt. Wir beide durften uns des Beifalls von E. Wagner erfreuen, der als Konservator der badiſchen Staatsammlung uns bei der Arbeit aufsuchte. Die Geschichte des Chorſtifts und der Pfarrei St. Johann sodann, zu der mich mein Vater veranlaßte und die zunächst als kleine populäre Schrift aus Anlaß der Wiedergewinnung jener alten Kirche für edlere Zwecke gedacht und gewünscht war, steckte mir ein erstes größeres wissenschaftliches Ziel und brachte mich mit den Urkundenschatzen des Generallandesarchives in Karlsruhe und mit seinen Beamten in nähere Fühlung. Sie erwarb mir die dauernde Gönnerschaft von Fr. v. Weech. Als Beitrag zum Freiburger Diözesanarchiv, dessen Bestrebungen mein Vater seit den 1870er Jahren durch seine Mitgliedschaft förderte, aber auch in Buchform ist das Buch erst fertig geworden, als ich schon Professor war. Das meinem Vater und seinen geistlichen Freunden vom Konstanzer Münster zugedachte Widmungsblatt trug eine alte Dankeschuld darum zwar spät, aber hoffentlich nicht ganz unwürdig ab.

Eines Tages stieß ich in einem Sakristeiſchrank der Konstanzer St. Stephanskirche auf einen römischen Inschriftstein, der über das Recht an einer Grabstätte handelte. Nach römischen Inschriften fahndeten wir ja schon immer. Das war ein Endziel des Strebens meines Vaters, über das Ungewiß, das über den älteren Perioden des römischen Konstanz, ja über dem Namen des Ortes selbst liegt, durch die Auffindung eines Votivsteins oder einer sonstigen Inschrift hinauszukommen. Nachdem in jenen Jahren im benachbarten Schweizer Ort Eschenz der Keltenname Tasgetium entdeckt und damit eine Ptolemäusstelle sichergestellt werden konnte, war dieses Verlangen noch gewachsen. Es ist bis heute nicht befriedigt worden. Aber damals hatten wir doch plötzlich eine unbedingt römische Inschrift in der Hand. Wir suchten ihren Ursprung zunächst im römischen Konstanz selbst. Mein Klassenlehrer in Prima, Dr. Otto Rimmig, vermittelte eine Korrespondenz mit Zangemeister, dem bedeutenden Epigraphiker und Mitarbeiter Mommsens. Ich muß hier etwas nachholen. In den ersten Waldshuter glück-

lichen Ehejahren meiner Eltern gab es dort einen musikalischen Zirkel. Mein Vater spielte darin die erste Geige. Außer einigen angeregten und gebildeten Damen aus Frankfurt a. M., die wegen der Ereignisse von 1866 ihre freie Vaterstadt am Main mit einem freiwilligen Exil in der kleinen Waldstadt am Oberrhein vertauschten und dort schlecht hin „die Frankfurter Damen“ genannt wurden, gehörte ihm noch ein junger Gymnasiast, der Sohn eines praktischen Arztes im nahen Klettgausstädtchen Tiengen an, der sich gleich meinem Vater früh auf der Geige hervortat. Es war mein späterer Lehrer Otto Kimmig. Kimmig sandte also einen Bürstenabzug jener Inschrift an seinen eigenen Meister in Heidelberg, und dieser wieder erkannte sofort den vermutlich römischen Katakombentext und verwies uns auf Giuseppe de Rossi, den bedeutendsten Kenner der unterirdischen Martyrerkirchen Roms. Wieder war es mein Vater, der in selbstloser Bescheidenheit meine Briefe an de Rossi ins Italienische übersetzte. In kürzester Zeit kam aus Rom die Nachricht, daß der Text der Inschrift seit Angelo Mai bekannt sei, der ihn aus Sarampis Bericht über dessen Reise nach Deutschland entnommen habe. Letzterer aber hatte die Inschrift im Kloster Petershausen bei Konstanz 1772 gelesen. Dahin muß der Stein als eine Authentik mit römischen Reliquien, vermutlich in neuerer Zeit, gekommen sein. Nach der Aufhebung des Klosters Petershausen wanderten dessen Reliquien in benachbarte Kirchen, und so hatte auch St. Stephan seinen Teil abbekommen. Der Nachweis dieser Zusammenhänge entschädigte uns einigermaßen für die Enttäuschung darüber, daß wir keine Römerinschrift aus Konstanz selbst in Händen hatten, und ich war stolz, auf Kosten meines gütigen Vaters in de Rossis „Bolletino dell'archeologia cristiana“ als „erudito studente di Costanza“ in einem Artikel aus de Rossis Feder zu prangen.

Seit 1878 Mitglied des Bodensee-Geschichtsvereins, war mein Vater mit Graf E. Zeppelin und L. Veiner in Konstanz einer der eifrigsten Förderer dieses Vereins. Er lag seinem Herzen gleich nahe durch die geschichtlichen und naturgeschichtlichen Vereinsziele wie durch die willkommene Berührung mit einer großen Zahl geistig angeregter, trefflicher Menschen aus dem ganzen Bodenseegebiet. Wenn er auch nie selbst auf den Jahresversammlungen gesprochen hat, so besuchte er sie sehr häufig und nahm mich gelegentlich dahin mit. In dauernder Erinnerung haftet mir die Konstanzer Versammlung von 1886, wo ich mit ihm im Parkett des Konstanzer Theaters saß, während Moll Erinnerungen an Schefel vortrug, Veiner einen gereimten Überblick über seinen geliebten Rosgarten und die Konstanzer Geschichte darbot, Graf Zeppelin über die Zirkumskriptionsurkunde Friedrich I. von 1155 sprach und uns dabei einen lithographischen Abdruck jenes grundlegenden Stückes zur älteren Bistumsgeschichte in die Hand legte, indes nach ihm Baron Lochner auf der Bühne erlesene Stücke seiner Harnischsammlung demonstrierte und Benefiziat Schöber einen Bericht über die Konstanzer Münsterrestauration gab. Eine zweite Konstanzer Versammlung im Herbst 1895 gestaltete sich durch die Verbindung mit der Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine besonders glanzvoll und brachte mir, den Graf Zeppelin zum Sekretär des Lokalkomitees genommen hatte, mehr als eine wertvolle wissenschaftliche Freundschaft fürs Leben.

Die Jahre der väterlichen Erziehung gingen zu Ende; der Ernst des Berufslebens führte uns auseinander. Wären seine und meine ersten Träume in Erfüllung gegangen, so wäre ich wohl mein Lebtag in Konstanz geblieben, ihm zur Seite als Jurist, und hätte mich im Nebenamt am Stadtarchiv betätigt. Ich hätte dann das Glück seines dauernden Umganges bis zuletzt genossen. Ein entscheidender Brief von F. L. Bau-

mann hat mich der Rechtsgeschichte zugeführt und mich vom engern Rahmen von Heimat und Bodensee, von Stadt und Bistum Konstanz, losgelöst. Ein lieber, allzeit getreuer Jugendfreund, Dr. Hugo Baur, trat an des Vaters Seite in die mir zugedachte Stelle ein. Doch wirkte die väterliche Schule in mir noch lange nach. Und ich erlebte meinerseits die Freude, ihm aus den eigenen, im Universitätsleben gewonnenen Freunden manche wissenschaftlich und persönlich wertvolle Bekanntschaft zu vermitteln. Er verfolgte meine Arbeiten zur Konstanzer Geschichte, so die langjährigen Vorarbeiten zum Konstanzer Stadtrecht, die ich zu meiner Freude häufig unter dem väterlichen Dache in schönen Ferienwochen fortsetzen durfte, mit stets unvermindertem Interesse. Oft war ich betroffen durch seine Belesenheit in Literatur und Quellen zur älteren Geschichte, aus denen ich nicht selten Stellen vorgelesen bekam, die mir entgangen waren. Ja wir durften es erleben, daß er in den letzten Jahren seines Lebens, von mancherlei Sorgen, von politischer Inanspruchnahme und von der ausschließlichen Verantwortung für seine Advokatur durch die rührige Mitarbeit des jüngeren Kollegen befreit, nochmals nach dem geschichtlichen Griffel auslangte. Ehe es mir verstattet sei, darüber einiges wenige zu berichten, möge in Kürze der dazwischenliegenden weiteren Entwicklung seiner politischen Tätigkeit gedacht werden.

Obwohl er sich nie zu einer ihm wiederholt angebotenen Parlamentskandidatur entschloß, war er in den 1880er und 1890er Jahren der rührige Vorsitzende und Organisator seiner Partei im badischen Oberlande. Er trat häufig in öffentlichen Wahlversammlungen auf, leitete Rücksprachen mit den Vertrauensmännern, bediente die Presse mit Berichten und Leitartikeln und stellte sich seiner Partei bei den Wahlgeschäften selbst zur Verfügung. Es liegen Konzepte für manche Wahlrede aus sturmbewegter Zeit, von der Septennatswahl 1887 bis zur Reichstagsauflösung 1906, vor. Alle sind sie frei von Verunglimpfung des Gegners und getragen von hohem Gedankenschwung für seine kirchenpolitischen Ideale, die er im Einklang wußte mit echtdeutscher Liebe zu Vaterland und Volk. Indes ließ ihn der freiheitsliebende Zug seines Wesens auch beredete Worte finden, als die Parteikonstellation die Zentrumswählerschaft zur Unterstützung des freisinnigen Mandates aufrief, und es lag nicht an ihm, wenn dieses Verhältnis wieder gelöst wurde. M. Benedek schrieb seiner Witwe folgende Worte: „Es gereichte mir stets zu hoher Genugtuung, daß unsere politischen Beziehungen trotz politischer und religiöser Meinungsverschiedenheiten und trotz der veränderten politischen Konstellation allezeit gute und ich darf wohl sagen freundschaftliche waren.“ Außenpolitik trieb er nur insofern, als er die politische Entwicklung Italiens aufmerksam verfolgte. Denn er war durch seine italienische Lektüre und von seiner Italienreise her ein großer Freund Italiens und seines katholischen Volkes geworden. Seit den 1870er Jahren verband ihn ein herzliches Verhältnis mit seinem Sprachlehrer E. Molteni, auch nachdem dieser wieder Konstanz verlassen hatte und nach Italien zurückgekehrt war. Diesem italienischen Gesinnungsgenossen lieferte er manchmal einen Artikel für eine oberitalienische Zeitung zur Erweckung des politischen Lebens bei den italienischen Katholiken.

Die Geschichte der Konstanzer Zentrumspresse ist von ihren Anfängen und in den beiden ersten, mit äußersten Schwierigkeiten verknüpften Jahrzehnten ihres Daseins aufs engste mit dem Namen meines Vaters verknüpft. Er betätigte sich hier in größter Pflichttreue gegenüber dem gesteckten Ziele. Wir treffen ihn bei der Gründung und Ausgestaltung des Pressevereins, der nach manchen bitteren Erfahrungen der vorhergehenden Jahre dazu

dienen sollte, ein der Partei unbedingt dienstbares Organ zu schaffen und zu erhalten. Er präsierte den allwöchentlichen Sitzungen des Vorstandes, die ihm besonders am Herzen lagen und die jahrelang einen Kern des politischen Lebens der Konstanzer Katholiken bildeten. Er verteidigte in manchen aufregenden Presseprozessen die Redakteure des Blattes und bediente es vor allem, wenn auch zumeist anonym, mit Artikeln in wichtigen Angelegenheiten des allgemeinen politischen Lebens wie im besonderen in den inneren Fragen seiner Heimatstadt Konstanz. Er steuerte liebevolle Nachrufe auf verstorbene Freunde oder Gesinnungsgenossen bei, nicht weniger kleinere und größere Beiträge geschichtlichen Inhalts sowie Berichte über historische Vereinsversammlungen. Er unterhielt aber auch zu der benachbarten Zentrums Presse die besten Beziehungen, besonders zu der von ihm seit Beginn der 1870er Jahre mit warmem Interesse begleiteten „Freien Stimme“ seines Freundes Werber in Radolfzell.

Dem katholischen Vereinsleben in Konstanz und seinen sozial-charitativen Anstalten widmete er sich stets, soweit es in seiner Kraft lag. Sie alle, denen er in seinem St. Johann ein Heim und einen dauernden Sammelpunkt mitschaffen helfen wollte, zählten ihn zu ihren Mitgliedern. Im Dienstbotenverein St. Marienhaus war er der rechtskundige Berater seiner Freunde Schober, Luschka, A. v. Hofer. Bei der Ausgestaltung des St. Vincentius-Schwesterhauses treffen wir den schon erwähnten Schöpfer dieser ausgezeichnet wirkenden Anstalt, K. Scheu, häufig zu Beratungen in der benachbart gelegenen Stube des befreundeten Rechtsanwalts. Dem ehrwürdigen Frauenkloster Zofingen, dem einzigen der aus dem mittelalterlichen Klosterleben auf uns gekommenen Konvente, stand er in Zeiten der Bedrängnis bei. Der fanges- und musifrohe Mann, der schon unter Schmalholz die Rückkehr des Kirchengesangs auf dem Konstanzer Münsterchor zu strengeren cäcilianischen Grundsätzen als Bassänger miterlebt hatte, stand Brugier, Schober und dem treibenden Manne, Chordirektor Molitor, zur Seite bei der Gründung und dem Ausbau des Cäcilienvereins. Dies alles und mehr überschauend, durfte Erzbischof Nörber von Freiburg bei seinem Tode über ihn schreiben: „Was seit Jahrzehnten in Konstanz für Gott und die Kirche gerungen wurde, knüpft sich an seinen Namen, und darum trauern Tausende, die seither in der Gefolgschaft waren.“ Die Verleihung des päpstlichen St. Silvesterordens, die ihn zum 70. Geburtstage überraschte, war dafür sein tiefempfundener Lohn.

Seine politische Tätigkeit im Dienste der Zentrumsorganisation des badischen Oberlandes und seine Mitwirkung in den Vereinen konnte mein Vater mit zunehmenden Jahren jüngeren und kräftigeren Schultern überlassen. Als Nachfolger Edelmanns hatte Oberstiftungsrat Hug, meinem Vater vom Konstanzer Lyzeum her herzlich befreundet, die geistig führende Stellung im Konstanzer Zentrum übernommen, seit es der Partei gelungen war, mit dieser umsichtigen, in Fragen der Politik und des Wirtschaftslebens tief gebildeten Persönlichkeit den Reichstagswahlkreis Konstanz zu erobern und zu behaupten. Dagegen blieb mein Vater der Stadt Konstanz als eifriges Mitglied des Bürgerausschusses vierzig Jahre hindurch, fast bis zum Ende, treu. In schwierigen Zeiten, bald nach dem Sturze Stromeyers, war er in die Vertretung der Konstanzer Bürgerschaft eingetreten. Es war damals, als der neugewählte Bürgermeister Winterer der rücksichtslosen Parteiherrschaft eines antikatholischen Liberalismus seine Parole der Sammlung aller aufbauenden Kräfte und der Wiederherstellung des schwer geschädigten Bürgerfriedens entgegenstellte. Winterer war mit meinem Vater von Freiburg her wohlbekannt. In ihm fand er darum einen verständnisvollen Mitarbeiter bei dem nicht leichten Werke. Nicht um die Parteipolitik

ins Rathhaus und in den Bürgerausschuß hineinzutragen, bemühte sich mein Vater im Verein mit seinen Gesinnungsgenossen darum, eine angemessene Vertretung der katholischen Partei herbeizuführen. Es galt im Gegenteile, nach einer Ära ausschließlicher Parteiherrschaft Gerechtigkeit und Ausgleich wieder zum Eckpfeiler der Stadtverwaltung zu machen und wertvolle Kräfte der Bürgerschaft aus verdrossener oder verschüchterter Passivität zur Mitarbeit heranzuziehen. Im Stadtrate boten Männer wie Ruof, Veit, Mannhart, Luschka die Anknüpfungen. Für den Aufbau des Bürgerausschusses war der Weg parteipolitisch zugespitzter Wahlkämpfe nicht gangbar. Im Dienste des Bürgerfriedens strebte mein Vater im Einverständnis mit Winterer Kompromisse mit der liberalen Partei an, um mit gemeinsam vereinbarten Listen zu den Wahlen zu schreiten. Lange Jahre bewegte sich so die katholische Partei in der Rolle des Bittenden, dem eine Zahl von Sitzen im Bürgerausschuß zugestanden wurde und dessen Sprecher und Unterhändler jeweils mein Vater war. Als später der politische Kampf wieder schärfere Formen annahm, machten sich dieselben auch im Stadtparlament bemerkbar. Der an Einfluß und Stimmenzahl emporgewachsenen Zentrumsparlei erschien die Fortsetzung der Kompromißpolitik, wie sie mein Vater eingeleitet hatte, nicht mehr als angemessen und die damit erreichbaren Erfolge als zu geringwertig. Als darüber im Jahre 1894 ein Kompromiß nicht mehr zustande kam, und die Liberalen wie bisher auf ihre Liste katholische Vertreter aufnahmen, beschloß die Vertretung des Zentrums, daß die von den Liberalen einseitig auf die Liste gesetzten und gewählten Zentrumsleute die Wahl abzulehnen hätten. Mein Vater gehörte zu diesen und schied, der Parteiparole entsprechend, aus dem Bürgerausschuß aus. Er ließ sich indes auf Drängen der Parteifreunde unter Führung Federspiels, welches durch einen nachdrücklichen Brief von Schober aus Freiburg unterstützt wurde, im November des gleichen Jahres wieder bewegen, aus Anlaß einer zufällig eingetretenen Vakanz sich nochmals wählen zu lassen. Federspiel, dessen langjähriger, treuer Freundschaft sich mein Vater erfreute, und dessen Wort darum bei ihm stets viel wog, schrieb damals: „Im Hinblick auf die reichen Erfahrungen, welche Sie auf dem Gebiete der städtischen Verwaltung gesammelt, und auf das hervorragende Geschick, mit welchem Sie als Redner der Zentrumsparlei unsere Wünsche und Anträge verteidigt haben, legen wir das größte Gewicht darauf, daß Sie wiederum in das Stadtverordnetenkollegium eintreten.“

Im Konstanzer Stadtparlament trieb mein Vater zum Wohle der Stadt Kulturpolitik im guten Sinne. Er war daneben für Sparsamkeit im Stadthaushalte, ein warmer Vertreter des Mittelstandes und Handwerks, ein lebhafter Verfechter bedrohter katholischer Einrichtungen wie der Förderung kirchlicher Neuschöpfungen, so noch zuletzt des Petershauser Kirchenbaus. Für die Aufrechthaltung und wohlwollende Förderung des Lehrinstituts der Dominikanerinnen von Zofingen hat er manche Lanze gebrochen; Geschichte, Religion, heimatische Tradition liehen ihm die Argumente dazu. Er verfolgte es mit Schmerz, daß im Laufe der rasch sich vollziehenden Bevölkerungsbewegung unserer Städte der katholische Charakter seiner Heimatstadt Einbußen erlitt, und daß die offizielle Stadtvertretung immer mehr genötigt war, sich auf einen streng interkonfessionellen Standpunkt zu stellen und darüber alle katholischen Veranstaltungen, auch ganz große, unbeachtet zu lassen. Das Schicksal, das dem alten Schottensriedhof mit seinen vielen köstlichen Denkmälern und mit seiner Fülle trauriger Erinnerungen an liebe Verstorbene bereitet wurde, griff ihm ans Herz. Trotz alledem sank er nicht in Verdrossenheit. Er behielt bis zuletzt einen offenen Blick für alles, was dem Ansehen der Stadt nach innen und

außen dienlich sein, besonders aber auch, was ihre reiche Geschichte im Leben der Gegenwart zur Geltung bringen konnte. Er beklagte das Schwinden des historischen Sinnes in einer hastig vorwärtstreibenden Gegenwart; ihn jammerten die immer häufigeren und tieferen Eingriffe in den Restbestand des alten Städtebildes, wie ihn alle dagegen ankämpfenden Bestrebungen der Denkmalpflege zum begeisterten Vertreter hatten. Er unterstützte aufs wärmste alles, was der Sammlung der städtischen Altertümer, dem Rosgartenmuseum, dem Stadtarchiv, geschichtlichen Veröffentlichungen mit städtischen Mitteln, diente. Die leidige Theaterfrage verfolgte er mit Interesse. Die Bemühungen E. Ackermanns, F. Pöfflers, K. Schlötterleins, Dr. Dietrichs und anderer um Hebung des Kunstlebens und des Verkehrs begleitete er mit freudiger Zustimmung. Die Mittelthurgaubahn erschien ihm, dem Freunde der Schweiz und ihres freien Volkes, als eine willkommene Bereicherung der von ihm allzeit gepflegten freundschaftlichen Beziehungen. Die Eingemeindung von Allmiansdorf half er nach Kräften fördern.

Aus dieser Tätigkeit im Dienste der Stadtpolitik, die Entschiedenheit des eigenen Standpunktes mit freudiger Hingabe ans Gemeinwohl zu verbinden wußte, floß mancher fruchtbringende Antrag, manche gedankenvolle Ansprache, manches Wort zur Mäßigung. Ungejocht fand er, der schließlich der Senior der städtischen Kollegien war, die Anerkennung weiter Kreise. Vor allem erkannten der Nachfolger Winterers in der Leitung der Stadtgeschäfte, Oberbürgermeister Weber, und sein Mitarbeiter, Bürgermeister Haulik, den Wert dieser durch Lebenserfahrung, Sachkenntnis, Bodenständigkeit und Milde geleiteten Tätigkeit meines Vaters. In einem rückschauenden Briefe hat es Weber dem Verstorbenen selbst gegenüber ausgesprochen. „Im öffentlichen Leben sind wir uns begegnet, und ich darf sagen, daß der Ernst gepaart mit Milde, mit welcher Sie die Verhältnisse beurteilen, mir sofort einen bleibenden guten Eindruck gemacht hat.“ An die Witwe aber richtete ebendieselbe von Achern aus die Worte: „Er durfte zurückblicken auf ein reines Leben voll reicher und erfolgreicher Arbeit, edlen Strebens und unermüdlischen Schaffens für den Beruf, die Gemeinde und die Kirche. Wie selten einer verstand er es, den festen Willen in eine versöhnliche Form zu kleiden, und besonders in Gemeindeangelegenheiten war es seine entgegenkommende Art, die so oft auf den auch von mir angestrebten mittleren Weg leitete.“ Diese Sätze berühren sich nahe mit jenen andern, die ihm der erst kurz im Amte befindliche Oberbürgermeister Dietrich als Abschiedsgruß ins offene Grab nachrief: „Ausgestattet mit hervorragendem Verständnis für die Bedeutung der Bodenständigkeit, war die oberste Richtschnur seines Denkens und ganzen Handelns die Liebe zur Stadt und Heimat. Ausgerüstet mit einer gefestigten Weltanschauung und tiefen Überzeugung hat er es verstanden, auch die Überzeugung anderer in richtiger Weise zu schätzen und zu achten. In den zahlreichen Kämpfen, die in den vierzig Jahren, wo er in der Stadt tätig war, die Bürgerschaft oft zerrissen haben, war er immer derjenige, der zur Ruhe und Mäßigung gemahnt hat, und dadurch hat er sich ein bleibendes Verdienst erworben. Wenn wir seinen Tod aufs tiefste bedauern, so geschieht es besonders auch deshalb, weil wir nach dem Kriege alle Kräfte heranziehen müssen, um das neue Reich zu bauen, um neue Aufgaben zu lösen, und weil wir dann oft seinen Rat und sein Wort werden vermissen müssen.“ Diese Worte verdienen umso mehr hier festgehalten zu werden, als sie von einer Persönlichkeit ausgingen, die sich in diesem Augenblick in voller Unbefangtheit auf Grund von frischgewonnenen Eindrücken und Berichten zum Echo der Allgemeinheit gemacht hat.

Als Juristen von guter Schulbildung zeichnete ihn, wie wir es schon von seiner Waldshuter Referendarzeit vernommen haben, Sorgfalt in Herausstellung des Tatsächlichen und der Rechtsfragen aus. Die Umgestaltung der deutschen Gesetzgebung seit den Reichsjustizgesetzen erlebte er bewußt mit und war bestrebt, den neuen Rechtsstoff mit Eifer und wissenschaftlicher Gründlichkeit sich anzueignen. Die Ferienwochen im Gebirge waren oft genug der Erweiterung seines juristischen Wissens mitgewidmet. Über die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs hat er das Manuskript eines warmempfundenen, aufnahmefreudigen Vortrags hinterlassen. Auch die Judikatur der obersten Gerichte verfolgte er und machte sich für den praktischen Gebrauch darüber einen Notenapparat in seinen Textausgaben zurecht. Er war ein Rechtsanwalt von tiefer Auffassung der obersten Berufspflicht, Sachwalter der Gerechtigkeit zu sein. Selbstlos stand sein Rat dem Armen zur Verfügung; aber auch dem Vermöglichen gegenüber ließ er nie seine vornehme Auffassung des Parteimandats außer Augen. Angehörige aller Parteien und Konfessionen vereinte er jahrzehntelang in seinem Klientenkreise. Er war nicht nur der Rechtsbeistand des katholischen Klerus, sondern auch der ständige Vertreter des katholischen Oberstiftungsrates in manchen schwierigen kirchenrechtlichen Prozessen. Der Hegauadel zog ihn in seinen Rechtsangelegenheiten zu Rate; mit der Familie von Hornstein verband ihn nähere Freundschaft. Im Landvolke hatte er vielen Anhang und erwarb er sich reichen Dank. Das alt eingeseffene Israelitentum der Orte am Untersee besaß lange Jahre in ihm seinen gesuchtesten Rechtsanwalt. Bei seinen Berufsgenossen stand er in bestem Ansehen und war schließlich der Senior der Konstanzer Rechtsanwälte. Ein feinempfindender israelitischer Kollege schrieb seiner Witwe: „Ich habe keinen Anwalt je getroffen, der in gleicher Weise äußerstes Eintreten für die Partei mit der Noblesse des Standes vereinigte. Er war uns allen ein leuchtendes Beispiel.“ Nichts anderes besagten die von Herzen kommenden Worte, welche ihm nach jahrzehntelanger Berufsbekanntschaft Rechtsanwalt Winterer, der Bruder des Oberbürgermeisters, ins Grab nachrief: „Du warst ein Gerechter, nicht nur mit Worten und Lippen, sondern in Wahrheit und in der Tat, in nie versagender Betätigung der Nächstenliebe und in größter Selbstlosigkeit“. Das Vertrauen seiner Konstanzer Kollegen wählte ihn in den Vorstand der badischen Anwaltskammer. Namens des Landgerichts legte Präsident Fleuchaus, dem Verstorbenen von Waldshut her bekannt, Zeugnis ab über seine Pflichtfreudigkeit, und Minister Hübsch gedachte in warmen Kondolenzworten seiner Verdienste um die badische Justiz und den badischen Anwaltsstand.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens war es allmählich stiller um ihn geworden. Vom Partei- und Vereinsleben mußte er sich im Hinblick auf seine Jahre noch mehr als vorher zurückziehen. Doch weigerte er sich nicht, auch jetzt noch bei besonderen Anlässen hervorzutreten, um seine alten Freunde und die zahlreich hinzugekommenen jüngeren Gesinnungsgenossen durch die Kraft seiner Worte und den Inhalt seiner Rede zu erfreuen. Im übrigen lebte er, der sich stets nur wenigen in Freundschaft erschlossen hat, mit dem Einschmelzen seines Kreises zurückgezogener, verschlossener als sonst. Er übte zwar bis zum Tode nach Maßgabe seiner Kräfte seinen Beruf aus; seine Muße gehörte jetzt noch ausschließlicher als zuvor, nächst Gott und Gottesdienst, den Seinigen und der stillen Pflege mancherlei geistiger Interessen, die in seinem Inneren über Advokatur und Politik niemals erloschen waren und nun noch manche Spätfrucht zur Reife brachten. Daß er so einem in ruhiger Beschaulichkeit verlaufenden Lebens-

abend entgegengehen konnte, verdankte er, wir haben es schon angedeutet, nicht zuletzt der verständnisvollen Mitarbeit seines jüngeren Berufskollegen, der in so vieler Hinsicht auch die öffentlichen Aufgaben des älteren Freundes übernahm.

Fragen der heimatischen Geschichte, daneben aber und in viel größerer Ausdehnung, als vorher, Fragen der Naturwissenschaft fesselten ihn jetzt, insbesondere Geologie und Gesteinskunde. Die Erkenntnis, daß der reiche Schatz bodenständiger Tradition, den er in sich selbst verkörperte, dem Drängen einer rasch dahingleitenden neuen, in vielem weniger ideal gerichteten Zeit nicht werde auf die Dauer standhalten können, bedrückte ihn. „Es gibt keine alten Konstanzer und kein altes Konstanz mehr!“ so hat er oft ausgerufen. Der äußere Aufschwung der Stadt und der damit Hand in Hand gehende völlig neue Aufbau der Bevölkerung haben ja in der Tat einen grundstürzenden Wandel heraufgeführt. Durch die alten Gassen schreitet ein neues Geschlecht mit neuen Interessen; selbst der Bestand an einheimischer Sprache und Sitte hat beständige Einbußen zu verzeichnen. Nur noch einige wenige Familien können auf eine durch mehrere Geschlechter zurückreichende Blüte in der alten Bodensee- und Stadt zurückblicken. Die Leiner und Beutter, deren Hausrat und Wandschmuck noch von Väterzeiten zu uns spricht, stehen fast allein. Aber während es Jüngeren vergönnt ist, sich in die neue Zeit zu schicken und tatkräftig an ihrer Eigenart mitzubauen zu helfen, wird man es dem Ruhebedürfnis des Alters nach so manchen durchkämpften Jahrzehnten nicht verdenken; wenn es zu verzagen beginnt. Umso lebendiger warf er sich mit dem Feuer, das seine temperamentvolle Natur auszeichnete, noch jetzt auf neue Gebiete, in die Arme der ewig gleichbleibenden Natur, auf das Studium der Alpenwelt und ihrer Gesteine. Je mehr ihm das Alter verwehrte, nach dem Wanderstab zu greifen und durch Berge und Täler zu ziehen, umso emsiger sammelte er die Gesteinstypen in den Gletschergeschleichen des Seeufers und in den Riesgruben der Konstanzer Halbinsel. Er hinterließ davon eine nahezu geschlossene Sammlung von Typen, die er selber in sorgfältigen Schriften der näheren Bestimmung zugeführt hat. Das war die Freude seiner Spaziergänge, die er in Begleitung seiner einzigen Tochter als liebgewohnte Erholung bis zuletzt unternahm. Von dem Stein in seiner Hand schweifte der Blick hinüber über den blau-grünen See und hinauf zu den schneeweißen Alpenfirnen, und er ruhte nicht, bis er den Gebirgsstock wußte, von dem ihn der Gletscher der Vorzeit losgerissen und vor den Toren seiner Heimat Konstanz zum Spielball des Wellenschlags gemacht hat. So waren ihm die Steine nicht nur Steine, sondern Kunstwerk und Urkunde zugleich. Die umfassende Lektüre, die er jetzt den neueren Werken über Geologie und Urgeschichte der Erde zuwandte, diente ihm daneben zur Vertiefung seiner in langem religiösem Erleben gefestigten Weltanschauung. Er trat noch 1909 dem oberrheinischen geologischen Verein bei und verfolgte mit Interesse seine Veröffentlichungen.

Von der Gesteinskunde schritt er fort zum Studium des tektonischen Aufbaus der Alpenwelt. Er kannte schließlich jeden einzelnen Gipfel des Konstanzer Alpenpanoramas in seiner Verlagerung und geologischen Bedingtheit. Davon hat er ein lebenswürdiges Denkmal hinterlassen, das druckfertige Manuskript einer Beschreibung dieses Panoramas zu Nutz und Frommen aller bergesfrohen Konstanzer. Von seiner Hand gezeichnet, liegen die beizugebenden Profile gleichfalls vor. Das schlichte Vorwort atmet ganz seinen Geist, wenn er schreibt: „Wer die Alpenwelt nicht kennt und sich doch beim Beschau der prächtigen Alpenkette über Lage und Gestaltung der Bergkuppen einige

Rechenschaft geben will, dem mag die gedrängte Schilderung dienlich und vielleicht willkommen sein, mit der wir ihm in folgenden an die Hand gehen wollen. Wird dadurch der Wunsch und das Vorhaben geweckt, in die herrliche, uns so nahe Alpenwelt eine und die andere Tour zu wagen, dann umso besser. Dann wird freilich die geschaute Wirklichkeit der großen Gottesnatur unserer Alpen alles übertreffen, was Worte und Beschreibung zu bieten vermögen." Hoffen wir, daß sein Alpenbüchlein bald einen Verleger und die Mühen des Verfassers damit ihren wohlverdienten Lohn finden.

Aus dieser Alpenbeschreibung erwuchsen dann weitere Studien geschichtlicher Art. Wie uns M. Schulte in seiner Handelsgeschichte Südwestdeutschlands mit Italien die Bedeutung der Alpenpässe und ihrer Entwicklung für die Geschichte des Handels und seiner Richtungen, ja selbst für die Bildung staatlicher Verbände, erschloß, so trieb in bescheidenerem Umfang literarische Neigung meinen Vater jetzt dazu, die antiken Schriftsteller in bezug auf die ältesten Handels- und Verkehrswege der Alpengebiete zu durchforschen. Es erstand ihm daraus ein Gesamtbild der ältesten Alpenstraßen, die er in rüstigen Jahren so gern mit frischem Schritt und leichtem Gepäck durchwandert hatte. Als ihm diese Dinge unter der Hand reiften, hat er ein letztes Mal seine lang unterbrochenen, einst so anregungsreichen Vorträge wieder aufgenommen. Er sprach vor alten und neuen Gesinnungsgenossen. Seine Worte hätten einen breiteren Zuhörerkreis wohl verdient. Aber er blieb dem alten Zuhörerkreis treu und durfte sich dabei des Wandels der Zeiten freuen. Denn er sprach jetzt nicht mehr in dem niedern, von Petroleumlampen erleuchteten Vereinszimmer drunten in der Rheingasse, sondern in den stilvollen Räumen seines lieben St. Johann.

Ein zusammenfassender Vortrag verbreitete sich über die älteste Geschichte der Alpenwelt, über die Urvölker, die ihnen folgenden Kelten und ihre Verästelungen im Alpengebiet, über ihr staatliches und wirtschaftliches Leben. Er führte seine Schilderung herab bis zur vollendeten Eingliederung der Alpengebiete ins Römerreich, die ihm als die Vorbereitung für das Christentum und die älteste kirchliche Organisation erschien. Damit hatte er aber nach unten den Anschluß an seine um mehrere Jahrzehnte zurückliegenden Studien wieder gewonnen.

Einmal warm geworden, holte er aus der Mappe seiner geschichtlichen Kollektaneen die alten Manuskripte nochmals hervor und strebte danach, manches damals halbfertig Gelassene zu vollenden. Dem Kriegsjahr 1915 und dem letzten Jahre seines Lebens entstammt der kleine Aufsatz über den ältesten Namen der Stadt Konstanz, den wir im vorjährigen Vereinsheft zum Abdruck gebracht haben. Er bringt uns in der aus der Duplizität des Keltennamens Vitodurum für Winterthur und für das vorkonstantinische Konstanz entstandenen Schwierigkeit trotz aller Schlichtheit des wissenschaftlichen Rüstzeugs durch die eigenen Kerngedanken entschieden vorwärts. Eine zufällige Berührung mit Hermann Keußens monumentaler Topographie des mittelalterlichen Köln gab ihm ferner den Anlaß, der von ihm schon früher nach Bacmeisters Vorgang beachteten Parallele zwischen dem kölnischen „Berlich“ und der „Bärliisgrub“ in seinem aargauischen Windonissa nochmals nachzugehen und für die Deutung beider Worte als Bezeichnungen für ein römisches Amphitheater einzutreten. Ein kleiner Aufsatz, den er darüber unter der wohlgewählten Überschrift: „Sprachruinen“ ganz kurz vor seinem Tode zu Papier gebracht hat, sollte das letzte Zeugnis seines wissenschaftlich so regen Geistes sein.

Einige andere Stoffe hatten sich ihm schon in den Jahren vorher durch die neueste

Entwicklung seiner Heimatstadt nahegelegt. Daß die Konstanzer Augustinerkirche, in der mein Vater am 31. August 1860 seine Lebensgefährtin heimgeführt hatte, jahrzehntelang dem katholischen Kultus entfremdet war, war für ihn stets ein Gegenstand des Bedauerns gewesen. Umso freudiger ergriff ihn die im Jahre 1904 von den Katholiken durchgesetzte Zurückgabe dieses Gotteshauses an die römisch-katholische Pfarrgemeinde. Das war für ihn der Anlaß, in zwei Vorträgen der Geschichte dieser äußerlich schlichten Kirche eines ehemaligen Augustinerkonvents aus dem 13. Jahrhundert nachzugehen. Aus Druckwerken und Archivalien geschöpft, gefördert durch handschriftliche Aufzeichnungen eines alten Jugendfreundes, wurden diese beiden Vorträge in Form einer kleinen Gelegenheitschrift in Druck gegeben. Daß sie ihm die Freundschaft eines Würzburger Augustinermönchs eintrug, gereichte ihm zu großer Freude. Nicht minder, daß er es erleben durfte, wie die in ihrer Weisstünche unscheinbare Kirche unter der kunstsinigen Pflege des derzeitigen Stadtpfarrers Dr. Konrad Gröber, meines lieben Jugendfreundes, zu ungeahntem Glanze wiedererweckt wurde. Im Mittelschiff wurde ein kunstgeschichtlich höchst bedeutsamer Gemäldezyklus, ein Geschenk König Sigmunds für gastliche Aufnahme im ehemaligen Kloster, entdeckt und verständnisvoll restauriert. Herrliche Barockaltäre und mancher andere Zierat kamen dazu. Dr. K. Gröber selbst aber, der schon in jungen Gymnasialjahren mit mir und anderen Schulfreunden, mit Karl Ott, Wilhelm Weißer, Josef Vohr, aus dem Verkehr mit meinem Vater die Kraft seines Beispiels und die Anregungen seines historisch interessierten Geistes verspüren durfte, war ihm in den letzten Lebensjahren einer der wenigen Freunde geworden, mit denen er von alten Zeiten reden konnte und mochte. Wie schon der unmittelbare Nachfolger von F. Schober, der heutige Münsterpfarrer von Überlingen, den mein Vater im Tode grüßte, in die durch Schobers Wegzug nach Freiburg entstandene Freundschaftslücke eingetreten war, so erlebte mein Vater ein gleiches mit Dr. Gröber, dem fruchtbaren historischen und kunstgeschichtlichen Schriftsteller und Redner. Gröbers Konstanzer Münsterführer, den wir schon oben kurz erwähnt haben, hat das vollendet, was Schober im Verein mit meinem Vater seit 1875 geplant hatte.

Die rasche Vergrößerung des rechtsrheinischen Konstanz legte die Notwendigkeit kirchlicher Neubauten für beide Konfessionen nahe. In Zeiten tiefer Verständnislosigkeit für die geschichtlichen Denkmäler war hier vor achtzig Jahren die ehrwürdige romanische Basilika des Klosters Petershausen und mit ihr das Bischofsgrab St. Gebhards der Zerstörung verfallen. Als junger Rechtspraktikant in Gernsbach sah mein Vater das alte Kirchenportal mit seinen strengen Skulpturen, welches damals der Vernichtung entgangen war, als eisenumrankten Gartenschmuck im Garten des badischen Fürstenschlosses Eberstein drunten im tannenumgrüntem Murgtal aufgestellt. Abbildungen des abgebrochenen Klosters besaß er in seiner Bildermappe und wir hörten bereits, wie eine selbstgefertigte Abschrift des dem 12. Jht. entstammenden „Chroicon Petrishusanum“ zu seinen ältesten Quellen zur Konstanzer Geschichte zählte. Der Gedanke, daß nunmehr in Petershausen wieder eine Kirche erbaut werden mußte, veranlaßte ihn darum, der Geschichte des Klosters und der Kirche Petershausen wieder mehr nachzuforschen. Er hielt darüber auch mehrere Vorträge, die sich leicht hätten zu einem kleinen Buche ausgestalten lassen. Er kam dazu nicht mehr. Möchte der kommende Kirchenbau hierin sein Vollstrecker sein und einen würdigen Griffel zur Ausfüllung dieser seit lange klaffenden Lücke in der Konstanzer Geschichtschreibung finden.

Ein weiteres Ereignis der neuesten Stadtentwicklung, die Eingemeindung von Almansdorf, gab plötzlich den alten Beziehungen zwischen der Stadt Konstanz und der Deutschordensherrschaft Mainau, deren Hoheitsgebiet Almansdorf dereinst unterlag, ein neues Relief. Man hat es in Konstanz wohl bemerkt, daß bei Gelegenheit der festlichen Feier dieser Vereinigung mein Vater aus dem Stegreif eine lebensvolle Skizze der mancherlei verwickelten nachbarlichen Beziehungen zwischen der alten Reichsstadt und der Deutschordenskommende auf der lieblichsten der Bodenseeeinseln zum besten geben konnte. Er schürfte dann weiter, arbeitete das Buch des Freiherrn Roth von Schreckenstein gründlich durch und bot daraus seinen Konstanzer Freunden an einem Winterabend einen genußreichen Vortrag: „Ernstes und Heiteres, aus der Geschichte der Mainau.“

In seinen späteren Lebensjahren trat für meinen Vater neben den Bodensee-geschichtsverein der thurgauische historische Verein als eine rasch liebgewordene Gelegenheit alljährlichen Wiedersehens mit trefflichen Geschichtsfreunden aus der nachbarlichen Schweiz. Für die letztere und ihre vielgestaltige Geschichte hatte mein Vater ein besonders warmes Herz. Aus mancherlei Unerfreulichkeiten des Lebens auf dem Konstanzer Boden und aus den Mühen des Anwaltsberufes flüchtete er allzeit gerne in die „freie Schweiz.“ Er wanderte nicht lieber in ihren Hochgebirgen, als er das liebliche thurgauische Hügelland mit seinen grünen Matten, schattigen Wäldern, kühlen Wassertobeln und sorgenstillenden Weinbergen durchstreifte. Hier redete ja zudem alles von Zusammenhängen mit dem alten Konstanz, seinem Bistum und seinen Kirchen. Darum eben waren ihm auch die Jahresversammlungen des thurgauischen historischen Vereins, wie sie abwechselnd an einer dieser historischen Erinnerungsstätten stattfanden, eine besonders liebe Sache geworden. Sie trugen ihm die Freundschaft ausgezeichneter Männer wie Dr. Johannes Meyer, Hauptmann Stäheli und Professor Dr. Albert Büchi ein. Er hat dort auch einmal einen Vortrag über die „Grafensteine“ im Privileg Barbarossas für das Chorstift Konstanz von 1155 gehalten. Mit Verehrung zeigte er mir auf einer solchen Versammlung den würdigen Priestergeis Dekan Kuhn, den Verfasser der „Thurgovia sacra“. Lange Zeit war mein Vater dem historischen Lesezirkel dieses benachbarten Schweizer Geschichtsvereins angeschlossen, der ihm die Kenntnis neuerer geschichtlicher Literatur aus schweizerischen Gelehrtenkreisen vermittelte. Als einmal die hohe Garde der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz den Thurgauer Verein mit ihrem Besuche beehrte, da befand sich mein Vater auch im Kreise Meyers von Knonau und anderer Führer der schweizerischen Geschichtschreibung. Von Konstanz aus konnte man jeweils im Herbst längere Jahre hindurch, wenn nicht noch Otto Leiner mitging, meinen Vater und den ihm nach jeder Richtung so gesinnungsverwandten Freiherrn Dr. K. v. Rüpplin zu diesem Zwecke thurgauwärts pilgern sehen. Ist doch auch dieser Edelmann voll echter Altkonstanzer Art mit Konstanz und dem Thurgau durch die Geschichte seiner Familie aufs engste verwoben. Einen der glücklichsten Jugendtage erlebte ich mit meinem Vater auf einer solchen Jahresversammlung im Zollikofer'schen Schlosse Altenklingen. Ich war damals junger Münchener Student. Die Freigebigkeit der Schlossherren hatte uns in frohe Stimmung versetzt, Johannes Meyer eine seiner launigsten Ansprachen gehalten. Als es zum Ausbruch kam, zogen wir beide, Vater und ich, den zweistündigen Weg über die Thurgauer Höhe in milder Abendluft hinab nach Konstanz. Wir sind damals das einzige Mal im Leben untergefaßt gegangen und haben zusammen Studentenlieder gesungen.

Das alles liegt nun weit zurück. Wehmütige Erinnerung daran vermag nur das sichere Gefühl zu bestärken, wie viel Reizvolles seine Persönlichkeit umschloß, wie groß darum ihr Verlust für uns Zurückgebliebene ist. Seit Jahren hatten sich Vorboten des Endes eingestellt, zuerst bei einem Alpenspaziergang in Davos, wo er bei der Schwester eines lieben Konstanzer Freundes gastlich aufgenommen und gepflegt wurde. Seine trotz harter Jugend und trotz zarter Veranlagung zähe Natur leistete dem Allbezwinger lange Widerstand. Bis in sein letztes Lebensjahr blieb er geistig rege und körperlich frisch. Die hagere, asketische Gestalt, leicht vornübergebeugt, das tiefgefurchte ernste Antlitz belebt von einem Augenpaare, milde und lebendig zugleich, umrahmt bis zuletzt von kräftigen schwarzen Haupthaaren, schien noch immer ungebrochen. Erst im letzten Jahre verzehrte sich seine Kraft und ermüdete sein Herz. Er mußte im Gehorsam an seinen Arzt, der ihm die Krankentage durch Besuch und Zuspruch zu lindern wußte, liebe Gewohnheiten aufgeben: den allmorgentlichen Gottesdienst, den Frühspaziergang um den Stadtgarten, wo er so manches Jahr mit dem wackern Klub der „Strandläufer“ Grüße getauscht hatte, mußte die weiter gedehnten Spaziergänge beschränken und zeitweilig völlig unterlassen. Er machte sein Testament. Es ist kurz und enthält tiefernste Ermahnungen an seine Söhne und die Tochter. Es spricht von der Sorge um die gute Mutter, die er uns empfahl, und trifft schlichte Verfügungen über sein Begräbnis und die Grabeszier. Er wünschte still dahinzugehen. Sein Grab soll ein einfaches schmiedeisernes Kreuz schmücken, aufgerichtet auf einen Steinblock, zu dem er, der Freund der Steine, selbst die Gesteinsart wählte.

Seine letzten Wege gingen über den städtischen Turnplatz nach dem Rhein an der Schottenkapelle vorbei. Dieser freie Platz blieb für sein pietätvolles Gemüt, was er früher gewesen war, der alte Konstanzer Friedhof, in dem Eltern und Großeltern gebettet lagen. Gottversunkene Gedanken an Tod und Ewigkeit beschäftigten ihn seit langer Zeit bei Tag und Nacht. Auch der 1870 angelegte und seitdem wiederholt erweiterte städtische Friedhof war ihm eine traute Stätte häufigen Verweilens gewesen, war ihm ein aufgeschlagenes Buch der Vergänglichkeit, zugleich aber auch christlicher Lebenshoffnung und todbezwingender Freundesliebe. Er pflegte die Erinnerung an seine Toten treu und gewissenhaft. Für den Gebrauch seines täglichen Gebetes hatte er sich ein kleines Jahrbuch niedergeschrieben, in welchem die Todestage aller ihm Nahestehenden eingetragen waren, um ihrer aller zur rechten Stunde im Wandel des Jahres zu gedenken und keinen zu vergessen. Einen Unterschied der Konfessionen gab es darin für ihn nicht.

Nicht leicht hat es ihm der Tod gemacht. Erst nach mancherlei Mühsal und einer schweren Leidenswoche wurde er am Morgen des 2. Dezember 1915 von uns genommen. Das milde Priesterherz des geistlichen Rates Mamier, das tief in die Falten seiner reinen Seele geblickt, bereitete und geleitete sie zur Ewigkeit und war am Grabe der Vollstrecker seines Willens, aller Vergebung zu erbitten. Die Nachricht von seinem Tode rief in Konstanz und auswärts allgemeine Trauer hervor. Daß mitten im Weltkrieg der Heimgang eines Siebenundsiebzigjährigen, der sein Leben in größter Zurückgezogenheit beschloffen hatte, solche Teilnahme zu erwecken vermochte, bewies die hohe Achtung, die er sich in seinem langen Leben erworben hatte. Die „Konstanzer Nachrichten“ widmeten ihm eine Trauernummer mit einem von Freundeshand geschriebenen ausführlichen Nekrologe. Sein Wunsch nach einer stillen Beerdigung ließ sich gegenüber dem Drängen der Allgemeinheit nicht ausführen. Die Geistlichkeit,

die Berufskollegen, das Gericht, die Stadtverwaltung, die Parteigenossen und viele Männer aus dem gegnerischen Lager gaben ihm das letzte Geleite. Mehrere Freunde stellten sich von auswärts ein, darunter Hofrat Dr. Roder von Überlingen, den sein eigener 70. Geburtstag nicht davon abhielt, an diesem Tage nach Konstanz zu fahren und dem Sarge des Verewigten zu folgen. Die Worte, die an seinem Grabe aus berufenem Munde gesprochen wurden, die Kondolenzschreiben, die seinen Hinterbliebenen aus Nah und Fern, von Hoch und Nieder zungen, bezeugten das einstimmige Urteil, daß eine edle Persönlichkeit von lautersten Eigenschaften des Charakters dahingegangen war. Alle diese Kondolenzen, aus denen einzelne Gedanken uns schon entgegengetreten sind, verraten das ersichtliche Streben, zum Tode eines seltenen Mannes besondere Worte zu sagen. Sie dienen alle einem Ausdrucksziele und werfen oftmals mit wenigen Strichen auf das in Schlichtheit große Lebensbild des Verewigten wesenskündende Schlaglichter. Nur ein paar dieser schönen Zeugnisse seien darum hier noch herausgegriffen. Ein Berufsgenosse aus dem badischen Mittellande schildert ihn als „einen äußerst gewissenhaften, selbstlosen und von Gottes- und Menschenliebe überfließenden Charakter“ und meint von ihm: „Ich hatte bei jedem Zusammentreffen mit ihm das bestimmte Gefühl gehabt, mit einem Manne von heiligmäßigem Wandel zusammenzusein. Ich habe ihn wie einen Vater geschützt und geliebt.“ Ein mir befreundeter Professor an einer Konstanzer höheren Lehranstalt, dessen Vater jahrelang zu den politischen Mitarbeitern des Verstorbenen zählte, prägte über sein Wesen und Wirken die schönen Worte: „Niemand hat diesen herrlichen, bedeutenden und so bescheidenen und liebenswürdigen Mann gekannt, der jetzt nicht von echter Trauer um ihn erfüllt wäre. Was er für das katholische Leben in Konstanz getan und erreicht hat, ist unvergeßliches Werk. Wie viel Leben hat er nicht durch die Macht seines milden Vorbildes geschaffen und gehalten!“ Der große Menschenkenner von Haslach durfte ihm das Zeugnis ausstellen: „Er war ein Studiengenosse von mir und einer der liebenswürdigsten und edelsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen lernte.“ Die Schwester meines verstorbenen Vaten, Frau Klara Walliser geborene Winterer, fand das Wort: „Er lebte wie ein Heiliger, so gerecht und wahr, so einfach und anspruchslos, aber so fein und zartfühlend, wie ich noch niemanden gefunden habe.“ Eine adelige Dame aus Konstanz nennt ihn „den Bahnbrecher für den Katholizismus in Konstanz in fernen schweren Zeiten und bis zur Stunde.“ Der Geschichtschreiber des Konstanzer Konzils aber schrieb mir: „Ich habe vor 13 Jahren öfter Ihren Vater in Konstanz gesprochen und hohen Respekt vor seiner abgeklärten Denkungsart und wie er alles, auch Gegnerisches, zum Guten zu deuten wußte, gewonnen.“ Ich schließe diese Äußerungen mit den Worten, die der treubewährte jüngere Freund und Geschäftskollege Dr. Hugo Baur namens der Zentrums- partei des Seekreises an seinem Grabe gesprochen hat: „Karl Beyerle war jahrzehntelang der Führer der katholischen Volkspartei im Seekreis und der Zentrums- partei auch in unserer Stadt. Er wurde in stürmischer Zeit zu dieser Stellung berufen durch das Vertrauen seiner Gesinnungsgenossen. Er hat aus innerer Überzeugung und aus tiefpatriotischen Beweggründen sich am öffentlichen politischen Leben beteiligt und weil er es als ernste Gewissenspflicht ansah. Er hat all sein politisches Wirken letzten Endes aufgefaßt als Wirken für das Reich Gottes auf Erden. Wie selten einer hat er das große Erlebnis mit durchempfunden, das unser öffentliches Leben und unser Volk bewegte jetzt beim Beginn des Völkerringens. Er erlebte aus der Tiefe seines Wesens

die große seelische, patriotische und religiöse Erhebung und Geistesbewegung mit. Aus diesen Gefühlen hat er auch noch während des Krieges immer mit Gottvertrauen seinen Glauben gestärkt an die Größe und Zukunft des deutschen Vaterlandes.“ Der Zusammenklang all dieser Stimmen ergibt, daß er durch den innern Reichtum seines Wesens, durch seine aus tiefer Frömmigkeit geborene selbstlose Menschenliebe vielen vieles gewesen ist; den Seinigen war er alles, Gatte, Vater und unauslöschliches Vorbild.

Seine gute Begabung, von früh gepaart mit unermüdlichem Fleiß und treuer Pflichterfüllung, hätte ihn Höherem zuführen können. Die oft an Selbstentäußerung streifende Bescheidenheit und die äußeren Umstände, welche seine Lebensbahn formten, standen dem im Wege. Er war im Grunde eine wissenschaftliche, keine praktische Natur. Er war fürwahr aber auch so am rechten Platze. Wenige Jahre seines Lebens abgerechnet, wandelte er auf dem Boden seiner schönen Heimat Konstanz. Ihr blieb er von ganzer Seele tren. Im geistigen Leben der Stadt verkörperte er eine eigenartige Note in einziger Weise. Mehr verehrt als gefannt, schritt er dahin. Seine verschlossene, manchmal herbe Art teilte sich nicht leicht mit. Und doch trug er den Stempel des Liebenswürdigen. Er grüßte jedermann, um keinen zu übersehen. Da sein ganzes Tun im Dienst hoher Lebensauffassung verlief, versielen die Äußerungen seiner übergroßen Bescheidenheit niemals der Würdelosigkeit. Es lag etwas Franziskanisches im Wesen dieses Freundes der Schöpfung und ihrer Einzelwerke. Seine Seelenverfassung war allzeit von einem mystischen Einschlag der Gottinnerlichkeit durchwoben. Nicht umsonst zählten die Predigten Bertholds von Regensburg und die Schriften des großen Konstanzer Predigermönches Heinrich Suso zum Bestande seiner stets gepflegten religiösen Lektüre.

Aus seiner Glaubensüberzeugung schöpfte er Kraft und Lust zum Schaffen und zum Leben, zum Ertragen und zum Entsagen. Alle Betonung des Materiellen und Sinnlichen war ihm in der Seele zuwider. Seine politische Tätigkeit war, wie wir soeben aus Freundesmund vernommen haben, Dienst des Höhern, nicht Eigenstreben, darum aber auch gepaart mit einer in der härteren Gegenwart oft nicht mehr verstandenen Milde in der Beurteilung fremder Überzeugungen. Wenn seine vornehmen Waffen unvornehm pariert wurden, so hat ihn das oft geschmerzt, niemals aber zur Vergeltung hingerrissen.

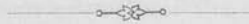
Überhaupt bedeutete seine ausgesprochene kirchliche Strenggläubigkeit für ihn nicht Absonderung von Andersdenkenden. Jeder sittlich gegründeten Weltanschauung brachte er die Achtung entgegen, die er für die Seinige im freien Rechtsstaate beanspruchte. Wie er von trauten Erinnerungen der Kindheit her des edeln Lebens von J. H. von Wessenberg stets in Verehrung gedachte, so war es ihm allezeit auch ein Bedürfnis, mit Männern des evangelischen Bekenntnisses in Fühlung zu sein. Seine versöhnliche Natur machte ihn darum in besonderem Maße dazu geeignet, Verbindungen über das Lager der eigenen Gesinnungsgenossen hinaus herzustellen und fruchtbringend zu gestalten. In seinen Waldshuter Jahren übte er die Rechtsanwaltschaft trotz des heftigsten Kulturkampfes vereint mit einem evangelischen Berufsgenossen aus. Mit Graf Zeppelin und andern Männern konservativ=protestantischer Richtung führte ihn nicht nur ein gelegentlicher gemeinsamer Reichstagswahlkampf zusammen. Seiner Beziehungen zum Führer der freisinnigen Volkspartei in Konstanz wurde schon gedacht. Er schätzte das interkonfessionelle Moment im Bodenseegeschichtsverein sehr hoch. Seine tägliche Kaffeegesellschaft im Injehlhotel

fand er unter Männern der verschiedensten Richtung. Mit dem feingebildeten Hause Waag-Breit, mit dem langjährigen Stadtverordnetenobmann Baumeister Blattner verband ihn aufrichtige Freundschaft. Mein Jugendfreund Wilhelm Waag, der evangelische Stadtpfarrer von Salem, schrieb mir darüber zu Vaters Tode: „Laß mich Dir sagen, daß Deiner verehrten Eltern Familienleben uns und mir immer den Schimmer einer echtdeutschen, echtchristlichen Ehe getragen hat und daß das Bild Deines seligen auch uns gegenüber immer so gütigen Vaters von diesem Schimmer verklärt in mir weiterleben wird.“ Der Sohn Blattners aber, mir gleichfalls von der Schule her befreundet, legte mir das Zeugnis ab: „Unsere Väter waren trotz aller politischen Gegensätze sehr befreundet und sprachen nur mit größter Hochachtung voneinander, ein Umstand, den man bei heutigen Zeiten ganz besonders erwähnen darf.“ Aus der Mitte der evangelischen Gemeinde von Konstanz aber stammen die schönen Worte: „Selbstlosigkeit und wahre Herzensdemut, das waren die hervorstechendsten Eigenschaften und die Zierde des Heimgegangenen. Für uns Überlebende aber bildet solche Demut die Zierde der in Jesu Gewurzelten und Befindlichen.“

Noch sei es gestattet, eine Bemerkung über die allgemeine politische Entwicklung des Verstorbenen zu machen. Vom großdeutschen Ideenkreise kam er her. Er verband mit der Loyalität zu seinem badischen Fürstenhause herzliche Sympathien für Österreich. Das Jahr 1866 und der Kulturkampf machten es freilich zunächst auch ihm schwer, sich mit der Neuordnung der deutschen Dinge zu befreunden. Sein starkes Freiheitsgefühl und seine tiefe Überzeugung vom Werte der Religion empörten sich gegen jede Bedrückung der religiösen und politischen Meinung. Es rollte ja auch ein Tropfen Schweizerblut in seinen Adern. Seit sich indes die Wogen des politischen Konfessionskampfes etwas gelegt hatten, empfand er eine immer wärmere Verehrung für seinen erlauchten Landesherrn, Friedrich von Baden, dem er gegen Ende seines Lebens für mehrere Auszeichnungen persönlich danken durfte. Auch das Autoritätsbewußtsein und bekenntnisfreundige Christentum Wilhelms II. weckte in ihm ein begeistertes Echo. So erschien ihm an seinem Lebensabend die Waffenbrüderschaft Deutschlands und Österreichs im Weltkriege als das größte Erlebnis, als die ungeahnte und darum umso eindrucksvollere Verwirklichung des Traumes von 1859. Mit hingebungsvoller Nächstenliebe stellte er sich in den Dienst der städtischen Kriegsfürsorge. Der Stadtverordnetenvorstand Vohr durfte ihm auch dafür im Tode bezeugen, „daß er dabei mit seinem weisen Rat manche bittere Not zu lindern geholfen hat“. Ich sah ihn in großer Rührung, als wir von der Terrasse des Kaufhauses aus den begeisterten Einzug und Empfang verwundeter österreichischer Waffenbrüder erleben durften. Es war, als ob ein hundertjähriges Unrecht ausgewischt worden wäre.

Nun habe ich soviel geschrieben zum Lobe des Mannes, der mir Vater gewesen ist. Fast schäme ich mich dessen. Lebte er noch, so müßte ich fürchten, daß er mir mein Manuskript vor dem Druck wegnähme und es bis zu den griechischen Kalenden in seinen Schrank schloße, wie mir das einigemal in der Jugend mit verfrühten Versuchen dichterischer Gefühlsäußerung ergangen ist. Dennoch hoffe ich beim Leser auf Nachsicht und Vergebung. Meine Schilderung galt ja nicht nur der seltenen Persönlichkeit des von uns Genommenen. Sie meint in ihm und mit ihm vielmehr wichtige Ausschnitte aus dem Bild einer Zeit und ihrer geistigen Kultur festzuhalten, die unter den denkwürdigen Läufern im Leben der alten Bodenseeestadt nicht an letzter Stelle steht. So darf ich vielleicht hoffen, einem zukünftigen Geschichtschreiber nicht ohne Dank von Menschen und Dingen

erzählt zu haben, die dort im letzten Menschenalter gewandelt haben und geschehen sind. Heute schon leben wir in einer vielfach veränderten Welt, und was birgt nicht alles die Zeit nach dem größten Völkerringen Europas in ihrem dunkeln Schoße und wird es überall in Stadt und Land zur Auswirkung bringen? Darum kommt auch einer Einzelpersonlichkeit, trotz aller feinen Ausmeißelung des Individuellen in ihr, typisch wertvolle Geltung zu, die es lohnt, ihr eine Stunde der Betrachtung zu widmen. Denn aus Menschentun und Menschenchickal baut sich die Geschichte auf. Der Tote, dem wir diese Stunde geschenkt haben, nahm mit sich ins Grab die Traditionen der Kleinwelt unserer Väter. Trotz aller Beengtheit und Bedingtheit waren sie gefüllt mit dem Abglanz und der Schwungkraft hoher Ideale des Geistes und der Sittlichkeit. Die Triebkräfte aber, aus denen alles hervorquoll, was uns an ihm liebenswert und vorbildlich erscheinen kann, entstammen dem ewig fruchtbaren Urgrund der christlichen Weltanschauung. Auf diesem Goldgrund das Lebensbild eines teuern Mannes zu zeichnen, ist Wonne und Andacht zugleich. Möchte es des Vorwurfs nicht zu unwürdig ausgefallen sein. Sein Leben war die unverrückte Verwirklichung der Worte, die er mir beim Auszug aus dem Elternhause auf die Universität ins Stammbuch schrieb und mit denen ich schließen will: „Die Erde der Weg — der Glaube die Richtschnur — die Tugend das Steuer — der Himmel das Ziel!“



Das Finanzwesen der Deutschordenskommende Mainau im Jahre 1414.

Von

Dr. Karl Otto Müller

Ravensburg.

Für die Geschichte der Insel und der Deutschordenskommende Mainau bildet noch heute das gründliche, aus dem vollen Vorn des alten Mainauer Deutschordensarchivs schöpfende Werk von K. H. Freiherrn Roth von Schreckenstein, ehemaligem Direktor des Großherzoglichen Generallandesarchivs, die hervorragendste, für den Forscher allein in Betracht kommende, gedruckte Quelle,¹ wenn auch seit seinem Erscheinen (1873) nummehr schon 40 Jahre verstrichen sind. Obwohl dieses Werk eine verhältnismäßig sehr ausführliche Geschichte der Kommende Mainau bietet, so entfallen doch — nach einem ziemlich eingehenden, allgemein orientierenden Kapitel über die Stellung eines Komturs in der Mainau und das Leben im dortigen Ordenshause und zwei weitem über die Mainau vor Ankunft des Deutschordens im Jahre 1272 und die Gründungsgeschichte der Kommende — auf die Schilderung der Geschichte der Kommende in den sechs Jahrzehnten von 1370—1430 bei einer Darstellung von (225 bezw.) 316 Seiten nur ganze 6 Seiten. Sie betreffen zudem meist nur Nachrichten über Erwerb oder Verkauf von Gütern durch die Kommende. Hieraus ist am besten ersichtlich, wie spärlich für jene Zeit die Quellen für die Geschichte der Kommende Mainau wie überhaupt der süddeutschen Valleien des Ordens im allgemeinen und der Vallei Elsaß-Schwaben-Burgund (zu der die Kommende Mainau zählte) im besondern fließen.

Erheblich umfangreicher und belebter würde die Darstellung in jenem Werke geworden sein, wenn dem Verfasser ein handschriftlicher Band bekannt geworden wäre, der erst vor kurzem vom württembergischen Kameralamt Laupheim (offenbar ursprünglich von Altschauen, dem langjährigen Sitz des Landkomturs der Vallei, stammend) auf dem Wege über das königliche Finanzarchiv an das königliche Staatsfilialarchiv in Ludwigsburg gelangt ist. Dieser Band enthält neben Jahresrechnungen anderer Kommenden der Vallei auch die Jahresrechnung, d. h. das vollständige Verzeichnis der Einnahmen und Ausgaben, außerdem der Schulden, ferner der Mitgliederzahl u. a. der Kommende Mainau, datiert vom Jahre 1414.²

¹ An Urkunden allein sind rund 3000 an der Zahl vorhanden, dazu zahlreiche Aktenfaszikel, die alle von dem Verfasser dieses Werkes verwertet wurden, soweit sie Bemerkenswertes boten; auch Archivalien des ehemaligen Mergentheimer und des Königsberger Deutschordensarchivs wurden von ihm zur Benützung herangezogen. Das Werk zerfällt in drei Teile: S. 1—225 die Darstellung der Geschichte; S. 226—316 die Beschreibung der einzelnen Besitzungen der Kommende Mainau in alphabetischer Reihenfolge der Ortschaften; S. 317—403: 153 Urkunden und Regesten. Zur Geschichte der in dieser Veröffentlichung genannten Ortschaften sei auf diesen zweiten, topographischen Teil des Werkes verwiesen.

² Über die Finanzlage der gesamten Kommenden der Vallei Elsaß-Schwaben-Burgund und die sonstigen Ergebnisse für die Finanz- und Wirtschaftsgeschichte der Vallei habe ich an anderer Stelle (Historisches Jahrbuch 1913, S. 781—824) gehandelt. Die Jahresrechnung der Kommende Altschauen

Wenn Aufzeichnungen finanzieller Art schon bei Städten mit ihrer früher ausgebildeten Finanzwirtschaft für Süddeutschland und jene Zeit eine Seltenheit sind, so ist dies noch mehr der Fall bei derartigen kleinen, Klöstern hinsichtlich der Finanzwirtschaft gleichzustellenden, schwach besetzten Kommenden von Ritterorden. Das Stück darf als Unikum für die Deutschordensgeschichte Südwestdeutschlands und der Westschweiz angesehen werden; aber auch bei den anderen Balleien Mittel- und Norddeutschlands (mit Ausnahme des Ordenslandes), wie Oesterreichs sind solche Aufzeichnungen aus dieser Zeit meist nur von einzelnen Kommenden vorhanden bzw. bekannt.

In dem Papierband (Schmalfolio), in dem diese Jahresrechnungen enthalten sind, findet sich die Mainauer Jahresrechnung an zweiter Stelle, nach derjenigen von Altschau, dem damaligen und späteren Sitz des Landkomturs, auf 13 Folioblättern (ohne Seiten- oder Blattzahlen). Ich lasse zunächst den Text der Jahresrechnung wörtlich folgen und füge zugleich in Anmerkungen die nötigen textkritischen und sachlichen, insbesondere geographischen Erläuterungen bei und gebe alsdann in Form eines Schemas die finanziellen Ergebnisse der Abrechnung, die „Bilanz.“ Den Schluß bildet dann die Darstellung der Ergebnisse, welche sich aus der Rechnung für die Wirtschafts-, Finanz- und Ordensgeschichte ziehen lassen. Wiedergegeben ist laut der Einleitung die „Bilanz“ des Finanzjahres Martini 1413 bis Martini (10. XI.) 1414. Die Rechnungsabnahme für die Kommende Mainau geschah am 23. November 1414 durch den Landkomtur der Ballei, Marquard von Königsegg und den Trappierer des Hauses Weuggen (Bruder) Johann Werner.

Mayenow jarrechnung.

Anno domini MCCCC und in dem XIII. jare uff den fritag nach Sant Elsbetten tag [23. XI. 1414], do verhorten wir brüder Marqwart von Künegsëgg, Lantkomtür zû Elßak¹ u. brüder Johans Wernher Trappirer² zû Buchein,³ des huses rechnung, die sich verlöffen hat von ainem sant Martinstag bis uff den andren nechst vergangen, alles innemen u. ufgeben des vergangen jares. Do stund das hus an nutzung an schulden u. an allen andern stuken als hie nach geschriben stat.

I. Das Innemen.⁴

Item⁵ 287 \bar{n} 5 β 1 \mathfrak{z} bleip im trisel.⁶ 3 \bar{n} \mathfrak{z} von Stephan Müller von

wird in den württembergischen Vierteljahrsheften, die von Freiburg i. Br. und Weuggen in einer badischen landesgeschichtlichen Zeitschrift veröffentlicht werden. „Das Finanzwesen der schweizerischen Deutschordenskommenden im Jahre 1414“ ist von mir im Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, Band XXII, Heft 2, dasjenige der elsässischen Kommenden im Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 1914, S. 200—251, behandelt worden.

¹ Derselbe war 1411—1437 Landkomtur; s. Voigt, Geschichte des deutschen Ritterordens I, Seite 668.

² Der Trappierer war ein Ordensbruder, der die in allen Kommenden vorhandene Trapponei (Trapperei) verwaltete, d. h. die Aufsicht über die Anfertigung der Kleider der Konventsbrüder, über die dazu erforderlichen Vorräte von Tüchern, Leinwand u. dgl. (Voigt a. a. O. I, 258).

³ Buchein = Kommende Weuggen am Rhein bei Säckingen (Baden).

⁴ Die römischen Ziffern der Rubriken stammen von mir.

⁵ Ich lasse das sich bei jedem Eintrag wiederholende Wort Item fortan weg. Die Ziffern sind sämtlich im Original lateinische, die ich, zumal da sie sich wegen der vielfach vorkommenden Bezeichnungen für $\frac{1}{2}$ (s. B. iij^o = 2 $\frac{1}{2}$ Hundert = 250, V = 4 $\frac{1}{2}$ usw.) im heutigen Drucke nur schwer mit lateinischen Ziffern wiedergeben ließen, durchweg in deutsche Ziffern umsetze.

⁶ trisel = thesaurus, Schatz, Hauskasse. Der Treßler, Hauschatzmeister, führte als verantwortlicher Verwalter aller Geldangelegenheiten des Konvents alle Zins- und Rechnungsbücher über alle Einnahmen und Ausgaben.

Mülhalden.¹ 1 \bar{u} $\text{\textcircled{S}}$ von Hans Musy an seiner alten schulden. 4 \bar{u} 8 β 1 $\text{\textcircled{S}}$ von unsern gemeindern, als sie vernet uff Martini schuldig blibent 1 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 4 β $\text{\textcircled{S}}$ von Haintzen Elersingers seligen wip von Dingelstorf,² als man mit ir von irs mans seligen vall von ungenossame wegen taitt. 2 \bar{u} 8 β 2 $\text{\textcircled{S}}$ von Gretten Mesnerin, Ulin Mesners seligen wip von Wolmatingen,³ 7 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 5 β von alten cleinen zehenden, 15 \bar{u} 1 β von alten todfehlen.⁴ 35 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 4 $\frac{1}{2}$ β 4 $\text{\textcircled{S}}$ von Zethabner, die er vernet uff Martini schuldig bleip. 3 $\frac{1}{2}$ \bar{u} β von dem Hessen zu Lützelstetten.⁵ 16 β $\text{\textcircled{S}}$ von alten pfenning zinsen zû Tettingen.⁶ 66 \bar{u} 8 β 3 $\text{\textcircled{S}}$ von ewigen zinsen zû Mayenow und zû Tettingen. 3 \bar{u} $\text{\textcircled{S}}$ von Bürg Stegreiff zû zins von der bürg zu Tettingen.⁷ 1 $\frac{1}{2}$ \bar{u} $\text{\textcircled{S}}$ von Haintz Jacob von dem far⁸ zû Dingelstorf zins. 8 β $\text{\textcircled{S}}$ von Hans Eblin zû Walahußen⁹ zû zins von den risern¹⁰ daselbs. 33 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 1 $\frac{1}{2}$ β von cleinen zehenden, 1 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 1 β $\text{\textcircled{S}}$ von dem win zehenden zû Radrach.¹¹ 1 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 7 $\frac{1}{2}$ β $\text{\textcircled{S}}$ von opher. 14 \bar{u} 3 β $\text{\textcircled{S}}$ von todfehlen.⁴ 6 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 7 $\frac{1}{2}$ β $\text{\textcircled{S}}$ für 401 hûn. 35 \bar{u} 4 $\frac{1}{2}$ β 4 $\text{\textcircled{S}}$ für 82 mutt $\frac{1}{2}$ virtel kernen.

28 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 5 β 4 $\text{\textcircled{S}}$ für 39 $\frac{1}{2}$ malter 4 $\frac{1}{2}$ virtel vesan verkoft zû Mayenow. 67 \bar{u} 9 β $\text{\textcircled{S}}$ für 81 malter vesan zû Überlingen verkoft von Johannes Cantor.¹²

17 β $\text{\textcircled{S}}$ für 1 $\frac{1}{2}$ malter 1 virtel roggen verkoft ab dem hus Mayenow. 14 $\frac{1}{2}$ β 6 $\text{\textcircled{S}}$ für 23 $\frac{1}{2}$ malter roggen von Johannes zû Überlingen verkoft. 8 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 7 $\frac{1}{2}$ β 2 $\text{\textcircled{S}}$ für 14 $\frac{1}{2}$ malter 2 $\frac{1}{2}$ virtel habern verkoft ab dem hus. 12 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 1 β $\text{\textcircled{S}}$ für 21 malter habern von Johannes zû Überlingen verkoft. 1 \bar{u} 6 β $\text{\textcircled{S}}$ umb sprûren¹³ verkoft. 1 \bar{u} $\text{\textcircled{S}}$ umb obs gelost. 354 \bar{u} 3 $\frac{1}{2}$ β 4 $\text{\textcircled{S}}$ für 58 fuder 13 eimer 1 $\frac{1}{2}$ q[ua]r[talia] wins verkoft zû Mayenow uss unserm keler. 112 \bar{u} 5 $\text{\textcircled{S}}$ für 10 $\frac{1}{2}$ fûder 11 eimer 1 quart, wins verkoft uß der kron¹⁴ zû Costentz. 14 \bar{u} 6 $\frac{1}{2}$ β für 1 $\frac{1}{2}$ fûder 4 $\frac{1}{2}$ eimer geschenkt uß dem keler zû Mayenow.

50 \bar{u} 15 β 3 $\text{\textcircled{S}}$ von den wirten an den 159 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 3 $\frac{1}{2}$ β 5 $\text{\textcircled{S}}$, die sî schuldig sint für 21 fûder 9 eimer, die sî in disem jar verschenkt hant.¹⁵ 2 \bar{u} 8 β uß hûten¹⁵ gelöst.

¹ Haus und Mühle (Dobelmühle) Gde. Dettingen (Amtsbezirk Konstanz). Vgl. zu den Ortsnamen Kriegers Topogr. Wörterbuch von Baden, 2. Aufl. 1904 und 1905, und über die Geschichte der Orte des Mainauer Deutschordensgebietes das Werk von Roth von Schreckenstein „Die Insel Mainau.“ 1873.

² Dorf (Amtsbezirk Konstanz), gehörte zur Deutschordenskommende Mainau.

³ Dorf (Amtsbezirk Konstanz).

⁴ todfehle = die Abgabe, die beim Tode von Eigenleuten durch die Erben zu entrichten waren.

⁵ Lützelstetten, Dorf (Konstanz); gehörte dem Deutschorden.

⁶ Dettingen, Dorf (Konstanz); gehörte dem Deutschorden.

⁷ Über die Burg s. R. H. Roth v. Schreckenstein, Die Insel Mainau 1873, S. 342 ff., 372.

⁸ far = Fähre über den See, hier die Fahrerechtigkeit.

⁹ Wallhausen, Weiler, Gde. Dettingen (Konstanz); gehörte dem Deutschorden.

¹⁰ riser = Reiser, ständige Fischfangvorrichtungen im See, hier = Fischzins d. h. Recht zu deren Benützung.

¹¹ Radrach = Oberradrach, Dorf (Überlingen).

¹² Der Verwalter des dem Mainauer Deutschordenshause gehörigen Hauses zu Überlingen, der im folgenden meist nur Johannes zu Überlingen genannt wird.

¹³ Wie aus anderen Jahresrechnungen zu entnehmen = Spreuer (Stüle des Getreides), z. B. Altshausen: sprüwern.

¹⁴ Die Krone ist das der Kommende zu Mainau gehörige Haus zu Konstanz (s. unten).

¹⁵ = Häute.

40^{1/2} \bar{n} von verkostem holtz. 1^{1/2} \bar{n} 5 β von den tafernen.¹ 16^{1/2} \bar{n} 8 β \bar{s} für 26 guldin, als die herren zû dem capitel hie warent.

Summa des Innemens 1245 \bar{n} 7 β 3 \bar{s} .

II. Das Ußgeben.

211 \bar{n} 8 \bar{s} zû der kuchen. 52 \bar{n} 5 β 5 \bar{s} zû brüder notdurft u. traprie.² 18^{1/2} \bar{n} 7^{1/2} β 2^{1/2} \bar{s} zû der gemeind und brenholtz zû howen. 10 β \bar{s} zû brüder fer(ti)gung.³ 82 \bar{n} 6^{1/2} β 3 \bar{s} zû dem acker buwe. 2^{1/2} \bar{n} \bar{s} von den zehenden zû samen zû Lützelstetten u. zu Dingelstorff. 4^{1/2} \bar{n} 2 β \bar{s} von den seteln zû machen, die die herren gen Brüssen fürtent.⁴ 22^{1/2} \bar{n} 5^{1/2} β 5 \bar{s} zû gemeinem buw⁵ hinn u. uff dem land. 138 \bar{n} 6 β 2 \bar{s} zû dem nuwen⁶ buw zû Mayenow. 92 \bar{n} 3^{1/2} β 4 \bar{s} zû den reben in der Mayenow. 65 \bar{n} 3 β 3 \bar{s} zû den reben zu Tettingen mit des rebknechtz lon. 34^{1/2} \bar{n} 8 β 1 \bar{s} zû den reben an dem betenberg. 4 \bar{n} \bar{s} umb ^{1/2} fûder wins von Greten Mesnerin von Wolmatingen. 56^{1/2} \bar{n} 8 β 1 \bar{s} kostet der herbst zû Überlingen u. hie diseit sews. 8^{1/2} \bar{n} 8^{1/2} β \bar{s} zû fürlon über sew. 9 \bar{n} 5^{1/2} β 5 \bar{s} zû des lantkompthurs zerung. 5 \bar{n} 2^{1/2} β 4 \bar{s} zû des hußkompturs⁷ zerung. 20^{1/2} \bar{n} 4 β 1 \bar{s} zû gemeiner zerung u. bottenlon. 38^{1/2} \bar{n} 4 \bar{s} zû gesindlon. 14 \bar{n} 6 β 4 \bar{s} umb hess⁸ u. schüch dem gesind, dem man nit lon git. 37 \bar{n} 2 β 4 \bar{s} zû dem keler u. die phistrie.⁹ 10^{1/2} \bar{n} 5^{1/2} β \bar{s} umb kess¹⁰ geschenkt des huss¹¹ gûten fründen. 5^{1/2} \bar{n} 5 β \bar{s} Johannes zû Überlingen u. dem amman zû Almanstorff¹² für ir winterrock.

12 \bar{n} 7^{1/2} β 2 \bar{s} zû der kustrie.¹³ Des sint 9 gulden umb ein messbuch geben. 6 \bar{n} 9^{1/2} β \bar{s} zû ewigen zinsen mit den 3 mutt kernen.

6^{1/2} \bar{n} 2 β \bar{s} zû kilchen stür dem bischof zû Costentz an Jetenhusen,¹⁴ git der lutpriester selbs. 72 \bar{n} \bar{s} zû lipding. 97^{1/2} \bar{n} \bar{s} für 150 gulden zû gemeiner stür der palie.¹⁵ 2^{1/2} \bar{n} 2 β \bar{s} zû costgelt gen Buchen¹⁶ für 4 gulden.

¹ Tafern = Wirtschaft, hier = Recht, Wein auszuschenken.

² Vgl. S. 90, Anm. 2.

³ Es ist nicht ganz klar, was darunter zu verstehen ist; jedenfalls ist es ein sehr kleiner Posten (nur ^{1/2} \bar{n} \bar{s}).

⁴ Zu jeder Zeit hatte der Deutschorden in Preußen schwere Kämpfe gegen die Polen zu bestehen; 1410 verlor der Orden die Schlacht bei Tannenberg.

⁵ d. h. zur Unterhaltung der Gebäulichkeiten des Ordens.

⁶ = neuen.

⁷ Der Hauskomtur war der Vorsteher einer einzelnen Kommende, der Landkomtur der leitende Inhaber einer Balkei, einer Ordensprovinz. Die Kommende Mainau gehörte zur Balkei Elsaß-Schwaben-Burgund.

⁸ heß = das heute noch gebräuchliche „Häß“, Gewand, Kleid.

⁹ phistrie = Pfisterei, Bäckerei.

¹⁰ = Käse. [?]

¹¹ = Haus.

¹² Dorf (Konstanz); gehörte zu Mainau.

¹³ Kustrie: Das Amt der Besorgung des Gottesdienstes, die „Küsterei“; der „Küster“, der die Besorgung der „Sakristei“ hatte.

¹⁴ = Ode. Jettenhausen (Ode. Schneynhausen, D.-A. Tettmang). Die Kirche dajelbst war dem Deutschorden inkorporiert. Vgl. hierüber Zeitschrift des Oberheims, XXIII. Bd., 145 ff.

¹⁵ = Balkei.

¹⁶ Buchen = Beuggen, Kommende des Deutschordens, jetzt ein Weiler, Ode. Karbau, A.-B. Säckingen.

13 \bar{u} 6 ſ zū burgrecht u. zū zoll der stat zū Überlingen mit 1 \bar{u} ,
 $9\frac{1}{2}$ β ſ von unserm hus da selbs, als dar uff gesetzt ist 177 margk¹ u. ist
 ie ein margk angeschlagen für 2 ſ . 1 \bar{u} 5 β ſ von unserm hus zū Costentz
 genant zū der kron:

$1\frac{1}{2}$ \bar{u} 8 β ſ zū ophergelt. 6 \bar{u} ſ geluhen² unsern armen lüten.

Summa des Ussgebens³ 1156 \bar{u} 3 β $4\frac{1}{2}$ ſ .

Darüber blipt im trisel: 89 \bar{u} $3\frac{1}{2}$ β $4\frac{1}{2}$ ſ .

III. Die hüser hant vor in an vierdriger⁴ nutzung:

89 \bar{u} $3\frac{1}{2}$ β $4\frac{1}{2}$ ſ bleip im trisel, 3 \bar{u} $4\frac{1}{2}$ β ſ sol Claus Vetter an
 den 5 \bar{u} ſ , die im geluhen worden, do er uff den hof zoch. 6 \bar{u} 6 β $4\frac{1}{2}$ ſ
 sol Hans Muſi die im geluhen wurdent, als er die reben buwet umb das halb.⁵
 8 \bar{u} 5 β ſ sollent⁶ unser gemeinder von ir gemeind wegen.

8 \bar{u} ſ sol der Löhler der wideman⁷ von Happermül,⁸ die im geluhen
 wurdent, do er uf den hof zoch u. sol die vorgeschriben 8 \bar{u} ſ zalen in 4 jaren
 u. sol anvahen uf Martini anno (14)12, also sprach Johannes Cantor.

10 \bar{u} 4 β ſ sol Hans Hüti, der mayer von Hitmans feld,⁹ die im geluhen
 wurdent, do er uf den hof zoch, 1 \bar{u} ſ von vierdrigen cleinen zehenden.

4 \bar{u} ſ geluhen Syfrid Guldin, als sin sun gezogen ist uf den hof gen
 Oberndorf¹⁰ uf ascensionem domini. 2 \bar{u} ſ geluhen den knaben zū der alten
 burg,¹¹ als sie die zwei gütlin enphingent zū Tettingen u. ein hus daruff mach-
 tent. 12 \bar{u} 7 β ſ Claus Loser von Stad¹² an den $2\frac{1}{2}$ fudern 3 eimern wins
 den er diß jar verschenkt hat. $1\frac{1}{2}$ \bar{u} 3 β ſ Üli Jerg der wirt zū Lützel-
 steten an den 27 eimer wins, den er diß jar verschenkt hat. 19 \bar{u} 7 β ſ
 Bürg Hüfflin der wirt zū Tettingen an den 4 fudern 1 eimer wins, den er diß
 jar verschenkt hat. $32\frac{1}{2}$ \bar{u} ſ Hans Zethaber der wirt von Eck¹³ an den
 $5\frac{1}{2}$ fudern 3 eimer wins, den er diß jar verschenkt hat. 16 \bar{u} ſ Hans Guld
 der wirt zū Walahußen an den $2\frac{1}{2}$ fudern $10\frac{1}{2}$ eimer wins, den er diss jor ver-
 schenkt hat. 15 \bar{u} ſ sol Hans Jacob der wirt zū Dingelstorf an den 2 fudern
 14 eimern. 12 \bar{u} 20 ſ sol Claus Mesner der wirt zū Almanstorf an den
 $2\frac{1}{2}$ fudern $10\frac{1}{2}$ eimern wins, den er diß jor verschenkt hat.

Summa der virdrigen nutzung 241 \bar{u} 1 β 5 ſ .¹⁴

¹ Die Mark Silber = 16 Lot, wog 230 Gramm.

² = geliehen.

³ Nach meiner wiederholten Berechnung sind es 10 β mehr; wahrscheinlich hat der Rechner die
 4. Position in dieser Rubrik (10 β) übersehen.

⁴ vierdrig: nicht = fördernd, behilflich, sofort (fällige Gelder), Schwab. Wörterbuch 2, Sp. 1847;
 sondern = ferndrig, d. h. vorjährig; vgl. Schwab. Wörterbuch 2, Sp. 1252.

⁵ d. h. der halbe Ertrag mußte dem Orden jährlich verabreicht werden.

⁶ = schulden.

⁷ wideman = Lehensinhaber eines „widums.“

⁸ Hof (Mühle), Gde. Hohenbodmann (Überlingen); gehörte zu Mainau.

⁹ Hittmannsfeld, ursprünglich = Hippmannsfeld, Hof, Gde. Lippertsreute (Überlingen).

¹⁰ = Oberdorf, Weiler, Gde. Dingelsdorf (Konstanz), das zur Deutschordenskommende Mainau gehörte.

¹¹ Die „alte Burg“ (bei) Tettingen.

¹² Stad, Weiler, Gde. Almanstorf (Konstanz); gehörte zu Mainau.

¹³ Der Ort Eck bezw. Egg (Amtsbezirk Konstanz) bildet mit Almanstorf und Stad eine
 politische und kirchliche Gemeinde.

¹⁴ Richtig: 241 \bar{u} 2 β 5 ſ (29 ſ = 2 β 5 ſ).

IV. Die huser hant vor in an hüriger nutzung; an ewiger gült, an phenning an hüner an aigern, an gangfischen an pheffer u. an andern zû fellen, als hie nach geschriben sfat.

66 \bar{u} 8 β 5 ſ von zinsen zû Mayenow u. zu Tettingen. 3 \bar{u} ſ zins von der burg zû Tettingen. $1\frac{1}{2}$ \bar{u} ſ von dem far zins zû Dingelstorf git Haintz Jacob. 8 β ſ von den risern zû Walahusen¹ zins git Hans Eblin. $34\frac{1}{2}$ \bar{u} 6 β ſ von cleinen zehenden, als sü hür verluhen sint. 1 \bar{u} 5 β ſ von dem winzehend zû Radrach. $2\frac{1}{2}$ \bar{u} ſ von opher geschetzt. 10 \bar{u} ſ von todfellen geschetzt. 151 fastnacht hün zû Mayenow. 253 herbst hünr zû Mayenow. 130 fassnacht- u. herbst hünr zû Tettingen. 37 fasnacht u. herbst hünr von den gütern, die wir umb die Blarer² koft hant. 230 hünr von cleinen zehenden, als sü hür verluhen sint. 530 hünr von den grossen zehenden als sü hür verluhen sint genhalb³ u. hie diseit sews. 2050 eiger.⁴ 2250 gangfisch. $7\frac{1}{2}$ phunt pheffers, der ist $1\frac{1}{2}$ phunt ewig u. die andren von ungenosame wegen.

Summa der vorgeschriben stuk 119 $\frac{1}{2}$ \bar{u} 7 β 5 ſ , 1331 hün, 2050 eiger, 2250 gangfisch u. $7\frac{1}{2}$ phunt pheffers.

V. Die huser hant an ewiger korngült, an zehenden, an lantgarben, an gerüt, eckern, als sü hür verluhen sint, u. von unserm buw in der Mayenow u. von den zehend zû Dingelstorf u. zû Lützelsteten, die wir selber gesammet hant, geschetzt im strow u. an altem korn uff den kasten u. under den lüten als hienach geschriben stat.

a) Altes Korn.

Item 8 mutt 1 imi kernen stat uf den lüten u. sind abgezogen $5\frac{1}{2}$ viertel kernen für swinung⁵ an dem kernen der zû Kostentz in der kron lag.

Item 258 malter 3 virt. roggen u. ist 1 malter 2 virt. zû geleit, der mer uß der schür⁶ komen ist, denn vernt geschetzt was. Des lit 236 malter zû Überlingen uf dem casten. So lit 17 malter zû Mayeno uf dem casten. So stat 5 malt. 3 virt. uf den lüten.⁷ Und ist abgezogen 11 malter roggen, der mer zû der notdurft komen ist denn beschaiden was. Es ist och abgezogen 3 malt. 3 viertel roggen Johannes zu Überlingen für swinung.

Item $71\frac{1}{2}$ malt. $2\frac{1}{2}$ viertel vesan u. sint 3 malt. 4 virt. zû geleit, der mer uss der schür komen ist denn geschetzt was. Des lit $67\frac{1}{2}$ malter zû Mayenow uf dem casten. So sol Johannes zû Überlingen 4 malter. Und ist abgezogen 34 malt. der mer zû der notdürft komen ist, denn vernt beschaiden was; u. ist abgezogen $5\frac{1}{2}$ malt. 7 virt. Johannes zu Überlingen für swinung von den vesan u. 2 malter sint dem keller abgezogen für swinung an den vesan, die zû Mayenow sint gelegen.

¹ Ballhausen.

² Die Blarer sind ein bekanntes Konstanzer Geschlecht.

³ = jenseits.

⁴ = Eier.

⁵ swinung = Schwund, Eingehen (am Volumen).

⁶ = Scheuer.

⁷ = lagerte noch bei den einzelnen Lehenbauern.

Item 184 $\frac{1}{2}$ malter $\frac{1}{2}$ virt. habern uf den casten u. under den lüten. Des lit 128 malt. zû Überlingen uf dem casten. So ligent 16 malter zû Mayenow uf dem casten. So stat 30 $\frac{1}{2}$ malter $\frac{1}{2}$ virt. uf den lüten. Und ist abgezogen 105 malt. 7 $\frac{1}{2}$ virtel, der mer zû füter komen ist, denn beschaiden was. Und sint 3 $\frac{1}{2}$ malter minder worden von swin¹ habern, denn geschätzt wart. Es sint och 6 malter 5 $\frac{1}{2}$ virtel Johannes für swinung abgezogen zû Überlingen, die vernt in dem abgang nit beschaiden würden. Item 1 malter erwes² sol Johannes zû Überlingen.

Summa des alten korns 8 mutt 1 imi kernen 258 malt. 3 virt. roggen 71 $\frac{1}{2}$ malt. 2 $\frac{1}{2}$ virt. vesan 184 $\frac{1}{2}$ malt. $\frac{1}{2}$ virt. habern u. 1 malter erbes.

b) Neues Korn.

Item 88 mutt $\frac{1}{2}$ virtel kernen 51 malter 4 virt. vesan 16 $\frac{1}{2}$ malter roggen 45 malter $\frac{1}{2}$ virt. habern u. 5 virt. erws von gulti zû Mayenow u. in dem ampt zû Überlingen mit 2 virt. vesan u. 3 virt. habern zins, den wir umb³ den Schaffhuser koftent. Item 1 $\frac{1}{2}$ malt. vesan 1 $\frac{1}{2}$ malt. habern von dem nuwen lehen zû Ruhahusen,⁴ die wir umb die von Megkingen⁵ koften. 5 $\frac{1}{2}$ malter kernen 22 malter vesan u. 12 malter 1 virt. habern von gulti zû Tettingen. 17 malter 4 virt. vesan 9 malter habern von den gutern, die wir umb die Blarer koftent. 1 malter 2 virt. vesan von den nüwen wingarten an dem wit-mof.⁶ 2 malter 2 virt. habern von holtz habern.⁷

36 malter vesan u. 18 malter habern von den zehenden zû Jetenhusen über die 20 schöffel vesan, die der lutprierster von dem zehend zû Maistershofen⁸ geben solte; die belibent im inne für sin phründ.

25 malter vesan u. 15 malter habern von den zehenden zû Ruhahusen, zû der bürg zû Tettingen u. zû Syfrid Guldins hof.

174 $\frac{1}{2}$ malter 1 virt. vesan 154 $\frac{1}{2}$ malter 3 virt. roggen 144 malter 7 virtel habern u. 6 malter erbs von unsern zehenden lantgarben u. gerüt. eckern als sü hüt verluhen sint in dem ampt zû Überlingen.

75 malt. vesan 5 malt. roggen, 50 malter habern 3 virt. erbs u. 1 malter linsi von unserm buw in der Mayenow u. von den zehenden zû Dingelstorf u. zu Lutzelsteten, die wir selbs gesammet, hant ein tail getroschen u. geschetzt im strow.

Summa des nüwen korns: 93 $\frac{1}{2}$ mutt 1 virt. kernen 176 malter 4 virt. roggen 403 $\frac{1}{2}$ malter 3 virt. vesan 247 malter 2 $\frac{1}{2}$ virt. habern 6 malter erbs u. 1 malter linsi.

Summa Summarum altz u. nüws korns: 101 $\frac{1}{2}$ mutt 1 virt. 1 imi kernen 434 $\frac{1}{2}$ malter 2 virt. roggen 475 malter 5 $\frac{1}{2}$ virt. vesan 481 $\frac{1}{2}$ malter 3 virt. habern 7 malter erbs u. 1 malt. linsi.

¹ swin = Schwund.

² = Erbsen.

³ = von.

⁴ Hof Rohnhäusen, Gde. Dettingen (Konstanz); gehörte der Deutschordenskommende Mainau.

⁵ Geschlecht benannt nach Muggingen, Dorf (Konstanz); s. Krieger 2, Sp. 202.

⁶ Ein offenbar abgegangener Flurnamen einer früher sumpfigen Wiese am Bodenseeufer (kommt nicht vor bei Krieger).

⁷ = Haber, der für Gewährung von Holznutzungsrechten gegeben wird.

⁸ Gde. Schneckenhausen, D.-A. Tettnang.

VI. Von disem vorgeschriben korn gat ab:

170 malt. vesan 50 malt. roggen 5 malt. habern, 5 malt. erbs u. 1 malt. linsen bescheiden zû der notdürft,¹ zû dem almûßen u. zû muß mel in die kuchen.

200 malt. zû fûter beschaiden hûnr u. tuben. 5 malt. vesan u. 1 malt. roggen zû gesind ogsten.² 7 malt. vesan 1 malt. roggen sint geseit³ zû Mayenow u. 5 malter habern sint geschetzt zû samem. 7 malt. vesan den mast ochsen geschetzt.

22 malt. vesan, 20 malt. 6 virt. roggen u. 14 malt. habern zû priester phrûnd gen Überlingen, gen Rast, gen Mûnestorf, gen Phaffenhofen gen Lutprechtzrüti u. gen Dingelstorf.⁴ 14 schoffel vesan, 6 schoffel habern Buchorner mess dem lûtpriester zû Jetenhusen, die er selber ine hat für sin phrûnd u. ist abgezogen in der summen derselben zehenden als sù hûr verlûhen sint.

6 malt. roggen dem bonwarten⁵ zû Tetting(en)⁶ u. zû Oberndorf von den weld(en)⁶ zû hûten, 4 malt. vesan den rebknecht zû Tetting(en). 2 malt. roggen Cûntz Kütten von der burg zû Tetting(en) zû hûtten.⁷ 2 malt. roggen 2 malt. vesan dem amman zû Almanstorf zû lon. 2 malt. vesan dem amman zû Tettingen zû lon. 1 malter vesan 1 malter roggen dem amman von Dingelstorf zû lon. 8 malter vesan 2 malt. roggen Johannes unsern amptman zû Überlingen zû lon. 1 mutt kernen unserm scherer zû lon. $\frac{1}{2}$ malt. vesan 3 malt. 3 virt. roggen u. 1 malt. 4 virt. habern zû fogtrecht u. zû ewiger gûlt u. sint 6 virt. roggen abgezogen, die sôllent die corherren ussrichten des von Hodorf⁸ capplan.

Summa des abganges 1 mutt kernen 89 malter 1 virt. roggen 227 $\frac{1}{2}$ malt. vesan 225 malt. 4 virt. habern 5 malter erbes u. 1 malter linsin.

Dar uber blipt 100 mutt 3 virt. 1 imi kernen 355 $\frac{1}{2}$ malt. 1 virt. roggen 247 $\frac{1}{2}$ malt. 5 $\frac{1}{2}$ virt. vesan 256 malt. 7 virt. habern u. 2 malt. erbs.

Summa des korns an gelt geschlagen 674 \bar{u} 4 $\frac{1}{2}$ β 2 \mathcal{S} u. ist ze wissen, das 1 mutt kernen für 10 β \mathcal{S} 1 malter roggen für 13 β , 1 malt. vesan für 16 β , 1 malt. habern für 15 β und 1 malter erbs für 16 β \mathcal{S} ist angeschlagen.

VII. Die hûser hant an win.

3 fûder altz wins in dem keler zû Mayenow u. in der kron. 5 $\frac{1}{2}$ fûder 3 $\frac{1}{2}$ eimer wins stand uf den lûten.⁹ 61 $\frac{1}{2}$ fûder 6 eimer 2 qu(art) wins sint uns hûr worden von dem zehend zû Überlingen. 10 fûder wins sint uns hûr

¹ = zum täglichen Gebrauche.

² im August (zur Ernte).

³ geseit = gejät.

⁴ Rast, Dorf (Meßkirch). Mânnersdorf-Mindersdorf (Hohenzollern); Pfaffenhofen, aufgegangen in Bermatingen (Überlingen); Lippertsreute (Überlingen). Die Kirchen dieser Ortschaften gehörten alle der Kommende Rainau.

⁵ nicht Bannwart, sondern Baumwart (vgl. Baumwolle = Baumwolle).

⁶ weld(en) = Wälder.

⁷ hûten.

⁸ Neudorf, Dorf (Stodach), mit gleichnamigem Geschlecht. Siehe Kandler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch 2, 51—57.

⁹ = stehen noch aus bei den Leuten, sind noch zu liefern.

worden zû Tettingen von unserm gewegsd¹ von tail,² von zehend u. von torkelwin.³ 16 fuder wins sint uns hûr worden von unserm gewegsd in der Mayenow. 5¹/₂ fuder wins sint uns hûr worden von unser gewegsd am Betenberg.⁴ 7¹/₂ fûder 5 eimer wins sint uns hûr worden von den zehenden u. von torkelwin zû Dingelstorf, zû Walahusen, zû Lützelstetten, zû Almanstorf u. zû Ecke.

Summa des wins alt u. nûwe 109 fûder 15¹/₂ eimer 2 quart. wins.⁵

VIII. Von disem vorgeschriben gat ab:

16 fuder wins bescheiden zû der notdurft. 4¹/₂ fuder 11 eimer 4 quart. wins dem von Zimbern von Rosenhartz wegen u. von sin selbs wegen.⁶ 3 fuder wins dem lutpriester zû Überlingen zû phründ. 8 eimer wins dem lutpriester von Lutprechtzrüti zû phründ. 16¹/₂ eimer 6 quart. wins des von Hôdorf capplan. 12 eimer wins Johannes unserm anptman zû Überlingen. 1¹/₂ fuder wins an sant Nielaus buw zû Überlingen zû unserm tail. 1 fuder wins Maister Cûnraden Elyen unserm juristen. 1 fuder wins der Gesten von Rafenspurg⁷ zû lipding. ¹/₂ fuder wins einem prediger zû Costentz zû lipding.

Summa des abgangs 29 fûder 3 eimer 2 quart. wins. Darüber blipt 80 fuder 12¹/₂ eimer wins.

IX. Summa des wins an gelt geschlagen:

24 \bar{u} β für 3 fuder altz wins, dÛ hie u. in der kron zû Costentz ligen, 8 \bar{u} \mathfrak{S} für 1 fuder angeschlagen. 20 \bar{u} \mathfrak{S} für 2 fuder wins sol junkherr Hans von Kûngsegg. 2 \bar{u} 6¹/₂ β 2 \mathfrak{S} für 10 eimer wins sol junkher Hans von Hornstain. 19¹/₂ \bar{u} 4 β \mathfrak{S} für 3 fuder 8¹/₂ eimer altz wins soll Ülin Hess der Kûngseg(g)er wirt, da für ist bûrg der Adler von Uldingen u. junkherr Hans von Kûngsegg.

Summa des alten wins an gelt geschlagen 66 \bar{u} 8 \mathfrak{S} für 8¹/₂ fuder 3¹/₂ eimer altz wins.

Summa des nûwen wins an gelt geschlagen 220 \bar{u} 16 β \mathfrak{S} für 71¹/₂ fuder 9 eimer wins, 6 \bar{u} β für 1 fûder wins angeschlagen.

Summa summarum als der alt u. der nûwe win ist an gelt angeschlagen 286¹/₂ \bar{u} 6¹/₂ β 2 \mathfrak{S} .

X. Die hûser gent zu ewiger gÛlt:

6¹/₂ \bar{u} 1 β \mathfrak{S} zû kilchen stÛr dem bischof von Costentz, an Jetenhusen, das richt der lÛtpriester selbs. 2 \bar{u} \mathfrak{S} und 3 mutt kernen zû der Labinen spend zû Überlingen. 1 \bar{u} 5 β \mathfrak{S} der stat zû Costentz von unserm hus zû der kron.

¹ gewegsd = GewÛchs.

² von tail = von Weinbergen, die gegen eine bestimmte Quote des Ertrages vergeben werden.

³ torkelwin = Naturalabgabe für die BenÛtzung des herrschaftlichen Torfels.

⁴ Flurname; fehlt bei Krieger (wohl kaum = Betberg, Ödung bei Leibertingen (Reßkirch)).

⁵ Zu Wirklichkeit 109 fuder 14¹/₂ eimer 2 quart.

⁶ Gemeint ist ein Glied des bekannten freiherrlichen Geschlechtes v. Zimmern, das ja auch in der Nähe, zu Reßkirch, ansÛssig war. Ob unter Rosenhartz der Ort bezw. das Geschlecht derer von Rosenhartz, Obv. Bodenegg, D.-M. Ravensburg, zu verstehen ist, ist nicht ganz sicher.

⁷ 1406 wird eine Gret GÛftlin von Untervalbhäusen, D.-M. Saulgau, in Ravensburg Bürgerin. Der Familienname GÛft kommt im ältesten Bürgerbuch (— 1436) von 1335—1389 vor.

2 \bar{u} 4 β 3 ss der stat zû Überlingen von unserm hus da selbs u. ist geschetzt für 177 margk. 23 \bar{u} 1 virling wachs dem apt uss der Richenow. $8\frac{1}{2}$ fuder 6 eimer 2 quart. wins uss dem zehend zû Überlingen.

Summa der ewigen gült 12 \bar{u} 1 β 3 ss , 3 mutt kernen, 24 \bar{u} 1 virling wachs u. $8\frac{1}{2}$ fuder 6 eimer 2 quart. wins.

XI. Die hûser gent zû lipding:

20 gulden herrn Claus Sinner von Basel, der¹ git man 10 gulden zû mitfasten u. die andern 10 gulden zû unser frowen tag zû herbst. 25 \bar{u} ss der Gesten zû Rafenspurg, fallent uf sant Michels tag. 6 \bar{u} ss zwein closter frowen zû sant Peter zû Costentz, haissent die in der bünd.² fallent halb uf Martini u. halb uf Johannis Baptiste. 4 \bar{u} hern Hans Fryen, apt zû Petershusen, fallent uf liechtmess. 4 \bar{u} ss Cûnrades Bûrgen tochter zû sant Peter, fallet Johannis Baptiste. 4 \bar{u} ss Cûnrades Bûrgen tochter zû Tiessenhofen,³ vallent uf Thome. 10 \bar{u} ss der Spinten hoferin zû Costentz in witen gassen, vallent Martini. 2 \bar{u} ss der Hofmannin in witen gassen, vallent uf Martini.

Summa der lipdingen 55 \bar{u} ss und 20 gulden.

XII. Die hûser sind nûtzit schuldig an notiger⁴ schuld.

Man ist den hûsern schuldig u. hand vorhanden als da vornan in der virdrigen nutzunge⁵ geschriben stat.

XIII. Die hûser hant 6 brûder mit dem crûtz mit dem lantkompthûr, der sint 3 priester, 1 phrûndner u. 1 phrûndnerin und 16 personen an gesind mit der mûter.

Item 1 gulden gilt 13 β ss . 8 virltel ist 1 malter weissen,⁶ kernen, roggen, erbes u. linsen; 16 virltel ist 1 malter an vesan, habern u. an gersten. So tûnd 3 schöffel Bûchornor mess 1 malter Costentz(er) mess an vesan u. an habern; 30 eimer tûnd 1 fuder wins; 8 mass tûnd 1 virltel; 4 virltel tûnd 1 eimer; 2 mass tûnd 1 quart. wins.

XIV. Die empter loffent höher und neher als hie nach geschriben stat:

11 \bar{u} $2\frac{1}{2}$ β $5\frac{1}{2}$ ss mer zû der kuchen denn vernt.⁷ 2 \bar{u} 2 β 3 ss mer zû brûder notdurft deñ vernt. 20 \bar{u} 6 β 3 ss minder zû der gemeind u. brenholz zu howen deñ vernt. 4 \bar{u} 5 ss minder zû brûder vertigung deñ vernt. 5 \bar{u} $8\frac{1}{2}$ β 1 ss minder zû dem ackerbuw deñ vernt. 2 β ss mer von den zehenden zû samēn zû Dingelstorf u. zû Lutzelsteten deñ vernt. $4\frac{1}{2}$ \bar{u} 2 β ss mer von seteln zû machen deñ vernt uf die fart gen Brüssen. 26 \bar{u} 4 ss minder zû gemeinem buwe deñ fernt. 114 \bar{u} $4\frac{1}{2}$ β 3 ss mer zû dem nûwen buwe deñ vernt. 2 \bar{u} $3\frac{1}{2}$ β 5 ss minder zû dem rebbuw in der Mayenow deñ vernt. 5 \bar{u} $2\frac{1}{2}$ β 1 ss mer zû dem rebbuw zû Tettingen deñ vernet. $36\frac{1}{2}$ \bar{u} 2 ss

¹ = von diesen (20 fl.).

² Die „Zu der Bûnd“, ein altes Konstanzer Patriziergeschlecht.

³ Dießenhofen am Rhein (Kanton Thurgau); gemeint ist aber im Kloster St. Katharinenthal Dießenhofen.

⁴ notige = bringenden (fälligen) Schulden. ⁵ Vgl. oben S. 93, III.

Weizen.

Vorjahre.

mer zû den reben am Betenberg den vernt. 4 \bar{u} 5 β ſ minder umb kosten win den vernt. $11\frac{1}{2}$ \bar{u} 3 β 3 ſ minder zû dem herbst zû Überlingen u. hie diseit sews den vernt. $3\frac{1}{2}$ \bar{u} $3\frac{1}{2}$ β 2 ſ mer zû fürlon über sew den vernt. 2 \bar{u} 5 β $5\frac{1}{2}$ ſ mer zû des lantkompturs zerung den vernt. 2 \bar{u} 8 ſ mer zû des hußkompturs zerung den vernt. 1 \bar{u} $9\frac{1}{2}$ β $2\frac{1}{2}$ ſ minder zû gemeiner zerung u. bottenlon den vernt. 4 ſ mer zû gesind lon den vernent. 14 β 4 ſ mer dem gesind, dem man nit lon git, umb hess¹ u. schüeh den vernt. 2 \bar{u} 3 β 3 ſ mer zû dem keler u. die phistrie² den vernt. 17 β ſ mer umb kess³ u. ander ding geschenckt des huses gûten frûnden den vernt. $6\frac{1}{2}$ \bar{u} $6\frac{1}{2}$ β 2 ſ mer zû der Custrie⁴ denn vernt. $2\frac{1}{2}$ β 5 ſ mer zû ewigen zinsen den vernt. 3 \bar{u} ſ minder zû lipding den vernt. $58\frac{1}{2}$ \bar{u} ſ mer zû gemeiner stür der palie den vernt. 1 \bar{u} 6 β ſ minder zû costgelt denn vernent. 1 \bar{u} $3\frac{1}{2}$ β 3 ſ minder zû burgrecht u. zoll der stat zû Überlingen den vernt. $2\frac{1}{2}$ β 2 ſ mer zû ophergelt den vernent. 3 \bar{u} ſ mer ussgelihen den vernt. 27 \bar{u} ſ minder zû vergoltner schuld den vernt.

Summa des die empter hür höher loffent den vernt 219 \bar{u} ſ .

Summa des sü neher loffent den vernent $107\frac{1}{2}$ \bar{u} $6\frac{1}{2}$ β $2\frac{1}{2}$ ſ .⁵

Also loffent die empter hür hoher den vernt $111\frac{1}{2}$ \bar{u} 3 β $3\frac{1}{2}$ ſ .⁶

XV. Das hus hat 13 silbren becher 12 silbren schalen, 12 silbren löffel u. 1 beschlagen koph.⁷

Das hus het vernd in dem trisel 287 \bar{u} 5 β 1 ſ . So hat es hür in dem trisel 89 \bar{u} $3\frac{1}{2}$ β $4\frac{1}{2}$ ſ . Also hat hür 198 \bar{u} ⁸ 1 β $2\frac{1}{2}$ ſ minder in dem trisel den vernd.

Das hus gab vernd nütz ze widerkoff zins. So güt es hür och nütz ze widerkoff zins. Also stat es hür u. vernd gelich.

Das hus gab vernd 59 \bar{u} ſ , 20 gulden 10 mutt kernen ze lipding u. 4 eimer wins. So git es hür 55 \bar{u} ſ , 20 gulden $1\frac{1}{2}$ fûder wins. Also git es hür 4 \bar{u} ſ minder den vernd. die man dem Stiebel zû Petershusen gab. Es git och 10 mut kernen 4 eimer wins minder die man dem Blüwel gab zû lipding.

¹ Kleidung.

² Pfisterei, Bäckerei.

³ Käse.

⁴ Siehe S. 103, Anm. 13.

⁵ Hier zeigten die Summen recht bedenkliche Fehler und zwar zugunsten einer „besseren Finanzlage“ als sie in Wirklichkeit war. Da diese Zusammenstellung ja weniger einem praktischen Zwecke diente, hat der Rechner hier wohl flüchtiger gerechnet. So sind aus den $256\frac{1}{2}$ \bar{u} 1 β 2 ſ nur 219 \bar{u} ſ geworden, indem er den Posten $36\frac{1}{2}$ \bar{u} 2 ſ und ein weiteres halbes \bar{u} überjah (letzteres ist bei der Schreibweise leicht verzeihlich), außerdem noch weitere 11 β bzw. $\frac{1}{2}$ \bar{u} und 1 β oder 2 halbe Schillinge. Bei dem andern Posten machte er hingegen die Finanzlage um $3\frac{1}{2}$ β 8 ſ durch einen (unabsichtlichen) Rechenfehler ungünstiger, indem er $3\frac{1}{2}$ β 8 ſ überjah (wohl bei dem Posten 2 \bar{u} $3\frac{1}{2}$ β 5 ſ , und weitere 3 ſ).

⁶ Tatsächlich beliefen sich nach dem Ausgeführten die „Ämter“ höher als voriges Jahr um $256\frac{1}{2}$ \bar{u} 1 β 2 ſ minus $107\frac{1}{2}$ \bar{u} 10 β $10\frac{1}{2}$ ſ (= 108 \bar{u} $10\frac{1}{2}$ ſ) = 148 \bar{u} $3\frac{1}{2}$ ſ !

⁷ = Trinkgefäß, Pokal.

⁸ Wie umständlich die hier durchweg gebrauchten lateinischen Zahlen sind, zeigt die Ziffer 198, die so geschrieben ist: ij^o XL VIII = $1\frac{1}{2}$ Hundert und 48 \bar{u} = 198 \bar{u} .

Das hus was vernd nütz schuldig an notigen schulden. So ist es hür och nütz schuldig an notigen schulden. Also stat es hür u. vernd glich an dem stuk.

Wer wissen welle, wie es umb virdrig u. hürig nutzung gestalt si an phening, an korn u. an win u. wie es angeschlagen si, der säch es da vornan in den stuken, do es geschriben stat, da findet er es aigenlich geschriben.

Das Schema, nach dem die Jahresrechnungen der einzelnen Kommenden zu fertigen waren, war zweifellos in den Ordensstatuten bzw. durch Kapitelsbeschlüsse von Deutschordensprovinzen vorgeschrieben worden; es findet sich durchweg auch in den anderen Jahresrechnungen eingehalten.

Es ergibt sich folgende Bilanz.¹

I. Einnahmen: a) In dem „Trisfel“ (vgl. den heutigen „Trejor“ = Geldschrank) liegen vom Vorjahr her noch	287	℥	5	β	1	℥
b) Geldzahlungen von alten Schulden, Zinsen, Erlös aus Zehnten, Geld von Opfern, Todesfällen, Erlös aus Naturalien aller Art	958	℥	2	β	2	℥
	1245	℥	7	β	3	℥

II. Ausgaben zum Unterhalt der Ordensbrüder und des Gefindes der Kommende, zum landwirtschaftlichen Betrieb, zur Unterstützung des Deutschordens in Preußen, der eben erst (1410) die entscheidende Niederlage bei Tannenberg erlitten hatte, zu Lohnzahlungen, für Steuern, Leibgedinge, Zoll und Bürgerrecht, Darlehen u. dgl.	1156	℥	3	β	4 ^{1/2}	℥
--	------	---	---	---	------------------	---

Somit verbleibt in der Kasse 89 ℥ 3^{1/2} β 4^{1/2} ℥

III. An schon im Vorjahr verfallenen Nutzungen hatte die Kommende noch zu beanspruchen und nun teilweise eingenommen (Schuldzinsen, Erlös aus Weinverkauf durch ihre Wirte (s. unten) u. dergl.)	241	℥	1	β	5	℥
--	-----	---	---	---	---	---

IV. In diesem Finanzjahr belaufen sich die Einnahmen aus Nutzungen an ewiger Gült, Geldzinsen, Naturalien (abgesehen von den besonders aufgeführten Brot- und Hülsenfrüchten und Wein)

1. in Geld auf 119^{1/2} ℥ 7 β 5 ℥.

2. Naturalien: 1331 Hühner, 2050 Eier, 2250 Gangfische, 7^{1/2} Pfund Pfeffer.

V. Vorrat an altem Korn und Einkünfte an neuem Korn (als Gült [Zinsen], Zehnten, Landgarben, Gereute [Neubruzinsjen], Ackerzinsen, von Eigenbau) unter Berücksichtigung der Abzüge, die für den Schwund durch Eintrocknen (winung) zu machen sind:

1. Altes Korn: 8 Mutt 1 Zmi Kernen, 258 Malter 3 Viertel Roggen, 71^{1/2} Malter 2^{1/2} Viertel Besen, 184^{1/2} Malter ^{1/2} Viertel Haber, 1 Malter Erbsen.

2. Neues Korn: 93^{1/2} Mutt 1 Viertel Kernen, 176 Malter 4 Viertel Roggen, 403^{1/2} Malter 3 Viertel Besen, 247 Malter 2^{1/2} Viertel Haber, 6 Malter Erbsen, 1 Malter Linjen.

Zusammen an Korn (altes und neues): 101^{1/2} Mutt 1 Viertel 1 Zmi Kernen, 434^{1/2} Malter 2 Viertel Roggen, 475 Malter 5^{1/2} Viertel Besen, 481^{1/2} Malter 3 Viertel Haber, 7 Malter Erbsen, 1 Malter Linjen.

VI. Von diesen alten und neuen Bodenfrüchten gehen (bzw. gingen) ab für die Bedürfnisse des Haushalts (Brot, Gemüse und Hafer), für Almosen, zu Mußmehl in die Küche, für die Fütterung der Haustiere, für die Bezüge der Klosterbeamten und -Diener, der Patronatsgeistlichen in diesem Finanzjahr (bis Martini 1414): 1 Mutt Kernen, 89 Malter 1 Viertel Roggen, 227^{1/2} Malter Besen, 225 Malter 4 Viertel Haber, 5 Malter Erbsen, 1 Malter Linjen.

Rest: 100 Mutt 3 Viertel 1 Zmi Kernen, 355^{1/2} Malter 1 Viertel Roggen, 247^{1/2} Malter ^{1/2} Viertel Besen, 256 Malter 7 Viertel Haber, 2 Malter Erbsen.

Summa des Kornes in Geldwert angeschlagen und zwar, wie sich aus der Berechnung ergibt, des Rests (nach Abzug des für den Haushalt und die pflichtmäßigen Leistungen erforderlich gewesen Quantums): 674 ℥ 4^{1/2} β 2 ℥.

¹ Ich lasse hier die entdeckten Rechenfehler außer Betracht, soweit es sich nicht, wie bei den Nutzungen, um erhebliche Rechenfehler handelt. Die römischen Ziffern entsprechen den von mir im Text gesetzten.

VII. Summa des vorhandenen alten und neuen Weins: 109 Fuder 15 $\frac{1}{2}$ Eimer 2 Quart.

VIII. Hievon ab: für Haushalt, Pfundwein und sonstige Leistungen (Leibding, Belohnung u. dergl.): 29 Fuder 3 Eimer 2 Quart. Rest: 80 Fuder 12 $\frac{1}{2}$ Eimer. Darunter 8 $\frac{1}{2}$ Fuder 3 $\frac{1}{2}$ Eimer alter Wein.

IX. Wert des alten Weins 66 fl 8 sch

Wert des neuen Weins (71 $\frac{1}{2}$ Fuder 9 Eimer) 220 fl 6 β 2 sch

Wert des Weins zusammen 286 fl 6 $\frac{1}{2}$ β 2 sch

Die Finanzlage der Kommande war also zur Zeit der Rechnungsabnahme folgende:

1. Besitz an Bargeld 89 fl 3 $\frac{1}{2}$ β 4 $\frac{1}{2}$ sch (Trüffel)

Außerdem an vorjähriger Nutzung 151 fl 17 $\frac{1}{2}$ β 1 $\frac{1}{2}$ sch

Sonach III Summa 241 fl 1 β 5 sch

IV (i. oben) 119 $\frac{1}{2}$ fl 7 β 5 sch

2. An Korn und Wein in Geldwert: VI. 674 fl 4 $\frac{1}{2}$ β 2 sch

IX. 286 fl 6 $\frac{1}{2}$ β 2 sch

III + IV + VI + IX 1321 fl 10 β 2 sch

3. Dazu kommt der Geldwert der Naturaliennutzung (IV 2): 1331 Hühner. Da für 401 Hühner damals (i. I) 6 $\frac{1}{2}$ fl 7 $\frac{1}{2}$ β sch gelöst wurden, so galt 1 Huhn 4 sch , sonach Geldwert: 12 fl 3 β 9 sch . Zusammen: 1343 fl 13 β 11 sch . Für die 2050 Eier, 2250 Gangfische und 7 $\frac{1}{2}$ Pfund Pfeffer dürfen wohl zirka 40—60 fl sch angerechnet werden, so daß das Vermögen der Kommande an Bargeld und Naturalien (ohne Immobilien, lebenden und toten Hausrat u. dergl.) im Jahre 1414 auf etwa 1400 fl sch zu veranschlagen ist.

Hievon sind aber noch an ewiger Gült, zu deren Zahlung die Kommande verpflichtet ist, in Abzug zu bringen:

X. 12 fl 1 β 3 sch

In Geldwert { (Kernen) + 30 β
(Wein) + 52 fl 4 β 3 sch (Wert von 8 $\frac{1}{2}$ Fuder 6 Eimer 2 Quart. Wein)

Gelb: 65 fl 15 β 6 sch

Dazu 23 fl 1 Bierling Wachs.

Ferner sind an Leibding in Abzug zu bringen:

55 fl sch

+ 20 fl . = 13 fl sch 68 fl sch

Somit Summa der Abzüge: 133 fl 15 β 6 sch

und 23 fl 1 Bierling Wachs.

Danach verbleiben etwa 1250 fl sch an verfügbarem Vermögen in bar oder Naturalien. Da nach dem Texte damals (vgl. auch die Tabelle bei Zul. Cahn, I. Zeit, Münzgeschichte von Konstanz und dem Bodenseegebiet, woselbst 1410 gleichfalls der fl . wie hier zu 13 β sch = 156 sch angeschlagen steht) der fl . = 13 β sch galt, so entspricht dieser Summe der Betrag von 1923 fl . Der Goldwert eines damaligen Goldens beträgt (i. Cahn a. a. O.) 9,06 Mark in heutigem Gelde, somit 1923 fl . = 17307 Mark Goldwert in heutigem Gelde; der höheren Kaufkraft des Edelmetalls in damaliger Zeit entspricht aber ein Vielfaches dieser Summe. Bei dieser Vermögenslage dürfen wir die Kommande als sehr wohlhabend bezeichnen. In dem oben zitierten Aufsatz über die Ballei Elßaß (Historisches Jahrbuch 1913, S. 816 f.) habe ich dargetan, daß die Kommande Mainau hinsichtlich ihres Reineinkommens mit etwas über 2000 fl . unter den 16 Kommanden der Ballei an 5. Stelle steht.¹ Diese Wohlhabenheit ist auch aus den zahlreichen Grundstückskäufen zu entnehmen, welche die Kommande im 15. Jahrhundert abschloß (siehe darüber Roth v. Schreckenstein a. a. O.), ferner aus der Tatsache, daß für 6 Ordensbrüder, einen

¹ Der Unterschied zwischen der oben berechneten Summe von 1923 fl . und der hier angegebenen Summe des Einkommens ist für die Stellung der Kommande Mainau innerhalb der Balleien unerheblich. Er erklärt sich aus der vereinfachten Rechnungsweise, die im zitierten Aufsatz im Historischen Jahrbuch gewählt wurde.

Pfründner und eine Pfründnerin 16 Hausbedienstete (Gesinde) vorhanden waren, neben den natürlich noch zahlreichen Knechten und Mägden für den Betrieb der landwirtschaftlichen Eigengüter.

Die geringe Zahl der Ordensbrüder (s. XIII. im Text) ist für die Deutschordenskommenden charakteristisch; ebenso ist das Verhältnis der Zahl zwischen Ordenspriestern und Ordensrittern, die sich hier die Wage halten, auch sonst zu beobachten (vgl. Voigt, Geschichte des deutschen Ritterordens, I. Band, 280 f.). Während die Ritterbrüder von adeliger Geburt sein mußten, galt dieses Erfordernis für die Priesterbrüder nicht. Die Aufgabe der letzteren war hauptsächlich die Beobachtung der kirchlichen Tagzeiten. Die Namen der Ordensbrüder sind uns nicht überliefert. Unter den Pfründnern und Pfründnerinnen sind solche Leute zu verstehen, die durch Uebergabe ihres gesamten Vermögens oder eines Teils oder durch Entrichtung einer gewissen Geldsumme sich einen gewissen Lebensunterhalt, eine Pfründe vom Ordenshaus erwarben. Sie hatten meist eine besondere Wohnung innerhalb des Ordenshauses (vgl. Voigt a. a. O. I, 345 ff.).

Auch die Tatsache, daß das Haus keine „notigen“ Schulden hatte und keine Wiederkaufszinsen zu zahlen hatte, spricht für geordnete Vermögenslage, ebenso wie der für jene Zeit und den Personalbestand des Hauses reiche Silberschatz von 13 silbernen Bechern, 12 silbernen Schalen (Tellern), 11 silbernen Löffeln und 1 silberbeschlagenen Pokal.

Außer den bereits berührten, für die Münzgeschichte wichtigen, öfteren Angaben über das Verhältnis von \bar{n} zum Goldgulden (1 fl. = $\frac{13}{20} \bar{n}$) finden sich auch solche über Maße. Danach zerfällt bei Weizen (der aber am Bodensee gar nicht angebaut wird; denn er findet sich ebenso wie Gerste nirgends im Text erwähnt), Kernen, Roggen, Erbsen und Linzen das Malter in 8 Viertel, bei Weizen, Haber und Gerste (rauhe Frucht) in 16 Viertel, wobei ein Malter letzterer Früchte in Konstanz (auch in Mainau geltendem) Maß = 3 Schöffel Buchhorner Maß ist. Das Buchhorner Maß findet sich deshalb besonders erwähnt, weil Mainau diesseits des Sees bei Buchhorn (Zettenhausen) und Zinnenstaad Besitzungen hatte.

Die Angabe, wonach 1 Fuder Wein = 30 Eimer (à 4 Viertel à 8 Maß) = 120 Viertel = 960 Maß, wonach 1 Eimer = 4 Viertel = 32 Maß, 1 Viertel = 8 Maß = 4 Quart 2 Maß = 1 Quart Weins waren, ist von Wichtigkeit für die Geschichte des Maßwesens. Noch im 19. Jahrhundert galt diese Maßeinteilung.

Von Bedeutung für die Geschichte der Landwirtschaft am Bodensee ist das Verhältnis, in dem die Anbauflächen der Getreidefrüchte unter einander stehen. Vorweg zu bemerken ist, daß unter Kernen der gegerbte, gereinigte Weizen und letzteres Wort mit Dinkel oder Spelt gleichbedeutend ist. (Vgl. Fischer, Schwäb. Wörterbuch II, 1437.) Aus dem Verzeichnis der Korngülten ersehen wir, daß der Dinkel (Weizen und Kernen) mit gegen $475\frac{1}{3}$ Malter Weizen und $101\frac{5}{8}$ Mutt Kernen¹ (1 Mutt = $\frac{1}{2}$ Malter) weitaus am erster Stelle steht. Dann folgt der Haber (100 Malter weniger) und an dritter Stelle der Roggen, der wiederum etwa 50 Malter weniger als der Haber aufweist. Die Erbsen und Linzen gehören mehr zu den Gartengewächsen und können mit dem Getreide nicht in gleiche Linie gestellt werden. Von der Bedeutung des Weinbaues zeugt am besten die Weinmenge, die die Kommende in den Kellern zu Mainau, Konstanz und Ueberlingen und anderwärts an altem und neuem Wein lagern hat: Es sind rund 110 Fuder (VII). Da 1 Seefuder zu 30 Eimern = rund 1156 Liter heutigen Maßes sind, so war die Kommende im Besitze von rund $1271\frac{1}{2}$ hl Weines! Davon gingen nur etwa 30 Fuder = 346 hl für allerlei Leistungen (s. oben VIII) ab. Am Wein brauchten die Deutschherren also nicht zu sparen. Der Wein (aus eigenen Weinbergen und Weinzehnten) bildete eine Haupteinnahmequelle der Kommende.

Von Wert ist, daß wir (s. VI) auch die Preise dieser Naturalien erfahren. Danach galt 1414; 1 Mutt Kernen = 10 β \bar{n} , 1 Malter Kernen also = 20 β \bar{n} = 1 \bar{n} \bar{n} , 1 Malter Roggen = 13 β \bar{n} = 1 fl., 1 Malter Weizen = 16 β \bar{n} , 1 Malter Haber = 15 β \bar{n} , 1 Malter Erbsen = 16 β \bar{n} . Ein Fuder alten Weins galt (je nach der Lage) etwa 8 \bar{n} \bar{n} (s. IX). Der neue Wein des Jahres 1414 wird zu 6 \bar{n} \bar{n} per Fuder gerechnet und bewertet.

Für 10 Malter Weizen oder Erbsen konnte man also z. B. 1 Fuder alten Weins, für 1 Mutt Kernen $2\frac{1}{2}$ Eimer neuen Weins erwerben. Einen (Gold)gulden (damaliger Goldgehalt

¹ 1 Mutt Kernen (Stattmaß) = 113 l also 1 Malter = $226\frac{1}{2}$ l = 168 kg.

1 Mutt Dinkel (Rauhmaß) = 120 l also 1 Malter = 482 l = 202 kg.

des Guldens = 9,06 deutsche Reichsmark) mußte man für 1 Malter Roggen anlegen. (Die Größe des Malters wechselt nach Ort und Zeit; man kann sie zu 150—180 l angeben.) Nach dem Text war das Verhältnis von 1 Malter (= 2 Mut) Kernen zum Roggen wie 20 : 13, der Roggen also um 35 % billiger als Kernen, der Haber um 25 %, der Besen um 20 % billiger als Kernen. Wie sieht es mit diesem Verhältnis heutzutage? Eine für das ganze Bodenseegebiet allgemein gültige Antwort läßt sich natürlich nicht geben; die Preise schwanken. Nehmen wir z. B. die (im Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 88 vom 11. März 1913 erlassene) Bekanntmachung der Durchschnittspreise für Naturalleistungen an die bewaffnete Macht im Falle einer Mobilmachung (berechnet auf Grund der Monatsdurchschnittspreise der letzten 10 Jahre) zur Hand, so finden wir für den sogenannten Hauptmarktort Ravensburg, zu dem auch das württembergische Bodenseeufer gehört (D.-M. Lettmang), für Kernen den Preis von 10,35 Mark, für Roggen von 8,23 Mark, für Haber von 8,29 Mark pro 50 kg; sonach sind die beiden letzteren Getreidesorten um rund 20 % billiger als Kernen. An anderen oberschwäbischen Marktorten ist der Unterschied noch geringer als 20 %. Haber und insbesondere Roggen sind also jetzt im Preise mehr und mehr den Kernen nahegerückt.

Es sei gestattet, noch in Kürze auf die Ämter (i. XIV) zurückzukommen.

Nach den Ordensstatuten gab es bei jeder Kommende eine Reihe von sogenannten Ämtern, mit denen die einzelnen Ordensbrüder betraut waren. Der eine hatte den Tressel zu überwachen (Hauschahmeister), ein anderer war Küchenmeister, andere Kellermeister (Aufsicht über den Wein und die Weinernte); der Trappier hatte die Aufsicht über die Kleidung und deren Anfertigung, der Kornmeister die Getreidevorräte, der Zinsmeister (Rentmeister) den Eingang der Zins- und Pachtgelder, der Baumeister den landwirtschaftlichen Betrieb („Bau“), ebenso wie die Gebäulichkeiten zu überwachen, der Küster die Kusterei zu versehen; letzteres Amt wurde meist von einem der Priesterbrüder, der zugleich einer Pfarre vorstand, bekleidet. Manche Ämter waren natürlich bei kleineren Kommenden in einer Person vereinigt.

Der Ausdruck: Die Ämter laufen höher bzw. niedriger als im Vorjahr ist, wie der Inhalt ergibt, eine abgekürzte Wendung für: Der „Etat“, der Haushalt der einzelnen Ämter erforderte eine höhere oder niederere Summe als im Vorjahr. Durch die Angaben in XIV können wir also bei Vergleichung mit Abteilung II (Ausgaben dieses Jahres) auch die Ausgaben des Vorjahres berechnen. Bemerkenswert ist dabei, daß die Sattellieferung an die Deutschordensbrüder in Preußen erst 1413/14 geschah, während 1412/13 keine solche Lieferung erfolgte. Die Mehrforderung von 2 fl 5 β 5 $\frac{1}{2}$ ss zu des Landkomturs Zehrung ist wohl auf das 1414 tagende Konzil zu Konstanz zurückzuführen, das dem Landkomtur Veranlassung gab, in nächster Nähe der Stadt, auf der Mainau, länger als sonst zu residieren.

Recht erheblich ist die Beisteuer zur Valleikasse mit 97 $\frac{1}{2}$ fl ss = 150 fl. und zwar 1414 gleich 58 $\frac{1}{2}$ fl ss mehr als im Vorjahr. Die Steuerbeträge scheinen also sehr geschwankt zu haben. Das Kostgeld gen Beuggen mit 2 $\frac{1}{2}$ fl 2 β ss (i. II) waren wohl Reiskosten und „Diäten“ für den zu einem Provinzialkapitel abgeordneten Mainauer Ordensbrüder.

Gering ist der Grundsteuerbetrag, den die Kommende von ihrem Hause in Ueberlingen zu entrichten hat: 1 fl 9 $\frac{1}{2}$ β bei 177 Mark Silbers Gebäudewertanschlag: 2 ss von 1 Mark Silbers. Da 1 Mark Feinsilber damals etwa 7 fl. kostete, 1 fl. = 13 β oder 156 ss war, so mußte 1 Mark = 91 β (7 \times 13 β) = 1092 ss mit 2 ss bezahlt werden, also nur etwa $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{6}$ % des Wertes.

Zum Schluß noch einige weitere in mancher Hinsicht bedeutsame Beobachtungen: Ganz auffallend gering ist der Erlös aus Obst (I); ganze 1 fl ss figurieren in der Rechnung. Wenn auch der Haushalt nicht klein war, so muß doch angenommen werden, daß die Geringfügigkeit dieser Einnahme auf die recht spärliche Bepflanzung mit Obstbäumen und auf ein schlechtes Obstjahr zurückzuführen ist. Dafür blühte der Rebbau um so mehr.

Im Jahr 1414 muß in der Kommende ein größerer Bau ausgeführt worden sein, der „neue Bau“, der 138 fl 6 β 2 ss kostete (II), während das Vorjahr für Bauten nur 24 fl erfordert hatte (XIV).

Von sozialgeschichtlichem Interesse ist die Position, wonach die Kommende noch Gesinde hatte, das nicht mit Geld, sondern nur mit Kost, Gewand und Schuhen abgelohnt wurde (II).

Eine auch sonst im Mittelalter beobachtete Gewohnheit ist die Schenkung von Käse an gute Freunde; diese Position nimmt im Etat der Mainau nicht weniger als $10\frac{1}{2}$ \mathcal{R} $5\frac{1}{2}$ β \mathcal{S} ¹ ein. Dies darf nicht wunder nehmen; ist ja der „Mainauer“ noch heute am ganzen Bodensee berühmt und geschätzt.

Den höheren weltlichen Beamten der Kommende, dem Hausverwalter in Ueberlingen, dem Ammann in Almannsdorf werden Winterröcke verehrt.

Die Anschaffung eines neuen Meßbuches, das 9 fl. (= 81 Mark in heutigem Goldwert!) kostete, ist die einzige, aber beträchtliche Ausgabe für bibliothekarische Bedürfnisse.

Die Kommende erscheint mehrfach (II und III) in der Rolle des Darlehensgebers für ihre Hinterjassen und Lehenbauern.

Die Beträge, welche vom Vorjahr her die Wirte zu Dettingen, Lützelstetten, Stad, Egg, Wallhausen, Dingelsdorf und Almannsdorf für einzeln genannte Weinquantitäten schulden, sind nicht etwa Ungeldbeträge, Abgaben vom Weinverkauf, sondern der Erlös für die gesamte Weinquantität (vielleicht nach Abzug einer geringen Summe für Unkosten). Es war zweifellos herrschaftlicher Wein, der in diesen der Kommende gehörigen „Lafernen“ verschenkt wurde und dessen Erlös (etwa 6 \mathcal{R} \mathcal{S} pro Fuder wie oben!) der Herrschaft gehörte.

Bemerkenswert ist die Pfefferabgabe, die von denjenigen Untertanen, die eine „ungenossame“ Ehe eingingen, zu entrichten war. Unter dem Ausdruck „ungenossame“ (IV) ist eine Ehe zu verstehen, die ein Untertane mit einer nicht demselben Stande oder derselben Herrschaft angehörigen Person einging.

Sehr groß muß der Mainauer Hühnerhof und Taubenschlag gewesen sein, da nicht weniger als 250 Malter der verschiedenen Getreidefrüchte zur Fütterung dienten, während z. B. nur 7 Malter Besen zur Mastochsenfütterung, ebensoviel für das Säen, weitere 1 Malter Roggen und 5 Malter Haber zu demselben Zweck verwendet wurden. Dies hängt zusammen mit den zahlreichen Hühnerzinsen, die der Kommende jährlich eingingen. Diese Herbst- und Fastnachtshühner und -hennen (vgl. IV) konnten ja selbstverständlich nicht alle alsbald geschlachtet werden. Von den 2050 Eiern (IV) wurden natürlich eine größere Zahl verkauft, namentlich nach Konstanz. Dagegen zeigen die oben berührten Angaben über den erforderlichen Getreidesamen am besten, daß die Kommende nur sehr wenig Eigenbau betrieb, also weit entfernt war von dem geschlossenen Hofsystem einer norddeutschen Großgrundherrschaft.

¹ Anmerkung der Schriftleitung: Nur ist bei dieser Annahme nicht recht einzusehen, wieso für diese Post eine solche Summe an Geld eingesetzt werden konnte, da die Kommende unumschränkte Besitzerin der Insel war und daher der „Mainauer“ Käse selbstredend durch Eigenleute hergestellt wurde. Ob hier unter Ref nicht auch, wie sonst damals allgemein, Eichelmast (als Schweinefutter) zu verstehen ist. Vgl. Grimm, Wörterbuch s. v. Käsz, Fischer, Schwäb. Wörterbuch s. v. Ref, und Roth v. Schreckenstein a. a. D. „Ref und Eker.“

Am Hofe einer Erbkönigin.

Nach den Aufzeichnungen einer ihrer Ehrendamen.

Eingeleitet und kommentiert von

F. Schaltegger.

III. Das Straßburger Abenteuer.¹

Oktober 1836 bis Februar 1837.

Der Prinz Napoleon, entschlossen, durch einen Gewaltstreich aus dem Dunkel der Verbannung herauszutreten, hatte seinen Aufenthalt in Arenenberg benützt, um im Sommer 1836 in den Bädern von Baden-Baden und in Rehl durch Vermittlung des Herrn von Persigny mit Offizieren der Garnison Straßburg Beziehungen anzuknüpfen. Er hatte sich mit dem Obersten Vaudrey, dem Befehlshaber des 4. Artillerieregiments, in welchem der Kaiser Napoleon einst seinen ersten Dienst gemacht hatte, mit dem Kommandanten Parquin, dem Gatten der Louise Cochelet auf Wolfsberg, dem Lieutenant Laity und anderen ins Einvernehmen gesetzt und durch dieselben dem Generallieutenant des Departements Niederrhein, General Boirol und dessen Generaladjutanten Kommandant Aimé de Franqueville, dem Gatten der Laura Masuyer und Schwager der Fräulein Valérie, Eröffnungen machen lassen. Allein General Boirol hatte, trotz seinem Kultus des kaiserlichen Ruhms, sich korrekt benommen und es für seine Pflicht gehalten, dem Präfekten und später dem Ministerium von den Zettelungen Mitteilung zu machen.

Zum Verständnis der Folgen sei kurz folgendes in Erinnerung gebracht. Prinz Napoleon hatte sich am 25. Oktober 1836 von Arenenberg wegbegeben unter dem Vorwand, zu einer Jagdpartie in Hechingen bei seinen dortigen Verwandten eingeladen zu sein. Statt dorthin begab er sich aber nach Straßburg, wo er mit seinen Verschworenen in dem Hause der Fräulein Gordon, einer Person von leichten Sitten, den Plan zu einer Schilderhebung besprach und am 30. Oktober in Szene zu setzen versuchte. Die Teilnehmer dieses fecken Unternehmens waren: Oberst Vaudrey vom 4. Artillerieregiment in Straßburg, Kommandant Parquin, Witwer der einstigen Jugendfreundin und Vorleserin der Hortense, Fräulein Louise Cochelet, auf Wolfsberg wohnend, Graf Persigny, ehemals Legitimist, seit 1834 Apostel der Napoleonslegende, wie er sich selbst benannte, ein Graf Bruc, Graf Gricourt, Herr von Quereles, und Lieutenant Laity. Der Anschlag mißglückte, da das Linienregiment in der Fintmattkajerne die Folge verweigerte und die Verschwörer gefangennahm. Herr von Persigny konnte entfliehen, indem er aus dem Fenster sprang; Napoleon wurde vom König mit 16000 Fr. Reisegeld nach Amerika speditiert und die übrigen Angeklagten, die, wie es scheint, den Entflohenen als Hauptschuldigen hinstellten, vor dem Geschworenengericht freigesprochen. Die französische Regierung, aufgebracht über diesen unerwarteten Freispruch, gab dem Platzkommandanten, General Boirol, an dessen Festigkeit über diesen Unternehmen gescheitert war, und einigen andern Offizieren der Garnison den Abschied.

Die Bilder der Angeklagten vor dem Assisenhof finden sich in der Beilage einer in Basel erschienenen Wochenschrift, der Wanderer in der Schweiz, Jahrgang 1837, betitelt, „der Wanderer, Mitteilungen aus der Fremde“ Nr. 34. Bedeutende oder geistvolle Gesichter sucht man vergebens auf dem Bilde.

¹ Siehe Revue des deux Mondes vom 1. August 1915. Die beiden ersten Abschnitte siehe in Schriften 45, Seite 93—178.

Arenenberg, 31. Oktober 1836.

Montag, den 31. Oktober läßt die Königin mich zu sich rufen und sagt zu mir: „Sehen Sie, was Louis mir schreibt: er ist Herr von Straßburg.“ Ah, gnädige Frau, welch ein schreckliches Unglück!“ entgegnete ich und barg mein Antlitz in meinen Händen, denn ich machte mir keine Illusionen. Der Prinz berichtete, er sei Herr von Straßburg. Die Truppen hätten sich empört und das Volk habe sich dem Aufstand angeschlossen. Er habe seiner Mutter den wahren Sachverhalt beim Abschied verheimlicht, habe zwar nicht gewußt, daß man ihm mit solchen Anerbietungen entgegenkommen werde, habe aber sofort zugesagt; alles gehe gut und er werde den Boden Frankreichs nicht mehr verlassen.

Ich teilte seine Zuversicht nicht und zitterte an allen Gliedern und hatte Mühe, um vor der Königin ruhig zu erscheinen. Rousseau¹ lief weinend herzu. Die Königin machte ihm sanfte Vorwürfe, er soll doch die Angelegenheit nicht so schwer aufnehmen, das bringe Unglück. Ich trat auf ihren Gedankengang ein, wegen der möglichen Folgen und bat sie, woran sie selbst schon gedacht hatte, sich zur Abreise bereit zu halten, damit sie von den Österreichern nicht erwischt werde, falls diese, sobald die Kunde nach Bregenz gelange, in die Schweiz einfallen würden. Ich hätte ihr gerne geraten, das tiefste Geheimnis über die Angelegenheit zu wahren, dem von Parquin gesandten Kurier Schweigen aufzuerlegen und ihn so bald wie möglich zurückzusenden, damit die Nachricht nicht von hier aus verbreitet werde. Aber es war schon zu spät. Die Bedienten wußten schon alles. Die Königin hatte, sowie der Kurier angelangt war, um 2 Uhr in der Nacht, Frau Salvage,² Herrn Cottrau³ und Herrn Arèse⁴ wecken lassen und ihnen Mitteilung davon gemacht, um ihre Ansicht zu hören. Ich war traurig und schwieg, als ein Wagen anlangte, dem ein junger Mann mit Schnurrbart entstieg. Ich eile ihn zu empfangen und zu erfahren, was er für Nachrichten bringe; ich führe ihn in die Bibliothek, wo die Königin ihn sprechen wollte. Er hinterbrachte uns Näheres über das verhängnisvolle Abenteuer, und ungläubig hörte ich zu. Er hieß Lombard, war Militärarzt und einer der Mitverschworenen. Er hatte die Nacht mit dem Prinzen zugebracht. Als die Empörung ausbrach, war er mit einer Rotte Kanoniere beauftragt worden, sich der Druckerei Silbermann, wo der „Courrier du Bas-Rhin“ gedruckt wird, zu bemächtigen und war im Begriff, eine Proklamation in Druck zu geben, als ihm gemeldet wurde, der Prinz habe vor dem 46. Infanterieregiment Mißerfolg gehabt und sei mit seinem ganzen Stabe gefangen genommen worden. Bei einem Freund hatte er seine Kleider gewechselt und floh, um uns Nachricht zu bringen. Die Königin nahm sie, so niederschmetternd sie lautete, mit übernatürlichem Mute auf. Ich konnte es nicht glauben und war geneigt, diesen Menschen für einen Spion zu halten, der gekommen sei, uns die Wahrheit zu verheimlichen und uns auszuholen, und ich sagte mit Fr. Salvage: „Wie, man hat keine Hand gerührt, ihn zu retten? das ist ja ein Hinterhalt, eine Falle, die man ihm gestellt hat, um ihn zu verderben!“ Ich ging ab und zu in den Salon zu Herrn Rügger,⁵ der im Begriff zu verreisen uns seine Dienste anbot. Ich teilte dies der Königin mit und fügte bei, wenn sie einen zuverlässigen Mann nach Straßburg senden wolle, würde keiner sich besser hiefür eignen als einer vom Hause des Fürsten von Fürstenberg. Die Königin billigte meinen Vorschlag und schrieb Briefe an den

¹ Der Milchbruder der Königin und Verwalter auf Arenenberg.

² Die Gesellschaftsdame. ³ Der Maler. ⁴ Ein Mailänder Graf und Gesellschafter des Prinzen.

⁵ Kurier des Fürsten von Fürstenberg.

General Voirol und an den König, während ich an Laura einige Worte hinwarf. Herr Rügger schrieb an seinen Fürsten, um ihn von seiner Abwesenheit zu verständigen, und ich nähte ihm eben meinen Brief an Laura in die Kravatte, als ich vernahm, Georg Fehrvang, der Koch, der uns vor einigen Wochen verlassen hatte, sei von Straßburg zurück, um der Königin die Gefangennahme ihres Sohnes zu melden. Er brachte das Journal du Bas-Rhin mit, in welchem über das Attentat und die Gefangennahme des Prinzen in der Finkmatkafarne berichtet war. Kein Zweifel blieb übrig: das Unglück war geschehen, und das Blatt ging von Hand zu Hand. Rousseau und Elise erstickten fast vor Schluchzen. Ich war kühl und ruhig, mutig und resigniert. Die Königin dankte Herrn Rügger und entschied, der Koch solle die Briefe nach Straßburg bringen. Rousseau drängte zur Abreise, als die Königin, die uns die von ihr geschriebenen Briefe zu lesen gab, um unser Urtheil darüber zu hören, zu mir sagte:

„Frl. Masuyer, gehen Sie damit! Reisen Sie und sagen Sie zur Ergänzung meines Schreibens dem General Voirol¹ alles, was ihn erweichen könnte. Ich habe so geschrieben, daß er meinen Brief zeigen und schicken kann. Aber er soll meinen Sohn retten! Ein alter General des Kaisers kann das Blut eines Neffen desselben nicht vergießen wollen. Gehen Sie und retten Sie ihn um jeden Preis! Vielleicht würde er dem König einen Gefallen tun, wenn er ihn entwischt läßt.“ „Nur die Flucht kann ihn retten“ sagte Frau Salvage; „und mit Geld kann man alles; geben Sie 30, 40, 100 000 Franken; versprechen Sie alles; aber retten Sie ihn!“

Ich ließ ihr die Adresse Sabines² zurück, um mir die Anweisungen an die Bank nachzusenden, und in drei Minuten war ich reisefertig, da ich nur meinen Nachtsack mitnahm und mich warm anzog. Ich eilte in Begleitung von Herrn Rügger, Felix und Frau Salvage nach Mannenbach hinunter, um mich nach Radolfzell übersetzen zu lassen. Ein kalter Schneewind wehte und das Segel brachte das Boot ins Schwanken. Aber falls ich hätte ertrinken müssen, so wäre mir nur bang gewesen wegen des Verlusts der Briefe. Denn es handelte sich da um eine militärische Angelegenheit. Ein Kriegsgericht würde in Sachen zu urtheilen haben und in 24 Stunden konnte der Prinz standrechtlich erschossen werden.

Wir brauchten 2½ endlose Stunden zur Überfahrt; es war noch Nacht, da wir nach 5 Uhr abgefahren waren. Als wir uns in Radolfzell dem Ufer näherten, schickte ich Georg, um den Postwagen aufzuhalten, und folgte mit den Bootsleuten und dem Gepäck. In der Herberge schrieb ich einige Zeilen an Rousseau, ob er daran gedacht habe, dem ersten Kurier, der am Morgen mit Bourlini verreist war, einen Mann mit den Pferden des Prinzen nachzusenden. . . . In Stockach sah ich mich, weil alle Plätze schon besetzt waren, genötigt, dem Postwagen in einem schlechten Fuhrwerk zu folgen, wo ich mit dem Koch auf dem Rücksitz Platz nehmen mußte. Aber zu sehr nahmen Angst und Kummer meine Sinne gefangen, als daß ich von Kälte und Ermüdung etwas gespürt hätte.

In Donaueschingen ließ ich Georg rufen, um mit ihm die Schritte, die wir in Straßburg zu tun hatten, zu verabreden. Ich sagte ihm, ich würde bei Sabine wohnen, er soll mich aber nicht dort aussuchen, um einander nicht in Verdacht zu bringen. Er soll mich um 4 Uhr morgens im Münster erwarten. Ich werde mich dort einfinden

¹ Schriften Heft 45, Seite 159.

² Frau Thiebaud, alte Kammerfrau der Hortense in Straßburg.

und ihm sagen, wozu ich ihn brauchen könne. Da Karl nicht mit dem Prinzen gefangen genommen worden war, soll er ihm sagen, er soll auch dorthin kommen, um mich zu sprechen. . . .

In der Herberge hörte ich etwas murmeln von Straßburg und Napoleon; aber ich wollte mich nicht in das Gespräch mischen. In Hausach machte der Postwagen Mittagsrast. In Offenburg haben wir zu Abend gegessen. An unserem Tische saßen junge, mittellose Leute, einer darunter in Uniform mit rotem Kragen und Umschlägen. Ich erkannte sie bald als zwei jener Unglücklichen, die in Straßburg sich kompromittiert hatten; sie sprachen von denen, die vor ihnen entkommen waren, und sagten, sie gingen alle nach Konstanz. . . .

Abends 10 Uhr langten wir ihn Kehl an. Um diese vorgerückte Stunde konnte ich mich nicht zu Sabine begeben, ohne im Quartier Aufsehen zu erregen. . . . In der Herberge war weder Platz noch Zimmer zu haben. Georg hatte für mich ein Nachtlager in der „Blume“¹ gefunden. Er übergab meinen Nachtsack einem Manne, der mich mit einer Laterne hinführte, während er so schnell, als ihn die Beine trugen, nach Straßburg lief, um vor dem Postwagen das Stadttor zu passieren.

Ein kleines Zimmer und ein sehr hartes Bett wurden mir von einer leidlich hübschen, neugierigen und geschwätigen Tochter angewiesen, mit der ich bald Bekanntschaft geschlossen hatte. Da die Mädchen in diesem Alter alle ihre Liebhaber haben, sagte ich zu ihr, ich hätte auch einen, und empfahl ihr, einen Brief, den ich der Königin schrieb, unter der Adresse Herrn Friedensrichter Ammann, den ich für meinen Liebsten ausgab, wohl zu besorgen. In Straßburg angekommen, schrieb ich nochmals durch den Kutscher, der mich hergeführt hatte und den ich warten ließ bis nach meiner Audienz beim General. Später habe ich noch einen Brief von Straßburg aus geschrieben, den ich unter der Deckadresse Abbé Dauzas in St. Ludwig abschickte. Er ist nie an seine Adresse gelangt. . . .

Laura (von Franqueville) an ihre Schwester.

Straßburg, Sonntag 30. Oktober, 6 Uhr morgens.

Liebe Fanny! Ich bin in schrecklicher Verlegenheit; ich zittere so, daß ich möglicherweise außerstande bin, dir den Grund meiner Aufregung zu erzählen. Heute morgen wurden wir geweckt durch Lärm und Rufe, die meinen Gatten aus dem Bett gejagt haben. Er eilte ans Fenster und sah viel bestürztes Volk laufen. Einen Augenblick später kam mein Kammermädchen, das zur Messe gegangen war, und sagte mir, der junge Napoleon sei angekommen; das 4. Artillerieregiment, Musik voraus, den Säbel gezogen, schreie: „Es lebe Napoleon!“ Mein Gemahl warf sich in die Kleider und lief zum General (Voïrol). Seither habe ich ihn nicht wiedergesehen. Ich höre immer Bewegung in der Stadt. Brauknechte, Metzgerburschen und Bäckergefelln laufen von Zeit zu Zeit über die Gasse; ich weiß nicht was eigentlich vorgeht; aber sicherlich geschieht was. Unser Bäcker, der vom Stephansplatz kommt, sagt, er habe gesehen, wie der junge Napoleon den Truppen eine Fahne überreicht habe. Was bedeutet denn das?

Soeben habe ich Adèle zum Generallieutenant gesandt, um zu erfahren, was vorgeht. Sie ist zurückgekommen und hat gesagt: Frau Voïrol sei mit einem Generalstabs-offizier in Uniform und allen Hausbedienten im Hof gestanden.

¹ Gasthaus, in welchem der Prinz mit den Verschworenen Zusammenkünfte hatte.

Ich habe sie sofort wieder gesandt, sich beim Portier zu erkundigen, wo mein Gemahl und ob General Voirel ausgegangen sei. Mein Gott! wenn etwas Unkluges passiert wäre; das Unglück, das daraus entstehen könnte, wäre unberechenbar! Mein armer Aimé wäre in erster Linie kompromittiert, und ich bin, wie du wohl begreifen wirst, in Angst und Schrecken. . . .

Sonntags 11 Uhr. — Bin in trostloser Verzweiflung, Fanny. Was für eine Schuld tragen die, welche diesen unglückseligen Prinzen in dieses tolle Abenteuer hineingeritten haben, unterstützt durch den Obersten Baudrey¹ und diesen elenden Parquin! Man hat alle drei gefangen gesetzt. Die arme Mutter!² . . . Sie hat ohne Zweifel keine Ahnung gehabt von diesen verwegenen Plänen. Bilden sich nicht diese Leute ein, sie könnten eine Revolution heraufbeschwören, eine so starke, wohlbestellte Regierung stürzen mit einer Handvoll bezahlter und trunkener Truppen! Nicht ein Regiment der Garnison, nicht einmal eine Handvoll Volk hat zu Gunsten des Prinzen demonstriert! Die Narren haben den Kopf verloren! Warum haben sie nicht auf den Rat gehört, den mein Mann einem ihrer Agenten im Namen des Generals gegeben! Man hat diesen unglücklichen Prinzen über die Lage in Frankreich, über die öffentliche Meinung getäuscht. Es ist mir nicht möglich, dir alles zu schildern, was in diesen verhängnisvollen Morgenstunden alles passiert ist. Meine Gedanken sind so verwirrt, ich bin noch so bestürzt und aufgereggt, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht; ich hätte auch die Zeit nicht dazu. Aimé reist im Auftrag seines Generals nach Paris!

Abends 5 Uhr. Endlich bin ich allein, liebe Fanny, und ich kann diesen traurigen Brief, der dich in Bestürzung versetzen wird, zu Ende führen. Mein armer Gemahl also ist unterwegs nach Paris! Es regnet und schneit, kurz abscheuliches Wetter! Meine Schwiegermutter hat Fieber, und die Aerzte sagen, sie werde es nicht mehr lange machen. Ich verspüre einen Alp auf meinem Herzen, eine schreckliche Traurigkeit. Welch ein Tag! Ich kann nicht mehr!

Gib mir Nachricht von Valérie; ich wage es nicht, ihr zu schreiben, aus Furcht, ich könnte meinen Gemahl kompromittieren, der es mir übrigens ausdrücklich verboten hat. Obschon ich den Prinzen tadelnswert finde, kann ich doch nicht umhin ihn zu beklagen. Er ist in entsetzlicher Lage, die mich in Verzweiflung bringt. Dieser Oberst Baudrey ist ein Narr und Dummkopf, und der Prinz ist sehr unklug und verblendet. Welches Unglück, daß wir nach Straßburg gekommen sind. Ich wollte, ich wäre tausend Meilen weg von hier! Gehet nicht der Prinz hin und nennt im Verhör meinen Mann und sagt, er habe nur Beziehungen zu ihm! Welche Inkonsequenz! Meinen Mann, dem er ein einziges Mal in seinem Leben begegnet ist und dem er sich wohl gehütet haben würde, Mitteilungen zu machen oder machen zu lassen über seine waghalsigen Unternehmungen! Zu sagen man kenne jemand, den man nur einmal gesehen und dem man nie ein Wort geschrieben hat. Diesem unglücklichen Menschen fehlt's an Ueberlegung, an gesundem Urtheil und an Takt! Ist's möglich sich einzubilden, man könne eine Revolution in Szene setzen mit Herrn Baudrey und Parquin, als General verkleidet! Das ist ja absurd, ja toll! Oberst Baudrey konnte sich auf seine Soldaten so wenig verlassen, daß nicht einer seinen Säbel zu seiner Verteidigung zog, als man ihn festnahm; kein Säbelhieb wurde ausgeteilt, kein Flintenschuß abgegeben, und das Volk hat keine Hand gerührt

¹ Vgl. Schriften Heft 45, Seiten 159. 161.

² Gemeint ist Königin Hortense.

zu Gunsten der Verschwörer. Nach zwei Stunden war alles vorbei und die Stadt ganz ruhig. Man ist allgemein erstaunt und jedermann fragt sich auf der Gasse, was das denn für ein junger Mensch sei. Wo er denn hergekommen und was er eigentlich gewollt habe. Man sagte: er sei ein Sohn Luciens oder Jérômes. Der General hat sehr viel Festigkeit und Geistesgegenwart gezeigt, während weder der Prinz noch der Oberst Proben davon gaben. Man möchte die Achsel zucken. Man behauptet, seine Mutter sei eine Intrigantin und habe ihn hineingeritten. Ich kann es nicht glauben . . . ihr letztes Kind!

Nachdem ich dir heute morgen einige Zeilen geschrieben, lief ich zum General, da ich glaubte, es komme zum Kampf . . . aber alles war schon vorbei . . . der Prinz festgenommen, der General Voirol zu Pferde bei den Truppen und mein Mann in der Zitadelle. Der Prinz, Herr Parquin und der Oberst Vaudrey an der Spitze von ein paar hundert Mann hatten mit einem kaiserlichen Adler voraus die Stadt durchlaufen, den Präfecten festnehmen, den General Lalande und den Obersten Reboul konsignieren lassen und waren dann zum General Voirol gegangen, um sich seiner Person zu bemächtigen. Drei Artillerieoffiziere gelang es, ihn aus seiner Amtswohnung herauszulocken. Herr Vaudrey ist mit dem Prinzen, Parquin und seinen Truppen nach der Finkmattkaserne geeilt, um das 46. Linienregiment aufzuwiegeln, das aber nicht mitmachte. Da wurden sie umringt und festgenommen! Bald darauf ist der General dazugekommen und hat sie ins Gefängnis abführen lassen, hat die Garnison inspiziert und alles ist zur Ordnung zurückgekehrt. — Jedermann begreift unsern Kummer und die schiefe Lage, in der sich Aims befindet. Der General Voirol hat ihn ans Kriegsministerium abgesandt. Ich gab mein ganzes Vermögen drum, wenn die unglückselige Geschichte von heute morgen nicht passiert und Aims nicht hier in Straßburg Adjutant des Generallieutenants gewesen wäre.

Tagebuch der Valérie (Fortsetzung).

Freitag, 4. November, einmal in Sicherheit in meiner Herberge zu Kehl habe ich mich hier häuslich eingerichtet; ich habe viel geschrieben und konnte nach so vielen leiblichen und inneren Leiden nicht schlafen. Den Abend zuvor hatte ich der Königin geschrieben, um ihr meine Rückkehr nach Kehl zu melden. Dazu die mit Nummer 5, 6 und 7 versehenen hier beiliegenden Blätter, die ich bereit machte, um sie mit der Post, die morgen abgeht, zu senden.

Kehl, Freitag, 4. November 1836, 2 Uhr.

(Nr. 5.) Endlich kann ich Ihnen verständlicher schreiben, und das wird mir einigermaßen die Langeweile meines hiesigen Aufenthalts vertreiben. Ich habe Ihnen meine Ankunft in Straßburg bei Sabine gemeldet, die von allen unsern hiesigen Bekannten diejenige war, bei der ich am meisten Sicherheit und Hingebung finden konnte. Sie ist besser als ich mit dem Arzt (General) bekannt und dies hat über meine Wahl entschieden. Kaum ausgestiegen, eilte ich mit ihr zu ihm; er war umgeben, mit Konsultationen beschäftigt, und das Warten erschien mir unerträglich. Er war noch im Bett, und wohl oder übel begaben wir uns an sein Bett. Ich fand ihn erbittert darüber, daß man, nachdem man ihn brieslich und dann noch persönlich um Rat gefragt, nachdem er vor drei Monaten seine Meinung frank und frei ausgesprochen, man doch seinen Rat schlägen

entgegen gehandelt habe. Aber seine Gutmütigkeit und seine angeborene Großmuth hatten seine Erbitterung bald überwunden. Sogar noch ehe er mich gesehen, hatte er sich so benommen, wie wir nur wünschen können. Gestern abend war er, so bald er von ihr einen Brief erhalten, zu der Kranken (Prinzen) geeilt und hat, eine Stunde lang mit ihr sich unterhaltend, ihr alles gesagt, was ihr nützlich sein konnte. Er bot mir an, mich zu ihr zu führen, ihr Nachricht von mir zu geben und auch über sie zu berichten. Eine Stunde später änderte sich die Lage, nicht für sie, aber für die andern. Ich konnte nicht so lange bei ihr bleiben, wie ich wünschte. Man kam um mit ihm die Angelegenheit zu besprechen, und seine Frau hat mich in ein Nebenzimmer geführt und mit mir Tränen vergossen über das so interessante Los der armen Kranken (Prinzen). Um mich ein wenig von meinen Kümmernissen abzulenken, hat sie mir Stadtneuigkeiten erzählt; so u. a. hat sie mir berichtet, die Person, die mich aus dem Zimmer ihres Mannes vertrieben, habe ihm soeben von einer andern Verhaftung Kunde gebracht, diejenige eines Kochs, den man seit 3 Tagen gesucht habe, und ihr Mann schliesse daraus, die Dame (ich), die mit ihm gereist sei, könnte am Ende das gleiche Schicksal mit ihm teilen, sobald man ihre Anwesenheit in Erfahrung gebracht habe. Ich habe ihm gesagt, es sei sehr gütig von ihm, sich darüber zu beunruhigen. Das sei der Mühe nicht wert, er soll nur für die Kranke besorgt sein. Im übrigen möge geschehen, was da wolle, so wünschte ich, daß sie beide nicht mehr Aufhebens davon machten als wie ich selber. Sie hat mir auch erzählt, man habe noch andere Verhaftungen vornehmen wollen. — Die erste, an die man gedacht habe, sei die des Generaladjutanten und seiner Frau (Laura) gewesen aus Anlaß einer gewissen Reise. Aber der General habe es nicht zugegeben, habe für beide gutgestanden und zum Beweis, daß der Gatte sein Vertrauen verdiene, habe er ihn nach Paris gesandt, um dort über das Vorgefallene zu rapportieren.

Nach zwei Stunden für beide interessanter Unterhaltung hat die Frau des Arztes (Generals) mich über die kleine Treppe ihrer Wohnung durch den Garten geführt und mir eine Hintertüre, zu der sie den Schlüssel hatte, geöffnet und gesagt, ich werde sie offen finden, wenn ich abends wiederkomme. Wir verabredeten, sie wolle ihre Kammerfrau schicken um ein Paket mit Hemden, die Georg mir für Karl (den Bedienten des Prinzen) zurückgelassen habe, und ihr Gatte werde es um 4 Uhr der Kranken bringen lassen, wenn er sie besuche. Gleichzeitig wolle sie mich wissen lassen, wenn ich am Abend wiederkommen soll um zu erfahren, was tagsüber mit ihr geschehen sei. . . . Ich bin getröstet zurückgekommen und beeile mich, es Ihnen zu sagen. . . .

Die Stunden gingen hin; niemand kam; ich zählte sie in unaussprechlicher Angst, und da ich darauf gefaßt war, heute niemanden mehr zu sehen, schrieb ich der Kranken, um ihr von Euch Nachricht zu geben und steckte den Brief in ein Billet an die Frau des Arztes, das ihr Sabine heute morgen überbracht hat, sobald es tagte, aber ohne, wie ich gehofft, sie sehen zu können. . . . Sie hat auch Laura einen Brief von mir gebracht, den ich verloren glaubte; er war aber nur verspätet und abends zuvor angekommen. Die arme Frau ist in einem erbarmungswürdigen Zustand. Es ist schwer, sich in ihre kritische Lage hineinzudenken: auf dem Punkt, verhaftet zu werden, umringt und belagert von Spionen, wagt sie sich nicht zu rühren, verlassen, wie das Unglück immer ist — ohne ihren Gatten, ohne ihren Vater; am Bett einer Sterbenden hat ihre Kraft versagt; sie ist auch krank, und um das Maß ihres Leidens voll zu machen, hat eine Freundin, die mit dem Staatsanwalt eng befreundet ist, ihr mitgeteilt, man

weise, daß ihre Schwester hier sei, und man suche sie, um sie zu verhaften. Die arme Laura hat darüber den Kopf verloren; denn der Gedanke, ein geliebtes Herz in Gefahr zu wissen, einen zwanzigjährigen Freund in einem so kritischen Moment zu verlieren, da ihr Gatte den Weg einer harten und schweren Pflicht ging, versetzte sie in Verzweiflung. Glücklicherweise ist ein Brief ihres Gatten eingetroffen, der Balsam in ihre Wunden gießt.

Kommen wir auf den Adjutanten zurück (A. de Franqueville), der nach Paris verreist ist. Da der Telegraph seine Abreise von hier meldete, holte ihn bei Ankunft der Briefpost ein Adjutant des Königs ab und führte ihn, ohne ihm Zeit zum Kleiderwechsel zu lassen, in die Tuilerien, wo die Minister und die königliche Familie um den König versammelt waren, um den Inhalt der Depeschen, die er brachte, zu prüfen. Sie wurden vor allen laut vorgelesen. Nach zwei bis dreistündigen Verhandlungen hat man ihm erlaubt, sich zurückzuziehen. Er hat von den langen und lebhaften Unterhandlungen nur zwei Dinge behalten, die er seiner Frau mitzuteilen sich beeilte, das eine, daß das Leben des Prinzen nicht bedroht sei und daß er schlimmsten Falls mit Gefängnis davonkommen werde, das andere war die Überzeugung aller, die Mutter des Prinzen wisse nichts von diesen Zettelungen und sei ihnen völlig fremd.

Rehl, Freitag, 4. November, 3 Uhr.

(Nr. 6.) Der nämliche Freund des königlichen Anwalts gab Laura den Rat, keine ihrer Schwestern weder zu sehen, noch ihnen zu schreiben, weil unter den Akten des beginnenden Prozesses sich ein Paß von Sigmaringen befinde. Sabine kam mit all diesen Nachrichten und bat mich unter Tränen, an meine eigene Sicherheit zu denken. Unter den Gründen, die sie anführte, war der einzige, der mich rührte, der, daß ich, einmal verhaftet, weder mir noch andern mehr nützen könnte. Doch wollte ich nicht abreisen, bevor ich den Arzt und seine Frau gesprochen oder doch Nachricht von ihnen erhalten habe. Die Stunde, da die Pariser Post anlangt, war vorüber, und ich saß auf Kohlen zu erfahren, was sie gebracht habe. Statt auf Sabine zu hören, schickte ich sie, um ein Abonnement des Tagblatts zu nehmen, und von da zum Arzt. Die zwei Stunden, die sie dazu brauchte, kamen mir endlos vor, und als sie kam, machte sie ein betrübtes Gesicht, so daß ich schon glaubte, sie bringe irgend eine schlimme Nachricht; denn der Zustand der Kranken erlaubt keine Aufregung. Glücklicherweise geht's ihr stetsfort gut. Sabine konnte den Arzt nicht sehen. Er ist so von Konsultationen in Anspruch genommen in seinem Privatkabinet, daß es unmöglich ist, ihn zu sprechen. Selbst seine Frau hat ihn den ganzen Tag nicht zu Gesicht bekommen und mein Billet, das ich ihr für sie mitgegeben, nicht erhalten. Er hat sie nur einen Augenblick gesprochen, um ihr zu sagen, ich soll sofort abreisen. Sabine, die mir diese Neuigkeiten überbrachte, berichtete mir alles, was sie über die Vorgänge in der Stadt von der Frau des Arztes erfahren hatte.

Da der General von Paris nichts erhalten hatte, erwartete er seinen Adjutanten. Bis dahin standen die Verhafteten unter seinen Befehlen und wurden dementsprechend behandelt. Aber der Oberstaatsanwalt des Kolmarer Gerichtshofs war gekommen, um die Leitung des Prozesses an Hand zu nehmen, und hatte sich mit der ganzen Strenge der Justiz desselben bemächtigt. Alle Verhafteten waren in Geheimarrest. Der Prinz,

der zuerst in der Zitadelle in einem Zimmer im ersten Stock des Flügels, der das Stadttor beherrscht, untergebracht worden war, wurde soeben ins Staatsgefängnis übergeführt, wo er zwar das beste Zimmer hat, aber immerhin ein düsteres und vergittertes, während in der Zitadelle ihm der rege Verkehr, der unter seinen Fenstern durch die einzige Verbindung mit der Stadt stattfand, Zerstreuung brachte. Dem Oberlieutenant, der mit der Gefängniswache betraut war, hatte der General bei seiner Ernennung gesagt, er soll im Bezug auf den Gewahrsam des Prinzen seine Pflicht tun, ihm aber alle die Rücksichten angedeihen zu lassen, die seinem Rang gebühren und alle seine Wünsche, die Freiheit ausgenommen, zu erfüllen und ihn das wissen lassen. Der Prinz machte denn auch so ausgiebigen Gebrauch davon, daß der mit seiner Bedienung Beauftragte genug zu tun hatte, alle seine Einfälle zu befriedigen, und sehr froh war, als der Prinz in die Stadt verbracht wurde.

Sabine drang beständig in mich, die Stadt zu verlassen. Der Arzt (General) hatte seiner Frau gesagt: „Sie muß sofort abreisen!“ und seither waren drei Stunden vergangen. Sabine saß wie auf Kohlen. Ich überlegte, was ich zu tun hätte; es war vier Uhr, in einer Stunde Nacht, und ich müßte schon besonderes Pech gehabt haben, wenn man gerade in dieser Stunde an mich gedacht hätte. War erst einmal die Nacht da, so war ich bis zum andern Morgen sicher, da solche Unternehmungen nur selten nach Sonnenuntergang gemacht werden. Was mich unruhig machte, war einzig die Erregung, mit der die arme Sabine die Stunden zählte. Aber ich hatte noch soviel zu tun. Ich war mit dem Vorsatz gekommen, zwei Frauen zu sehen, hatte aber bisher erst eine gesehen. Als es Nacht geworden, schrieb Sabine der zweiten ein Briefchen, worauf diese alsbald erschien, da sie ahnte, es möchte sich um mich handeln. Ich will sie Jenny¹ nennen; durch sie soll ich die an Frau Thiébaud adressierten Briefe erhalten. Sie kennt mich so gut, daß sie alles begriff und mich erwartete, da sie zum voraus vermutete, was ich im Schilde führte; sie hatte schon an manche Dinge, die ich ihr gerne aufgetragen hätte, gedacht. Ich konnte offen mit ihr über meine liebe Kranke (den Prinzen) sprechen, deren Lage ihr nicht minder zu Herzen geht als denen, die ihr ganz ergeben sind. Aber sie ist ganz der Meinung, daß man den Anordnungen des Arztes (General) nicht zuwider handeln dürfe und sich wohl hüten müsse, hinter seinem Rücken unzeitgemäße Mittel anzuwenden. Wenn die Gefahr einmal drohend würde und der Arzt auf die so notwendige Luftveränderung nicht eintreten wollte, dann sei es an der Zeit, es ihr zu reichen, aber erst wenn es gelte, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. . . . Ich sprach ihr auch von dem Wunsch der Frau Anna, das bewußte Haus zu kaufen. Sie meint aber, das wäre eine schlechte Spekulation; man müsse bedenken, daß wenn das Geld lange brach liege, dies Haus den großen Nachteil habe, dem neuen Gefängnis benachbart zu sein; die vergitterten Fenster des Gefängnisses schauen alle über die Zwischenmauer zwischen dem Garten des Hauses und dem Gefängnishof, und das sei unangenehm. Sie ist momentan in Unterhandlung mit einer Institutslehrerin, die Jenny zuweilen besucht und bereit wäre, die junge Tochter, von der man ihr gesprochen hat, bei sich aufzunehmen. Von den Fenstern aus sieht man den Gefängnishof voll Truppen, die scharf geladen und den Befehl haben, beim geringsten Fluchtversuch zu schießen. Alle fünf Minuten durchlaufen Patrouillen die benachbarten Straßen, und alle Wachtposten der Stadt sind

¹ Sie hieß wirklich, wie aus dem Nachfolgenden hervorgeht, Virginie Cottrau, und war die Schwester des Malers Cottrau, der als Gast auf Arenenberg weilte.

verdoppelt. Die von Compiègne zurückgekehrten Regimenter wetteifern mit einander. Seit gestern sind die Gefangenen in strengster Einzelhaft, selbst der Prinz, den man von seinem Kammerdiener getrennt hat. Man weiß nicht, geschieht das wegen dem Generalanwalt und dem Verhör, oder weil man entdeckt hat, daß die Soldaten dieses unglücklichen vierten Artillerieregiments das Gefängnis in Brand stecken wollten, um dem Prinzen zur Flucht zu verhelfen, über den es nur eine Stimme gibt und dem man ungeteiltes Mitgefühl entgegenbringt. Er gewinnt aller Herzen durch seine Güte, seine Ruhe, seinen Edelmut, seine Würde im Unglück. Die Proklamationen, die er erlassen hat und die beschlagnahmt wurden, sollen ganz vortrefflich sein. . . .

Freitag, 4. Nov., 6 Uhr abends.

(Nr. 7). Der Zufall will es, daß der vom Prinzen gewählte Unterhändler ein alter Diener Jennys ist . . . Sie nimmt ihn sehr gut auf und hätschelt ihn, um über alles, was im Gefängnis passiert, unterrichtet zu werden. Er kommt mehrmals des Tages, um ihr zu berichten, er (der Prinz) habe gut geschlafen, esse mit gutem Appetit, sei gut bedient, sei ruhig und heiter und stets wohl aufgelegt, schreibe viel, besonders an seine Mutter. Jenny hat eine Liste von allen Tagesblättern gesehen, die er verlangte und die man ihm geschickt hat. Auch eine Menge Bücher hat er kommen lassen. Seit er in Einzelhaft ist, öffnet der Oberstlieutenant die Zeitungen und untersucht die Bücher, ob nicht ein Brieflein drin stecke. Die jungen Oricourt und v. Querelles, die zugleich mit dem Prinzen gefangen gesetzt wurden, haben in ihrem Verhör viel Edelmut und Ruhe bewiesen. Auf die Frage nach ihrem Beruf haben sie geantwortet: „Ordonnanzoffiziere des Prinzen Napoleon Louis Bonaparte.“ Die Antworten des Prinzen sind ganz seiner würdig. Auf die Frage nach seinem Wohnort hat er geantwortet: „In Verbannung.“ Man sagt, die Korrespondenz Baudrey, die bei Fr. Gordon¹ aufgefangen worden ist, entlaste ihn vollkommen. Unter andern Sachen, die man berichtete, wiederholt man sich diese: er habe in Frankreich weder einen Bürgerkrieg entfesseln, noch die Brandfackel der Zwietracht in sein Vaterland werfen wollen. Herr Baudrey soll beim Eintritt ins Gefängnis ausgerufen haben: „Ach, man hat uns verlassen; aber wartet nur, wir werden uns rächen und alle angeben!“ In der That haben er und Fr. Gordon viele bloßgestellt und zu vielen Verhaftungen Anlaß gegeben.

Man kann sich die schnelle Entdeckung der Reisebegleiterin des Kochs nur durch die Albernheit erklären, mit der er sie im Postbuch stets mit vollem Namen eingeschrieben hat. Man hat ihr den Rat gegeben, sofort zu verreisen; sie sei zu bekannt hier, und man werde sie einstecken, wenn diese Warnung sie nicht rechtzeitig genug, um sie zu befolgen, erreichen würde; sie müsse sagen, sie habe sich mit ihrem Schwager überworfen; er sei wütend, daß er ihretwegen bloßgestellt; sie müsse auch aussagen, sie habe sich mit einer andern Dame (der Königin) überworfen, die ihr zürne, weil sie einer Familie angehöre, die mit ihren Anschlägen nichts zu tun haben wolle, und daß sie, von der einen verschmäht und von der andern zurückgewiesen, sich nicht mehr zu helfen wisse. Mir scheint, wenn der Oberst wirklich gesagt hat, was man von ihm behauptet, ist es ihre Pflicht, sich festnehmen und ihm gegenüberstellen zu lassen, um eine verleumderische Beschuldigung zu widerlegen, welche die andern nicht minder als

¹ Fr. Gordon, in deren Haus die Verschworenen ihre Zusammenkünfte gehabt.

sie selbst bloßstellt. Das ist etwas, das reiflich überlegt sein will mit Verstand und Vernunft und nicht übers Knie abgebrochen werden darf.

Parquin ist sehr niedergeschlagen; Vaudrey auch. Dieser hat den Anwalt des Königs um eine Unterredung mit Fr. Gordon gebeten. Man gab ihm zur Antwort, wenn Fr. Vaudrey käme, würde man sich überlegen, was zu tun wäre. . . . Als man bei dieser Frau zur Verhaftung schritt, fand man sie eben damit beschäftigt, den Briefwechsel Vaudreys mit Herrn v. Persigny¹ zu verbrennen. Dieser ist ohne Hut entkommen, indem er aus dem Fenster sprang. Man glaubt, er sei in Baden-Baden ohne Kleider und Geld. Karl war Montags bei der Schauspielerin, welche die Rolle der Sophie (Laura) so gut gegeben hat, und hat ihr ein Taschenbuch seines Herrn übergeben und einen Sack mit Silbergeld mit der Bitte, es gegen Gold auszutauschen, was ihr aber unmöglich war. Die Briestafche hat sie Jenny übergeben, die sie an sicherem Ort verwahrt; dann hat sie dem Direktor (General) mitgeteilt, ihr sei eine Geldsumme übergeben worden, ohne den Betrag zu nennen. Er hat ihr geantwortet, sie habe klug daran getan, ihm Mitteilung davon zu machen, da der Anwalt des Königs ihn vor einer Stunde bereits darüber verständigt habe. Andern Tags kam der Kammerdiener des Herrn v. Persigny zu ihr mit der Bitte, den vierten Teil der Summe nach der Villa zu Baden-Baden zu senden und ihr zu diesem Zweck eine Adresse zurückgelassen, welche die arme Frau sofort Jenny übergeben hat, welche die Sendung übernahm. Man kam überein, Jenny soll die Dreiviertel der Summe zu hande nehmen für unsere Aufträge. . . . Jenny hat zwei Söhne, die sie vergöttert, aber zu sehr als unmündige Kinder behandelt, und insolgedessen nicht in ihre Geheimnisse einweiht. Sie beschäftigt sich sogar mit ihren Spielen; neulich mietete sie ihnen ein kleines Boot, mit dem sie, so oft das Wetter es erlaubt, dem Fischfang obliegen; dabei macht es ihnen großes Vergnügen, sich vom Mittelpunkt der Stadt aus bis zur Mitte des Rheins treiben zu lassen (für den Fall der Flucht). Der Donnerstag Abend ging in eingehender Beratung schnell dahin. Um 10 Uhr mußten wir uns trennen. Nach dieser Zeit darf man sich nicht mehr in den Gassen blicken lassen. — Bei all diesen Vorsichtsmaßregeln begreife ich nicht, wie man noch Fluchtversuche befürchten kann. Man kann ja wohl eine Feile in einem Poulet, ein Seil in einer Gänseleberpastete senden; aber damit ist's nicht getan, und ich sehe nicht ein, daß die Gefangenen so toll sein könnten, daran zu denken.

Samstag, 5. November, mittags.

Gestern ist Jenny tagsüber gekommen, um mit mir Mittel und Wege zu besprechen, wie sie mir ihre Neuigkeiten übermitteln könne, und um ein Briefchen an meinen Vater mitzunehmen. Der arme Mann war gestern morgen von Paris angelangt; er war von all den Unglücksfällen erschüttert und um das Schicksal seiner Kinder sehr in Sorge.

¹ Victor de Fialin, Graf Persigny, geb. 1808, trat mit 17 Jahren schon ins 3. Husarenregiment z. Saumur ein, wo er sich als Kadett auszeichnete. Anno 1830 war er in eine Militärrevolte der Garnison von Pontivy verwickelt; er erhielt insolgedessen den Abschied. Er griff nun zur Feder, war eine Zeitlang Mitarbeiter des Temps, schloß sich vorübergehend den Saint-Simonisten an. 1832 finden wir ihn in der Vendée, wo er mit den Chouans gemeinsame Sache machte. Nachdem er einige Zeit der Sache der Legitimisten gedient hatte, gründete er 1834 eine Monatschrift: Revue de l'Occident français, die über die erste Nummer nicht hinauskam, worin er sich als Apostel des kaiserlichen Evangeliums vor ganz Europa erklärte; dadurch kam er in Beziehung zu dem Prinzen Napoleon, zu dessen eifrigsten und talentvollsten Parteigängern er von nun an zählte.

Trotz meinem dürftigen Anzug wäre eine Frau zu Fuß so frühe bemerkt worden. Ich mußte 9 Stunden warten, bis der Markt eröffnet war; in dem Gedränge an den Thoren der Stadt geht man aneinander vorüber und stößt man sich. Ich kam glücklich durch die 4 Posten, die ich zu passieren hatte, ohne daß mich jemand erkannte; ich war in Begleitung von Jennys Zimmermädchen . . .

Unterwegs begann ich, Julia zu verwenden. Sie ist mit dem Zwischenträger David bekannt und glaubt, Karl sei jetzt bei seiner Frau. Gestern abend mußte sie sich hinbegeben, und heute wird sie mir Bericht bringen, ob sie ihn hat sprechen können. Das wäre für mich von großem Vorteil. Es würde genügen, wenn ich ihn nur ein einziges mal sprechen könnte.

Ich bin glücklich im Hafen angekommen und hoffe, der Postwagen wird nicht abfahren, bevor ich die neuesten Erkundigungen hier zu Papier gebracht habe . . . Falls die Umstände es nötig machten, mir etwas herzubringen, müßte man sich wohl hüten, in meinem Gasthaus abzustiegen: hier machen die Postwagen nicht halt, und ich will hier allein bleiben, sowohl wegen der Besuche, die ich aus der Stadt erwarte, als wegen der Überwachung, die möglicherweise bis hieher sich erstrecken wird. Ich heiße jetzt Frä. Maria; über meinen Familiennamen bin ich noch nicht im reinen . . . Es will mir unglaublich vorkommen, daß ich nur 2 Tage in der Stadt zugebracht habe; diese Woche ist mir vorgekommen wie zehn Jahre. Ich habe soeben alles bekommen, was ich Euch sende und bin ganz entnützt davon . . . Ich hoffte auf Besseres. Ich glaube, es ist vor allem nötig, für einen guten Rechtsanwalt zu sorgen. Ich weiß nicht, ob in der Stadt einer ist, den wir brauchen können. Ich habe zwei mit Bleistift geschriebene Briefchen mit Tinte überzogen, und das wird nur schwer zu lesen sein. Herr von Persigny ist in die Stadt zurückgekehrt, da er keinen Pfennig in der Tasche hat. Das ist schrecklich. — Die ganze Stadt ist unter dem Schreckensregiment; man wird immer strenger; die Soldaten schlagen sich . . . Das Urtheil wird in Straßburg gefällt werden.

• Valerie an ihre Schwester.

Rehl, 4. November.

Ich fürchte, meine gute Fanny, du bist meinetwegen in Sorge und das wäre unrecht; denn meine Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig, und meine geistige Verfassung ist so ruhig und gefaßt, als sie es überhaupt sein kann bei dem schrecklichen Kummer, der auf meiner Seele lastet . . . So viel weiß ich schon, daß sein Leben nicht in Gefahr steht. Ich sah Sabine und Virginie¹ und weiß von ihnen tausend tröstliche Dinge, die ich seiner armen bekümmerten Mutter schrieb. Da ich von ihr hier Nachrichten abwartete, so sende die für mich bestimmten Briefe durch sie. Sie weiß stets, wo ich bin. Papa ist gestern von Paris zurückgekehrt und hat sich unterwegs mit Aimé gekreuzt, der bei seiner Ankunft vom König mit dem Titel Oberstleutnant empfangen wurde . . . Laura wünscht, daß der neue Grad sie in Paris festhalte, und da er es nicht verlangt, zweifle ich, daß er es bald bekommt . . . Samstag der 5. November war ein Tag leiblicher und innerer Leiden. Ich stand auf ungefähr zu der Stunde, da ich Kliese mit den Kleidern erwartete, die ich sehr mangelte; aber statt ihrer kam Gustav um 3 Uhr und brachte mir Nachrichten, die ich so ungeduldig erwartete und die mich in die tiefste Entnützung stürzten. Virginie, statt die Schritte zu unternehmen,

¹ Dieselbe, die vorher Jenny genannt wurde.

die ich von ihr erwartete, wagt nicht einmal mehr, mir zu schreiben aus Furcht, ihr Ruhegehalt zu verlieren. Kosier Coze, dem ich abends zuvor geschrieben hatte, um von ihm aus Freundschaft einige Umstände zu erfahren, die zu erlangen seine Verbindungen mit Gerard ihm leicht gemacht hätten, kehrte gegen mich den Diplomaten heraus. Hier ist der Brief, den ich soeben von ihm in Kehl (5. Nov.) erhalten habe:

„Meine liebe Valerie, ich kann Dir leider keinerlei Auskunft geben über das, was Dich so lebhaft und so natürlicherweise interessiert. Meine Beziehungen zu den Personen, die mehr darüber wissen, sind derart und basieren auf einer so aufrichtigen Freundschaft, daß ich nicht den geringsten Mißbrauch davon machen würde, wenn man mir etwas im Vertrauen gesagt hätte, und Du kennst mich hinlänglich, um mich für unfähig zu halten, ich könnte vertrauliche Mitteilungen herauslocken, um sie anderwärts weiter zu geben. Wenn ich überzeugt wäre, daß irgend welche Gefahr für Dich damit verbunden wäre, wenn man erführe, wer Du bist, so würde ich direkt an kompetenter Stelle um die Erlaubnis nachsuchen, Dir den Trost einer alten, aufrichtigen Freundschaft zu widmen. Bis dahin erwarte nichts von mir. Nicht daß ich fürchtete, mich bloßzustellen. Man weiß zugut, wie ich mich zu all diesen Anschlägen stelle, die dahin gehen, die unserm Lande einzig frommende Regierung zu stürzen; aber ich wiederhole es, ich möchte Dich und die Deinigen nicht bloßstellen. Jetzt, nachdem ich mich über unsere Stellung zu einander deutlich genug ausgesprochen habe, kann ich auch meine Meinung über die Folgen dieses verrückten Unternehmens äußern. Das Leben des jungen Prinzen steht nicht in Gefahr. Der König ist weise genug um einzusehen, daß es in Frankreich Abscheu erregen würde, wenn Blut fließen würde wegen einer erfolglosen Tat, bei der kein Blut geflossen ist, und bei welcher auch das Leben des Monarchen nicht direkt bedroht war.

„Strenges Gefängnis wird es absetzen, so denke ich mir wenigstens, dessen Dauer noch nicht abzuschätzen ist; denn man weiß hier noch nicht, wie weit das Komplott um sich gegriffen hat. Auch kann man nicht voraussehen, welche Verkettung von Umständen später die Dauer der Gefangenschaft beeinflussen könnte. Glaube mir auch, daß zurzeit keine Gründe vorhanden sind, daß man nicht zu mildern suchen sollte, was die Lage eines jungen Mannes, dessen Manieren allem nach sehr sanft sind, zu Hartes haben könnte. Die wahren Schuldigen sind übrigens die, welche seine Unerfahrenheit mißbraucht und ihm von Frankreich einen falschen Begriff beigebracht haben, nämlich bedürftig nach Ruhe und zufrieden, von einem Manne regiert zu werden, der Mut mit hoher Fähigkeit paart.

„Du wirst finden, liebe Freundin, ich habe ein sehr hartes Herz, um Dir so das Lob eines Fürsten zu singen, den Du, wie ich fürchte, mit Vergnügen durch den Deinigen stürzen gesehen hättest. Ich tue es einerseits aus Überzeugung, aber auch um Dir die Binde zu nehmen, die Dir den Blick verdunkelt. Ich möchte gerne, daß Du die neu gewonnenen Überzeugungen darin betätigen möchtest, die Personen, die Dir teuer sind, für immer von den Illusionen zu befreien, welche Deinen unglücklichen Prinzen an den Rand des Abgrundes geführt haben. Namentlich aber möchte ich verhüten, daß Du irgend welche romantische Pläne über den Ausgang dieser unglücklichen Geschichte in Dir nährst. Sie wird, was man auch tue, ihren langsamen aber sicheren Lauf nehmen, und die Folgen derselben sind durch die Notwendigkeit diktiert. Die Folgen werden nach meiner Überzeugung eine kürzer oder länger dauernde Haft sein, ein Mißkredit, der nicht wieder gutzumachen ist, und die Schadloshaltung unschuldiger Opfer. Also nimm mit

Mut Deine Trösterrolle auf. Leb wohl und sei von meiner aufrichtigen Freundschaft überzeugt. N. Coze (Freund des Generalanwalts Gerard).“

Frau von Franqueville (Laura) an ihre Schwester.

Straßburg, den 4. November.

Ich habe von Herrn Vieillard¹ für den Prinzen einen Brief erhalten; er wird dem Prinzen zugleich mit dem übergeben werden, den Herr Vieillard mir geschrieben hat. . . . Mein Gemahl meint, das Leben des Prinzen stehe nicht in Gefahr. Es ist Befehl gegeben worden, den Prozeß hier vor dem Schwurgerichtshof zu führen. Man sagt, der Generalanwalt wolle dagegen reklamieren. Herr von Persigny ist verloren, wenn man hier seiner habhaft wird; die ganze Polizei ist ihm auf den Fersen. Vor allem beruhige die Königin über das Leben ihres Sohnes; beruhige auch Du Dich. Die allgemeine Meinung, die Leute, welche die höhern Orts in Paris getroffenen Anordnungen am besten kennen, sind überzeugt, daß er keine Gefahr läuft: — Haft — Laura.

Kehl, Samstag, 5. November.

Die Notwendigkeit, eine Erklärung abgeben zu müssen, bringt mich ein wenig in Verlegenheit. Ich unterschrieb: Marie Salaber. Regine, welche mich schreiben sah, hat wahrscheinlich meine Zögerung wahrgenommen und war sehr erstaunt, mich soviel schreiben zu sehen. Als sie von der Post zurückkam, sagte sie mir, man müsse seinen wahren Namen unterschreiben, sonst wäre die Gastwirthin strafbar. Ich sagte ihr, ich werde mich morgen damit beschäftigen; sie solle gleich am Morgen früh mir einen Arzt besorgen, der französisch spreche, und ich werde dann diesen beauftragen, mich bei der Polizei zu melden. . . . Da ich mich ganz krank fühle, blieb ich Sonntag den 6. den ganzen Tag im Bett. Ich sandte einen Bauer nach meinen Habseligkeiten in Straßburg und Regine nach einem Arzt. Ich wartete auf ihn, als ich meinen armen Vater mein Zimmer betreten sah. Er käme, sagte er, weil er erfahren habe, daß ich krank sei, und um mich zur Heimreise nach Arenenberg zu bereden, nach dem Rat des Herrn Gerard, der ihm gesagt hatte, man würde mich festnehmen, wenn ich nach Straßburg käme. Der gute Vater überbrachte mir ein Wort der Frau Salvage, die er am 2. in St. Dié getroffen, in Begleit der Königin unterwegs nach Paris. . . . Das bestimmte mich, nach Arenenberg unzukehren; hier blieb für mich nichts mehr zu tun; ich war ja nur geblieben, um der Königin zu melden, was ich über ihren Sohn erfahren konnte.

. . . Ich war ungehalten, daß die Königin nach Paris gegangen war, da ich keine dringende Notwendigkeit hiefür erblickte; denn, da der König sich über das Schicksal ihres Sohnes freie Hand wahrte, konnte es sich nur darum handeln, ihn vom Tode zu erretten. Ich fürchtete, man werde ihr, indem man sie dort festhielt, nur härtere Bedingungen stellen, und endlich verstand ich nicht, warum sie mich, da sie doch selbst nach Paris gehen wollte, eine unangenehme und nun unnütz gewordene Reise machen ließ. Ich schrieb auf das Briefchen der Frau Salvage einige Worte an den Prinzen, um ihm Kenntnis zu geben von der Reise seiner Mutter und ihn von meiner Abreise zu verständigen und bat Papa, ihm das durch den General zukommen zu lassen.

Um 2 Uhr bestieg ich mit Papa den Reisewagen, um mit ihm nach Offenburg zu

¹ Erzieher des Prinzen.

fahren. Von da kehrte er nach Straßburg zurück, und ich reiste nach Haslach weiter. Ich sicherte mir den Wagen für morgen nach Donaueschingen. Ich schrieb an Frau Salvage und anerbote mich, die Königin in Paris abzuholen. Montag den 7. ging trotz Schneegestöber die Reise ziemlich gut bis Donaueschingen, und Dienstag den 8. kam ich in Konstanz an.

Da der Kutscher, der mich abholte, hier Pferdewechsel hatte, begab ich mich unterdessen zu Herrn Macaire. Hr. Macaire hatte einen Brief von H. Parquin, der Herrn Macaire bat, seine Tochter in seine Obhut zu nehmen, für die er ein Briefchen beilegte. Sie war den Tag nach Arenenberg gegangen, und durch sie hatte die Kleine die Festnahme ihres Vaters erfahren. . . Ich brauchte sicherlich 2 Stunden, um nach Arenenberg zu gelangen. Ich kam unerwartet; denn der Brief, in welchem ich Herrn Rahn meine Rückkehr gemeldet, war nicht angekommen, was beweist, daß man die Briefe öffnete und diejenigen, die uns angingen, nicht beförderte. Mein Paket war nicht angekommen; wahrscheinlich ist es von der Polizei abgefangen, Virginie bloßgestellt, vielleicht gar in Haft, das Taschenbuch des Prinzen konfisziert, alle seine Freunde kompromittiert und die Geschichte tausendmal schwieriger für alle, die darin verwickelt sind.

Ich vernahm, daß Herr Arese den Tag zuvor sich auf den Weg gemacht hatte, um mich in Kehl zu treffen, mit dem Anzug und den tausend Franken, die ich für Herrn von Persigny verlangt hatte. Er hatte verstanden, sie seien für den Prinzen bestimmt, um ihm zur Flucht zu verhelfen, und er war mir zu Hilfe geeilt auf die Gefahr hin, gefänglich eingezogen zu werden. Ich war sicher, daß er, wenn er mich in Kehl nicht finde, nach Straßburg gehen werde, und ich war feinetwegen in schrecklicher Urruhe. Ein Italiener, als Freund des Prinzen festgenommen, bildete eine erschreckende Verwicklung für die ganze Geschichte.

Am Mittwoch, den 9. nach dieser schrecklichen Nacht empfand ich das Bedürfnis, mit jemandem über meine Qualen zu sprechen. Ich ließ Herrn Cottrau an mein Bett rufen; aber unter diesen bitteren Umständen machte sich sein Widerspruchsgeist überall geltend. Als ich ihm von meinen Ängsten sprach wegen des Taschenbuchs des Prinzen, das Virginie¹ verbarg, sprach er: „Wenn man dies Taschenbuch meiner Schwester gebracht hat, so weiß die Polizei schon alles, was darin steht.“ Ich wollte ersticken vor Zorn. Darum besprach ich auch seither nichts Wichtiges mehr mit ihm und nagte meine Sorgen für mich allein.

Ich stand auf, um an Papa zu schreiben unter der Adresse des Anwalts des Königs; an Virginie schrieb ich, die Verleumdungen, die ich unbedachterweise über Parquin verbreitet, seien falsch; nicht er sei der Verräter, der den Prinzen in eine Falle gelockt habe. Herr Cottrau behauptete, das sei dieser arme General Voirol, der doch so loyal und aufrichtig gegen den Prinzen ist. Ich nahm eine alte Schachtel und gab Virginie zu verstehen, sie soll das Taschenbuch dem Feuer übergeben, indem ich das italienisch auf Papilloten schrieb, die ich hineinlegte. Ich ließ Herrn Ammann zu mir bitten und einen deutschen Brief schreiben an Fräulein Hölvig, an die ich das Paket durch Vermittlung ihres Korrespondenten in Basel adressierte.

Am Nachmittag kam Herr Reinhard² zu mir herauf mit einem deutschen Brief,

¹ Virginie war Cottrau's Schwester, vgl. vorn Seite 113, Anmerkung.

² Reinhard von Weinselden, einer der Jugendgenossen des Prinzen.

den er eben von der Tochter des Portiers der Villa der Großherzogin¹ erhalten hatte, worin sie ihm die demnächstige Ankunft des Herrn von Persigny meldete, was uns über ihn ein wenig beruhigte. Herr Cottrau und Reinhard waren miteinander in Weinselden, da sie dachten, er könnte etwa dort angekommen sein. Es war aber nichts damit; es gab dort nichts Neues.

Frau v. Franqueville an ihre Schwester Fanny.

Straßburg, 4. November 1836.

Du kannst dir, liebe Fanny, unmöglich ein Bild machen von meinen Qualen und Ängsten seit dem Sonntag . . . Was tut unsere Valerie? Weißt Du es? Gib mir Nachricht über sie. Man sagt, die Herzogin (von St. Leu) sei in Kehl. Ich zittere vor Angst um meine arme Schwester. Diese unglaubliche Begebenheit und ihre Folgen werden für sie ein Donnerschlag sein. Ich muß stets an ihren Schmerz, an die schrecklichen Ängste denken, die sie haben müssen. Alle meine Ängste sind nichts gegenüber der Sorge um die Gesundheit und den Seelenzustand der Valerie. Heute morgen habe ich von ihr einen so namenlos traurigen Brief erhalten, daß ich den ganzen Vormittag weinen mußte, obwohl ich gute Nachricht bekommen hatte von der glücklichen Ankunft Aimés in Paris und meinen Vater erwartete, der um Mittag angekommen ist; und dennoch, kein Sterbenswörtchen in diesem Brief, das mich im geringsten denken ließe, sie ahne etwas von dem, was hier vorgehe . . . Ganz im Gegenteil bekundet er eine vollständige Unkenntnis von dem tollen Streich des Prinzen. Und doch trägt dieser Brief das Datum des 31. Oktober. Meine arme, vielgeliebte Valerie, in welchem Zustand muß sie sein . . . Wie war ich so schmerzlich befangen wie heute, und doch kam man mir Glück zu wünschen: mein Mann ist zum Oberstlieutenant ernannt; er wurde gut empfangen beim König, und ich sterbe fast vor Kummer. — Hätte man je von seiten des Prinzen, der doch ein Mann von gesundem Sinn und hervorragenden Gaben sein soll, solch ein Unternehmen erwarten können? Er hat wahrlich wenig Menschenkenntnis bewiesen bei der Auswahl derjenigen, die ihm bei solchem Unterfangen helfen sollten; einen verachteten Menschen wie Herr Parquin, einen hirnlosen Kopf wie dieser Vaudren!

Straßburg, 4. November.

. . . Man hat gut sagen, ich soll auch Dir nicht schreiben; es ist mir unmöglich, Dich so ohne Nachrichten von uns zu lassen und ohne Dir zu sagen, daß man allgemein hofft, man werde dem Prinzen Gnade angedeihen lassen, und ich möchte gern, daß seine unglückliche Mutter einen langen Brief, den Aimé dem General geschrieben und den man mir heute morgen mitgeteilt hat, lesen könnte . . . Aimé hat mehrere Stunden beim Könige verweilt, umgeben von der königlichen Familie und Ministern; er hat beim König gefrühstückt, und er gründet seine Hoffnungen für das Leben des Prinzen auf das, was er dort hat sagen hören . . .

Sonntag, 6. November, 2 Uhr morgens.

Ich kann offen mit Dir reden, liebe Fanny. Papa geht morgen nach Kehl, und ich bin sicher, daß dieser Brief nicht geöffnet werden wird. Valerie läßt Dich nicht ohne Nachricht und Du weißt, daß sie in Kehl ist. Ich denke, Du darfst das so gut wissen

¹ In Baden-Baden, in der Prinz Napoleon während seines Kuraufenthaltes gewohnt und seine Anhänger empfangen hatte.

wie der Generalanwalt, der Präsekt und die ganze Polizei. Papa sucht Valerie auf, um sie zu beschwören, abzureisen. Ich will ihr auch in diesem Sinne schreiben. Der Großherzog von Baden hat unsere Polizei ermächtigt, alle Personen in seinen Staaten festzunehmen, die in diese tolle Unternehmung des Prinzen verwickelt sind, und Valerie ist in Kehl weniger sicher als in Straßburg oder in Paris. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ihr Name neben dem einer Gordon in dieser Geschichte genannt wird, und der Gedanke, daß meine Schwester gefänglich festgenommen werden könnte, quält mich schrecklich.

Es scheint nach dem, was Aimé in Paris vernommen hat, daß man gegenüber dem Prinzen zur Nachsicht geneigt ist, und man würde seiner Sache durch neue Intriguen nur schaden. Valerie ist in Kehl nicht untätig, und es ist nicht anzunehmen, daß sie nur vom Prinzen Nachrichten zu haben und ihm welche zukommen zu lassen wünscht. Was sollte sie sonst hier tun wollen? Nun wohl, alle ihre Schritte werden überwacht und sind bekannt, und diese, wenn sie auch verborgen blieben, schaden der Sache, der sie nützen sollen und können nur die Leute bloßstellen, an welche sie sich wendet, und neue Opfer machen. Namentlich wenn sie etwa törichterweise sich träumen lassen sollte, etwas zu unternehmen, um dem Prinzen zur Flucht zu verhelfen, so würde das vielleicht am Ende uns noch dem Verdacht aussetzen. Aber Du kannst Dir denken, daß ich diese Erwägung nicht in den Vordergrund gestellt habe, um Valerie zur Abreise zu bewegen. Ich weiß zu sehr, daß das bei ihr nicht ins Gewicht fallen würde; ich bin sicher, daß sie meinem Gatten böse ist, daß er nicht zum Verräter geworden ist an seinen Eiden, seinem Land und seinen Pflichten, um einer verzweifelten und unsinnigen Sache zu dienen. Aber kennt denn Frankreich den Prinzen Louis? Wo sind die Garantien, die er bietet, daß man annehmen könnte, er werde es glücklicher und gedeihlicher machen? Welches sind seine Antezedenzen, um die Begeisterung der Bevölkerung und der Armee zu erregen? Er kann ein hervorragender, guter, gebildeter junger Mann sein; aber dieses tolle Abenteuer beweist wohl, daß die Zügel der Regierung in viel weniger sichere Hände gefallen wären. Was für eine Urteilskraft hat er gezeigt! Welche Hilfskräfte hatte er ausgewählt, und wie ist diese Affaire angestellt worden! Eine Masquerade! Der Mummenschanz eines als Napoleon verkleideten Prinzen! ein Mummenschanz dieses als General verkleideten Parquin! Und welchen Moment hat er ausgewählt, um so etwas zu versuchen und mit welchen Mitteln? Er hat weder die äußere noch die innere Lage Frankreichs, weder den öffentlichen Geist, noch die Umstände noch die Männer richtig beurteilt, die ihn umgaben. Er ist hergekommen wie ein Kind, das man über alles täuschen kann. Ich versichere Dich, Fanny, dieses dumme Abenteuer war sogar lächerlich und ich schäme mich desselben wegen des Interesses, das ich dem Prinzen und seiner Familie entgegenbringe! Alle Einzelheiten, die ich kenne, sind wahrhaft kläglich. O! warum hat dieser unglückliche Prinz nicht hören wollen auf die Ratschläge, die mein Mann ihm gegeben hat, als er den Versuch machte, den General Voiron zu umgarnen? Er wußte seit drei Monaten, welche Maßregeln der General und mein Gatte treffen würden und hat in dieser Hinsicht sich durchaus keinen Illusionen hingeben können. Ich gäbe alles in der Welt und den Oberstengrad obendrein, daß wir nicht nach Straßburg gekommen wären.

Laura an Valérie.

Sonntag, 6. November, 3 Uhr morgens.

. . . Ich komme, Valérie, Dich zu beschwören, Kehl so schnell wie möglich zu verlassen. Deine Anwesenheit in dorten ist der Polizei, dem Gericht und den Behörden bekannt, und hat keinen andern Erfolg, als die Wachsamkeit um den teuren Gefangenen zu verdoppeln, seine Haft strenger zu gestalten. Alle diese kleinen Schliche, deren nicht einer geheim bleibt, denke wohl daran, wie geheim Du auch vorgehen magst, schaden dem Prinzen nur und nützen ihm gar nichts. Was ich Dir hier sage, das habe ich von Leuten, die ihm, wie auch seiner Mutter und uns Interesse entgegenbringen, die hoch genug gestellt und hinlänglich auf dem laufenden sind, um gehört zu werden. Das Leben des Prinzen ist nicht in Gefahr. Das ist die allgemeine Meinung von jedermann ohne Unterschied der Stellung und politischen Überzeugung. Man ist vollkommen überzeugt, daß er mit Haft davon kommen wird. Was willst Du noch in Kehl? Die Polizei beunruhigen, die alle deine Schritte überwacht, und Dich festnehmen lassen! Du mußt eine sichere Tatsache wissen, nämlich daß der Großherzog von Baden, ohne daß man ihn darum ersuchte, die Ermächtigung erteilt hat, in seinen Staaten alle verdächtigen Leute festzunehmen, welche in dieser unglaublichen Verschwörung kompromittiert sein möchten. . . . Der Prinz wird mit viel Rücksicht behandelt; er ist so gut als möglich mit Möbeln und Einrichtungen versehen und sehr gut genährt; er hat Bücher und kann schreiben, und Karl ist bei ihm. Alles, was ich in diesem Briefe schreibe, sind positive Tatsachen. Mit der vollendeten Ueberzeugung, daß ich in seinem Interesse handle, schreibe ich Dir, so schnell als möglich zur Königin zurückzukehren oder doch das Großherzogtum zu verlassen. Ich weiß, daß man an allerhöchster Stelle weder sehr erbittert noch zu strengen Maßregeln aufgelegt ist; aber die Umstände könnten diese günstigen Absichten ändern. . . . Dem Prinzen zur Flucht verhelfen wollen wäre ebenso toll, wie sein Versuch, mit Vaudrey und Parquin eine Revolution in Frankreich zu bewerkstelligen. Wenn etwas die Angelegenheiten des Prinzen günstig beeinflussen kann, so ist es das, daß nichts die Vermutung erweckt, die Königin habe um seine Absichten gewußt. Als ich Dir in Arenenberg sagte, ich hätte Gründe zu vermuten, daß der Prinz etwas im Schilde führe, da wolltest Du nicht dran glauben oder tatest wenigstens so, als ob Du nichts davon wüßtest. Ach, hätte er doch die Winke, die man ihm vor 4 Monaten hat zukommen lassen, besser sich hinter die Ohren geschrieben, so wäre er jetzt nicht in dieser schrecklichen Lage!

. . . Man hat erfahren, Du seist nach Straßburg gekommen; man hat in Erfahrung gebracht, daß Karl zweimal bei mir war, daß der Diener des Herrn von Persigny und der des Obersten Vaudrey hier waren. Wenn ich sage: man, so will das sagen, die Polizei und der Generalanwalt. Alle meine Briefe werden geöffnet . . . diese intrigante Frau Salvage ist der böse Geist von Arenenberg. Ich bin sicher, daß sie am Wagen geschoben hat, und wenn ich einen Trost habe, so ist es der Gedanke, daß Du wenigstens nicht gewußt hast, was geplant wurde. Was soll nun aus euch werden? Welches wird der Ausgang des Prozesses sein? Könnst ihr wohl noch in der Schweiz bleiben?

Straßburg, 10. November.

Ich habe gestern Frau Vaudrey gesehen. Das ist ein Schmerz ohne gleichen; es hat mir das Herz zerzerissen, ihre Lage ist ganz schrecklich. Ihr Mann wird mit unglaub-

licher Strenge behandelt, wie sie mir gesagt hat; er ist in einer Art Loch, wo das Licht kaum eindringt, das nicht geheizt wird, wo es nicht einmal Stroh gibt, darauf zu liegen; sie hat nur aus großer Entfernung durch ein Gitter und einem Wächter dazwischen mit ihm reden können. Was Du doch uns für Unruhe und Kummer machst! Du wirst sehen, es kommt einmal eine Zeit, wo Du den Streich des Prinzen beurteilen wirst, wie er beurteilt werden muß und wie er es allgemein wird. Wenn ich mich an all Deine schönen Reden erinnere über seine Mäßigung, über seine edle Gesinnung, seinen großen Verstand, seinen ausgezeichneten Geist, seinen bescheidenen Wunsch nach Frankreich zu kommen, um seinem Vaterland als einfacher Bürger zu dienen, kann ich nicht umhin zu denken, Du warst doch sehr einfältig, sehr verblendet oder sehr verstellt; denn er hat all Deinen Lobsprüchen ein eklatantes Dementi gegeben. Er ist gekommen um zu konspirieren; er konspirierte schon lange und suchte alle französischen Militärpersonen, die er sah, mit hineinzuziehen. Er wirft sich nach Frankreich, um den Bürgerkrieg zu entfachen in einem Augenblick, wo Frankreich ruhig ist und gedeiht . . . Wann werden wir uns wohl wiedersehen? Gott weiß es. Was aus uns werden soll, Aimé und mir, ich weiß es nicht . . . Herr Bergmann (der Prinz) hat Nachrichten von der Reise von Clodie und ihrer Freundin (Fr. Salvage und der Königin); der arme Mensch wird endlich etwas ruhiger; er bekommt Bericht von allen Seiten . . . Man sagt, Herr von Persigny sei entwischt; ich denke, Ihr werdet ihn bald zu sehen bekommen. Ganz die Deine, Laura. (Durch Herrn Arefe beigelegt:) Herr Cottrau kommt zu mir mit einem Briefe von Steinbach, den Herr von Persigny an Herrn von Reinhard schrieb, um zu erfahren, ob er zu ihm kommen könne . . . Herr von Reinhard brachte diesen Brief in aller Eile, und da Herr von Persigny bei einem jungen Arzt sich verborgen hielt, ließ er diesem lieben Kollegen auf deutsch mitteilen, er erwarte den jungen versprochenen Arzt. Ich erhielt auch neulich einen guten Brief von meiner lieben Fanny, und am Abend wurden wir alle über die Königin beruhigt durch einen Brief des Herrn Desportes an Elisa¹ vom 7.

Die Erbprinzeßin Eugenie² von Hohenzollern-Hechingen an Fr. Masuyer.

Hechingen, 2. November 1836.

In der Unruhe, worin ich mich befinde, kann ich nicht umhin, Fr. Masuyer, Sie zu bitten, Sie möchten die Güte haben, mir Nachrichten von meiner Tante (Königin) zu geben. Die Zeitungen melden heute morgen, daß Louis in Straßburg festgenommen worden sei. Wenn ich nicht wüßte, daß er Arenenberg verlassen hat, würde ich es kaum glauben; aber ich gestehe, ich bin ganz bestürzt von dieser Nachricht und kann nicht ohne Schauder an meine arme Tante denken. Im Begriff, diesen guten, vortrefflichen Louis in die Arme zu schließen, und nun statt dessen, ihn gefangen zu wissen, das bereitet mir großen Schmerz, und ich bin so unruhig um ihn und um meine Tante, daß ich einigen Worten Flügel wünschen möchte, die ich mir als Antwort inständig ausbitte, damit ich weiß, was dran ist und wie meine Tante sich befindet. Ach, wann werden die Ängste dieser armen Frau ein Ende nehmen! Verzeihen Sie, Fräulein, wenn ich Ihnen lästig falle; aber gerade Sie sind ja meiner Tante so anhänglich und

¹ Elisa von Perrigny, eine Verwandte der Königin auf Arenenberg. cf. Schriften 45, S. 151, A. 2.

² Eine geb. Prinzessin von Leuchtenberg, Nichte der Königin Hortense.

haben ihr schon so manchen Beweis davon gegeben; darum werden Sie auch meine Unruhe verstehen und den äußersten Kummer, den ich über das alles empfinde. Wollen Sie also freundlichst mich bald beruhigen und glauben, daß Ihre Gefälligkeit nur noch mehreren kann die Gefühle der Hochachtung und des Interesses, die Sie so trefflich einzuslößen verstehen. Ihre ergebenste Eugenie von Hohenzollern.

Laura an Valerie.

Sträßburg, 10. November.

Ich beeile mich, liebe Freundin, Dir zu melden, daß der Prinz gestern abend nach Paris verreist ist. Der Präsekt und der General haben ihn abgefertigt; ein Gendarmerieoffizier und mehrere Polizeiagenten haben ihn in Empfang genommen. Es ist kein Zweifel, daß der König sein Los erleichtern will, indem er sich das Urtheil über ihn vorbehält. Der Charakter des Königs ist zu bekannt, um etwas anderes vermuten zu können, und die Personen, die am Schicksale des Prinzen und seiner armen Mutter Anteil nehmen, dürfen sich freuen, ihn den Händen der Justiz entronnen zu sehen, die vielleicht strenger geurtheilt haben würde als der König, der einen gemäßigten Charakter hat und ein guter Familienvater ist. Er wird wie jedermann denken, eine Lektion werde dem Prinzen gut tun, und Frankreich und er werden seine Versuche, den Bürgerkrieg zu entsachen, nicht mehr zu fürchten haben. Man glaubt allgemein, der Prinz werde mit einem tüchtigen Verweis und einigen Monaten Gefängnis davon kommen, oder man werde ihn seiner Mutter zurückgeben gegen das formelle Versprechen, Europa zu verlassen.

Valerie an ihre Schwester.

Montag den 14. November, als ich zum Frühstück herunterkam, war ich sehr angenehm überrascht durch die Ankunft des Herrn von Persigny und das war meine letzte Sorge. Er bat um die Erlaubnis mich umarmen zu dürfen, und in großer Bewegung bezeugte ich ihm das Vergnügen, das ich empfand, ihn zu sehen. Zweimal wäre er in Sträßburg beinahe festgenommen worden und zweimal in Baden. Er kam mit seinem Diener in seinem Wagen. Ich weiß nicht, warum er mir in diesem ersten Augenblick nichts davon gesagt hat, daß sein Diener bei Laura war und daß er Geld nötig hatte, das sie ihm überfandte.

Mittwoch, 16. November.

Gestern habe ich den ganzen Tag im Salon zugebracht und die Erzählung des Herrn von Persigny angehört. Der Abend war mit Zeitungslektüre ausgefüllt. Sie sagen, die Königin sei nicht in Paris sondern in Viry geblieben bei der Frau Herzogin von Ragusa. Fr. Salvage ist in Abbaye-aux-Bois abgestiegen und hat den Minister an ihrer Statt besucht. Man hat ihr die Verbringung des Prinzen nach Amerika und den Befehl an seine Mutter, ihm in Monatsfrist zu folgen, mitgeteilt. Plötzlich, um 1 Uhr morgens, kommt Fr. Cailleau¹ in mein Zimmer und sagt mir, die Königin sei angekommen. Ich springe aus dem Bett und eile in den Salon, wo ich die Königin von den genannten Herren umringt finde. Sie hat uns wiederholt, was die Zeitungen schon gebracht hatten. . . Sie hofft, die Sache in die Länge ziehen, sich

¹ Kammerfrau der Fr. Masuyer.

frank stellen, dann nach England gehen, dort einige Monate zubringen zu können und nur im äußersten Notfall nach Amerika zu gehen.

Arenenberg, Samstag, 19. November.

Mara¹ ist ganz in Tränen gekommen mit einem Brief von ihrem Vater, den die Königin ihr soeben übergeben hat. Herr Parquin ist unglaublich mutig, entschlossen und freudig. Er sagt: „Küttelt doch den Kapitän, daß er mich mit seiner Empfindsamkeit verschone und sagt ihm, er schreibe an einen Mann und nicht an eine willenslose Maschine.“ Ich holte einen Atlas. Wir haben einen Artikel über Baltimore gelesen, wohin die Königin ihrem Sohn geschrieben hat zu gehen. Heute abend lauteten die Zeitungen immer besser für den Prinzen, und unsere Herren freuen sich, daß er sich so vor Frankreich präsentiert hat, und daß ein anscheinend großes Unglück für ihn und seine Partei sich so zum guten gewendet habe. Die Königin hat einen undatierten Brief² von ihm erhalten, der ihr vom Kabinett des Königs unterm 15. übersandt worden ist. Er ist so schön, daß sie den Versuch machen will, ihn in die Zeitung für Konstanz und den Thurgau zu bringen, damit er nach Paris gelange. Für den Fall, daß das nicht gelingt, nimmt Herr Mariani eine Abschrift mit, und wird sie in Paris veröffentlichen. Der Brief des Prinzen und ein zweiter des Herrn von Persigny für Paris haben uns den ganzen Abend beschäftigt. . .

Arenenberg, Montag, 21. November.

Herr Cottrau kam mir im Augenblick, als ich zur Frühstückszeit herunterkam, entgegen um mir zu sagen, Herr von Persigny heiße „Geburt“ und sei Offizier der Lanziers . . . Herr Rügger hatte einen Ball, der zu Ehren der Prinzess Elisa³ gegeben wurde, verlassen und war die ganze Nacht gereist, um seinen Auftrag zu erfüllen, die

¹ Die Tochter Parquins.

² Aus Thirria Napoléon III avant l'empire I., 83 f. Der Brief lautet: „Liebe Mutter. Ich erkenne an Deinem Schritt meinethwegen Deine ganze Liebe zu mir; Du dachtest an die Gefahr, in der ich schwebte; aber Du hast nicht gedacht an meine Ehre, die mich verpflichtete, das Schicksal meiner Unglücksgefährten zu teilen. Ich empfinde einen namenlosen Schmerz, daß ich mich getrennt sehe von den Männern, die ich ins Verderben gerissen habe, da meine Gegenwart und meine Aussagen das Gericht zu ihren Gunsten hätte stimmen können. Ich schreibe an den König, damit er mit gnädigem Auge ihre Lage betrachte. Das ist die einzige Gnade, die mich rühren kann. . . Ich verreise nach Amerika; aber meine teure Mutter, wenn Du nicht meinen Schmerz vermehren willst, so beschwöre ich Dich, folge mir nicht dahin. Der Gedanke, meine Mutter an meiner Verbannung teilnehmen zu lassen, wäre in den Augen der Welt eine unauslöschliche Schmach für mich, und für mein Herz wäre es ein nagender Kummer. Ich werde es in Amerika machen wie Achilles Murat, mir selbst eine neue Existenz zu gründen; ich bedarf ein neues Interesse, um Gefallen daran zu finden.“

„Ich bitte Dich, liebe Mutter, wache darüber, daß den in Straßburg Gefangenen es an nichts fehle. Trage Sorge zu den beiden Söhnen des Obersten Vaudrey, die bei ihrer Mutter in Paris sind. Ich würde mein Schicksal viel leichter tragen, wenn ich wüßte, daß meiner Unglücksgefährten Leben geschont würde; aber den Tod tapferer Soldaten auf dem Gewissen zu haben, ist ein bitterer, unauslöschlicher Schmerz. Leb wohl, liebe Mutter, habe Dank für alle Zeichen Deiner Liebe, die Du mir gibst; kehre nach Arenenberg zurück, aber komme nicht zu mir nach Amerika; ich wäre zu unglücklich darüber. Leb wohl, empfang meine zärtlichsten Küsse; ich werde Dich stets von ganzem Herzen lieben. De'n zärtlich liebender und hochachtungsvollster Sohn Napoleon Louis Bonaparte.“

³ Älteste Tochter des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, geb. 1819.“

Königin zu trösten. Der Fürst von Fürstenberg war am selben Tag von Mannheim angelangt, und brachte vertrauliche Briefe der Großherzogin¹ an die Königin. Die arme Großherzogin hat so Angst sich bloßzustellen! Als Herr Rügger ihr schrieb, der Prinz sei von Straßburg weggeführt worden, hat sie ihm durch den Fürsten sagen lassen, er soll ihr nicht mehr schreiben. Immerhin brachte Herr Rügger gute Nachrichten. Sein Fürst und die Großherzogin geben ihr den Rat, sie soll ruhig in Arenenberg bleiben, und nicht daran denken, nach Amerika zu gehen, weil das sie in den Augen der Mächte kompromittieren würde, die glauben würden, sie sei die Mitschuldige ihres Sohnes, wenn sie mit ihm in die Verbannung ginge. Man wußte von sehr hoher Stelle, daß das Leben des Prinzen keine Gefahr laufe, und daß er mit weniger als Amerika losgekommen wäre, wenn seine Mutter ihn für sich reklamiert hätte. Man hoffte, daß seinen Genossen nichts geschehe. Übrigens, wer kennt die Ereignisse, welche die Zukunft uns vorbereitet? Louis Philippe wird sich vielleicht nicht zwei Jahre halten können, und man muß sich in Geduld fassen, was ganz mit den Plänen der Königin übereinstimmt . . .

Dienstag, 22. November 1836.

Herr Persigny schreibt, und die Königin verbessert, was er macht . . . Die Königin hat uns beim Frühstück lange warten lassen. Sie war so in Tränen, daß sie nicht essen konnte. Es war ein Brief ihres Gatten an Vincenz² angelangt als Antwort auf die Abschrift des Briefes seines Sohnes, den man ihm geschickt hatte. Er antwortete, indem er seinen Segen gab. Das erinnerte die arme Mutter an den Fluch, den er in Italien ausgesprochen und der möglicherweise dem älteren Sohn das Leben gekostet hatte. Sie hat dem Prinzen sofort geschrieben, indem sie ihm diesen Brief schickte.

Mittwoch, 23. November.

Die Zeitungen melden die Einschiffung des Prinzen in Orient am 16. November.

Samstag, 26. November 1836.

Am Abend hat die Königin einen langen, sehr traurigen Brief des Prinzen bekommen; seine Beunruhigung wegen Vandrey und Parquin beherrscht alles. Er will nicht, daß seine Mutter komme. Er will allein sein, damit nichts ihn erinnere an alles, was er verloren hat. Er will reisen, dann Pflanzler werden, sich einrichten und dann etwa in einem Jahre sehen, ob seine Mutter zu ihm kommen kann. Er ging am 17. unter Segel. Seine Gesundheit ist gut.

Montag, 5. Dezember 1836.

Beim Zubettegehen hat mir die Königin einiges von dem erzählt, was ihr die Herzogin von Ragusa über den Prinzen schrieb. Seine Entführung geschah so unvermutet in der Nacht, seine Reise ging so schnell und geheimnisvoll vorstatten, daß das in ihr

¹ Die Großherzogin Witwe Stephanie von Baden, eine geb. von Beauharnais und nahe Verwandte der Hortense, hatte dem Prinzen Napoleon bei seinem Kuraufenthalt in Baden-Baden ihre Villa zur Verfügung gestellt, die durch ihn zum Stellsichern der Verschworenen, die das Straßburger Abenteuer vorbereiteten, mißbraucht wurde, was für sie unangenehme Folgen hatte. Der damals regierende Großherzog war nicht ihr Sohn.

² Rousseau, der Verwalter von Arenenberg.

die Erinnerung weckte an die Geschichte mit dem Herzog von Enghien¹ und andere zu anderen Zeiten geopfert Gefangene. Als er mitten in der Nacht auf der Polizeipräfektur anlangte und aus dem Dunkel ins helle Licht trat, habe er unruhig sich umgesehen, da er glaubte, da eine Art Richterstuhl zu finden. Herr Gabriel Delessert übergab ihm den Brief seiner Mutter, der ihn so zu Tränen rührte, daß Herr Delessert auch gerührt wurde. Er fragte, ob er der Mutter antworten dürfe, ob sein Brief gelesen würde, und im Augenblick schrieb er diesen schönen Brief, den die Blätter gebracht haben. Obschon die Königin, wie Herr von Persigny, fand, die andern seien auch schön und wert bekannt zu werden, will sie doch das Ende des Prozesses abwarten, ehe sie die Aufmerksamkeit wieder auf diese Affäre lenke. Der Prinz ist bei Herrn von Persigny in Straßburg abgestiegen und nicht bei Frau Gordon . . . Die Königin war sehr traurig und angeekelt vom Menschengeschlecht. Sie hat auch Grund es zu verachten . . . Ich bin in der nämlichen Verfassung zu Bett gegangen wie sie. Ich habe nicht schlafen können, da ein schrecklicher Sturm Angst für den Prinzen erweckte . . .

Sonntag, 12. Dezember.

Die Königin hat durch Herrn Macaire die Nachricht erhalten, ihr Gatte weigere sich, dem Prinzen den Preis ihres Hauses in Lucca, das verkauft worden, auszuzahlen und entzieht ihm seine Pension . . .

Der Oberst Parquin an Valerie.

Im Gefängnis zu Straßburg, 8. Dezember.

Geehrtes Fräulein . . . Am 6. des kommenden Monats werden in Straßburg die Verhandlungen unseres Prozesses ihren Anfang nehmen. Ich denke nicht, daß Herr Odilon Barrot² sich entschließt, die Unterstützung seines schönen Talentes meiner Verteidigung zu widmen. Er sagt, ich habe das Recht über ihn zu verfügen; aber seine politische Stellung, die Kammer Sitzung, die während unserer Aburteilung in voller Tätigkeit sein würde, und seine tiefe Abneigung gegen die Wiederkehr der kaiserlichen Regierung, wären ohne Zweifel Beweggründe, die mich veranlassen würden, einen andern zum Verteidiger zu wählen. Er macht mir das Anerbieten seines Bruders, der, wie er sagte, glücklich wäre, sich meiner Verteidigung zu widmen. Ich habe sie angenommen. . . .

Dienstag, 13. Dezember 1836.

Als ich gestern zum Frühstück herunterkam, erfuhr ich, Karl³ sei gestern abend angekommen. . . . Seine Erzählungen haben uns lebhaft interessiert. Herr von Persigny war entzückt, daß seine Genossen heiter seien, sängen und sich freuten, ihn in Freiheit zu wissen; hauptsächlich weil sie dächten, er werde von neuem zu konspirieren anfangen. Er hat die Unklugheit gehabt, bei Tische zu sagen, alle Gefangenen denken an nichts anderes als von neuem sich zu verschwören. Es scheint, daß sie alle Schuld auf ihn⁴ werfen, und

¹ Napoleon I. hat bekanntlich den Herzog von Enghien, einen Bourbon, 1801 in Schloß Ettenheim aufgreifen und in Vincennes erschießen lassen.

² Ein berühmter Rechtsanwalt in Paris, vgl. Schriften 45, S. 152.

³ Der Kammerdiener des Prinzen.

⁴ Persigny.

daß das Gericht sie alle drangäbe, um ihn zu bekommen, — was uns mit Rücksicht auf seine Reise mit großer Angst erfüllt. Ich glaube, er hätte besser getan, sie ein wenig zu verschieben und die Freunde nicht zu sehen, mit denen er in Offenburg zusammen treffen will.

. . . Zehn Gelegenheiten zu entrinnen hatten sich dem Prinzen geboten. Nie hat er davon Gebrauch machen wollen. Ein Gefangenwärter hat ihm die Schlüssel gebracht und gesagt, er verlange nur, daß er ihn mitnehme. Er hat geantwortet, er würde annehmen, wenn die Herren Parquin und Baudrey mit ihm fliehen könnten. Da dies nicht möglich war, ist er geblieben. Ein Oberst der Zitadelle sei gekommen und habe ihm gesagt: „Warum haben Sie sich nicht an uns gewendet?“ Karl brachte der Königin die Uniform, die der Prinz an dem unglücklichen Tage getragen und die am Ärmel durch einen Bajonettschich durchlöchert worden, ohne daß er verwundet wurde.

Dienstag, 20. Dezember.

Am Abend meldeten die Zeitungen, die *Andromeda* (Fregatte, die den Prinzen entführte) sei vom Sturme an die Küsten von Spanien verschlagen worden; es sei ihr aber gelungen, in einem Hafen Schutz zu suchen; man wisse aber nicht, in welchem. Diese wenigen Worte bestätigten unsere Befürchtungen über den schrecklichen Sturm, die uns so schlimme Nächte gebracht hatten.

Die Königin ist blaß geworden; ich habe Tränen vergossen und trotz allen beruhigenden Erklärungen dieser Herren empfanden wir heftigen Kummer. Frau Salvage hat ihn nicht ganz zerstreut, indem sie uns einen Brief vorlas, den sie eben von Herrn von Beauharnais bekommen hatte. Er hatte im Marineministerium vorgesprochen; man hatte ihm gesagt, es habe viel Befürchtungen, Anstrengungen, Leiden, viel Schaden im Tackelwerk gegeben; aber keine bekannte Person sei umgekommen. Man kannte den Hafen nicht, — da die Regierung nicht wollte, daß man den Namen erfahre. Am Sonntag, 18. abends hat man eine Abschrift der Broschüre des Herrn de Persigny an den Oberst Dufour gesandt, in an seine Frau adressierte Seidenspitzen verpackt, er soll sie an Herrn Fazy übergeben, um sie in Genf drucken zu lassen. Diese Verpackung war gemacht. Wir waren alle beunruhigt wegen dem Schicksal der *Andromeda* und wegen dem so vieler unglücklicher Franzosen in dem unglücklichen Feldzug von Konstantine! Wir dachten schon ans Schlafengehen, als Herr Bohl, der Sekretär des Prinzen von Montfort anlangte, der kam um uns zu sagen, sein Prinz sei in Stuttgart und komme nicht hier vorbei, weil es der König von Württemberg verlange, um sich nicht zu kompromittieren. . . Während Herr Bohl mit halber Stimme der Königin die Gründe seines Herrn auseinandersetzte, nahmen ihn die Herren Cottrau und Visconti gehörig in die Hechel, wie auch seine Brüder. Die Königin hat's nicht gern gehört, obschon sie es sich nicht merken läßt. Jérôme hat alle Schmucksachen, die er nach London mitnahm, um nichts verkauft; es scheint, daß er dort das langweiligste Leben von der Welt geführt hat; er hat niemanden besucht außer seinem Bruder Joseph, der auch sehr zurückgezogen lebt. Was Lucien anbetrifft, so ist er zuweilen ganze Wochen ohne daß man weiß, wo er ist, und unerhörte Sache, bei der Nachricht von dem Straßburger Putsch wollten Joseph und Lucien einen Protest dagegen erheben. Jérôme hat sie daran gehindert, indem er ihn nicht unterschreiben wollte. —

Mittwoch, 4. Januar 1837.

... Da die Königin fühlte, wie wichtig es sei, daß die Broschüre des Herrn von Persigny vor Eröffnung der Kammer an die Deputierten und Zeitungen gelange, und vor der Antwort an den König, hat sie sich entschlossen, Herrn Cottrau nach Zürich zu senden, um sie in 200 Exemplaren dort drucken zu lassen; er hat einen Expressen gesandt mit dem Bericht, sie werden für Freitag bereit sein, und die Abreise Karls wird um zwei Tage verschoben, damit er davon nach Straßburg mitnehmen könne. Durch ihn habe ich Briefe gesandt an den Prinzen und an Herrn Arese, von dem ich nichts bekomme trotz seinem Versprechen mir zu schreiben. Die Anklageschrift für den Prozeß in Straßburg ist erschienen. Sie gereicht dem Charakter des Prinzen mehr zur Ehre als zum Tadel. Herr Parquin ist wütend, daß man ihn rufen läßt: Halte sie, haltet sie! als er entweichen wollte.

Antwort der Königin an Herrn Parquin.

Unsere einzige Beschäftigung bildet die wiederholte Lektüre der Debatten, und wir erwarten jeweilen mit der größten Ungeduld die Poststunde. Wir bewundern Ihren Mut und Ihre Geistesgegenwart, und wir hoffen sehr, daß es auf die Geschworenen gehörig Eindruck mache, was Nobles ist in den Antworten der Angeklagten. Ein einziger Umstand ist vom Prinzen nicht genügend hervorgehoben worden, ein Umstand, der ihm sehr schadet, und seiner Zukunft schaden kann, hauptsächlich bei seiner Familie. Das ist der, daß er gar nicht als Fürst auftrat, daß er nicht diesen Anspruch erhob; er hat ja einen „Ausruf ans Volk“ geplant, und erst, als man sah, wie der Ruf: Vive l'empereur! Macht gewann über die Soldaten, haben die Offiziere des Prinzen auch diesen Ruf erschallen lassen. Was die Zeugenaussage Karls anbetrifft, so war sie sehr wichtig; er hat ja gesagt, der Prinz sei mit seiner Entführung einverstanden gewesen. Karl hätte Euch allen sagen sollen, was er hier gesagt hat: der Prinz habe geglaubt, man führe ihn in ein anderes Gefängnis, in die Zitadelle, wo er besser dran war als in dem der Stadt, — darum hat er einverstanden scheinen können; das ist so richtig, daß er nicht einmal ein Hemd mitgenommen hat. Er hätte protestiert, wenn er gewußt hätte, daß man ihn dem Prozeßverfahren entziehen wolle. Das muß man erklären. . . .

Laura an Fanny.

Straßburg, 5. Januar 1837.

Alphons¹ ist heute morgen angelangt; er war 6 Tage unterwegs, um von Paris mit der Post hieher zu kommen; sie ist eine ganze Nacht in vier Fuß hohem Schnee stecken geblieben. Heute hat er mit uns gespeist. Wir haben nur von diesem unglücklichen Prozeß gesprochen. Alphons war einer der ersten, die einvernommen wurden, wie auch mein Mann. Der arme Aimé war ganz krank vor Aufregung und schwur mir, er hätte lieber vor einer Batterie Kartätschen gestanden als vor diesem Assisenhof öffentlich reden zu müssen. Der „Courrier du Bas-Rhin“ gibt die Zeugenaussagen sehr ungenau wieder; er überspringt und verstümmelt nach der Aussage aller Anwesenden. Das „Journal du Haut- et Bas-Rhin“ ist auch nicht genauer. In der ersten Sitzung hat man Alphons im allgemeinen viel zu wortreich gefunden. Man hat die Aufregung Aimés bemerkt, und hat ihm dafür Dank gewußt. Man hat seine Aussage schlicht, offen und bestimmt gefunden und seine Miene, die Güte und Rechtschaffenheit, wie Du ihn

¹ über Alphons de Berregaux, vergl. Schriften Heft 45, Seite 173.

kennst, ausdrückt, hat Beifall gefunden; niemand hat ihn aufs Korn genommen, weder der Gerichtshof noch die Verteidigung. . . . Trotzdem gibt's noch viele Leute, die mit Steinen nach uns werfen und nicht an unser Nichtwissen und unsere Unschuld glauben; die falschen und lügnertischen Insinuationen des Herrn Parquin stellen auch den guten General Voirel bloß, den diese unglückselige Geschichte um 10 Jahre gealtert hat. Er hatte alle Tage Fieber, und Du kannst Dir nicht denken, wie man ihn von allen Seiten aufs Korn nimmt, die Regierung voraus. . . . Die Aussage Alphons über diese Fahrt nach Offenburg, deren Beweggründe er nicht angibt; meine Beziehungen zu Frau Gordon, unsere Freundschaft mit Herrn Vaudrey, mein Aufenthalt in Arenenberg, geben vielen Leuten die Überzeugung, wir seien auf dem laufenden gewesen bei der Verschwörung, und alle Aufklärungen des Prozesses werden vielen Leuten diesen Wahn nicht nehmen. Du weißt es, Fanny, ob ein Schatten von Wahrheit an solchen Vermutungen ist.

Herr Vaudrey an Frä. Masuyer.

Am 5. Januar.

. . . Sie können versichert sein, daß ich, wenn ich kann, mit dem größten Vergnügen auf die Einladung eingehen werde, die Sie mir übersenden. Ich sage: wenn ich kann; denn ich setze vorerst voraus, daß man mir meine Freiheit wiedergeben wird, und in zweiter Linie, daß man einer Reise keine Hindernisse in den Weg legen wird, die meinen Anhänglichkeitsgefühlen für den entspricht, den wir alle lieben, und dessen Schicksal uns so lebhaft bewegt.

Morgen beginnen die Verhandlungen. Man läßt uns hoffen, daß meine Gefangenschaft, die schon sehr lange dauert, mit ihnen enden wird. Ich wage noch nicht, mich solchen Hoffnungen hinzugeben. Indessen schöpfen viele Freunde diese Hoffnung, und man muß sagen, sie ist nicht unwahrscheinlich. . . .

Mittwoch, 11. Januar

Wir waren mit den Zeitungen beschäftigt. Die „Commerce“ sprach von der Broschüre des Herrn von Persigny, die Paris überschwemmt und dem Komplott des Prinzen ein ganz anderes Ansehen gibt. Andere Zeitungen brachten seine Proklamationen. Das Journal du Bas-Rhin endlich brachte die beiden ersten Prozeßverhandlungen. Alle Angeklagten haben einen Edelmut und eine Hingebung bewiesen, welche die Geschworenen zu ihren Gunsten stimmen muß. Aimé war in allem angemessen; er hat nur gesagt, was er mußte, und hat nicht gesagt, daß Herr von Persigny der Gesandte des Prinzen war, noch, daß Herr Vaudrey beim Essen in Offenburg war. Der Gerichtshof selbst scheint nicht allzu übelwollend. . . .

Oberst Parquin an Frä. Masuyer.

Straßburg, 15. Januar 1837.

Fräulein, ich weiß nicht, ob's zu einer Verurteilung kommen, oder ob eine Freisprechung folgen wird. Gestern war Herr Barrot herrlich; heute war mein Bruder erhaben, und was mich vor allem mit Freude erfüllt hat, das war die Art, wie diese beiden Redner von der Königin und dem Prinzen gesprochen haben. . . .

Laura an Valerie.

Straßburg, Mittwoch, 18. Januar 1837.

Alphons kommt vom Gericht und hat uns soeben verkündet, daß alles vorüber ist und alle Angeklagten beinahe einstimmig freigesprochen worden sind. Ihr werdet über

diese Neuigkeit sehr glücklich sein, und ich beeile mich, es Euch mitzuteilen, ohne eine Betrachtung daran zu knüpfen. Das war eine ernste Sache; diejenigen, die das Glück und die Ruhe ihres Vaterlandes wünschen, müssen darüber bestürzt und betrübt sein. — Wenn man denkt, wie täglich arme Soldaten zum Tod oder zu Kerkerstrafen verurteilt werden wegen Disziplinfehlern, und wie Offiziere, die man festnimmt, welche die Waffen in der Hand ihre Truppen gegen die Regierung, die ihnen diese Waffen anvertraut hat, aufreizen, keine Strafe bekommen, so ist das ungerecht und sehr beunruhigend für die Zukunft; das ist die allgemeine Ansicht und Meinung über diese Affäre, bis auf einige Hitzköpfe. Übrigens ist man individuell zufrieden, sie gerettet zu sehen wegen ihrer Familie, um derjenigen willen, die man kannte; die arme Frau Vaudrey namentlich muß sehr glücklich sein.

Valerie an Fanny.

21. Januar 1837.

Ich sende Dir sehr schnell, meine gute Fanny, diesen lamentablen Brief Lauras über eine Nachricht, die uns ganz toll vor Freude macht. Ich hoffe, daß die Königin, die im Bett war, um Blutegel anzusetzen, davon eine heilsame Wirkung verspüren wird. Wir wußten die gute Nachricht schon zwei Stunden vorher durch Herrn Parquin, der, ihre Freisprechung meldend, beifügte, die ganze Bevölkerung sei an der Luft, und in einem tollen Freudentaumel, daß man auf den Abend eine Illumination fürchte, und sie alle seien sehr glücklich über die Sympathie, die ihr Schicksal einflöße. Du siehst, wer nur eine Glocke hört, hört nur einen Ton, und das allgemeine Empfinden wird von jedem in seiner Weise gemodelt. Ich konnte lange in allen Zeitungen über den Prozeß lesen und wiederlesen, ich habe nicht ein auf den Prinzen bezügliches Wort gefunden, das ihn mit diesem Fluch der Lächerlichkeit bedeckte, von der alle Briefe Lauras übersprudeln. Glücklicherweise waren sie nur das Echo des kleinen Kreises, in dem sie lebt. Das Unglück trifft jetzt ihn allein und seine Mutter. Das ist ein Trost für sie. Ich umarme Dich, Valerie. Aus Anlaß der letzten Gerüchte über Mord und Aufruhr, die ohne Aufhören die Regierung Louis Philippes trüben, sagte die Königin: „Der Machthaber ist oft verblendet durch die Leute, die ihn umgeben . . . Von weitem gewinnt man die beste Übersicht . . . In einem Wald hindert uns das kleinste Baumblatt, das sich vor unser Auge legt, die nächsten Gegenstände zu sehen wie die fernsten . . .“

Mittwoch, 25. Januar 1837.

Herr Parquin und Herr von Gricourt sind angekommen. Das erste Wort Herr Parquins war: „Hat man Nachrichten von dem Prinzen?“ Ich habe Herrn von Gricourt blaß, abgemagert und verändert gefunden; dergleichen Leiden setzen zu in jedem Alter. Er hält die Sache für besser als je und trägt sich mit großen Hoffnungen für die Zukunft. Aber man habe eine Zeitung nötig, und er wollte, daß man den „National“ kaufe. Herr Parquin spürt seine Wunde nicht mehr, und der arme Mann ist nur traurig über seine schlimmen Vermögensumstände. Die Herren von Persigny und von Gricourt waren beide unzufrieden mit Herrn Vaudrey. In verfehlten Affären geschieht das immer: die Leute der nämlichen Partei geraten einander in die Haare. Das ist so wahr, daß Herr von Gricourt noch nicht mit Herrn von Persigny zusammen-treffen will, aus Furcht in Disput mit ihm zu geraten. Dieser arme Kleine hat auch seinen besonderen Kummer. Seine Mutter ist sehr streng mit ihm. Ihr Zorn über Vaudrey

ist, daß er es war, der sich mit Balandier schlagen sollte und auch deshalb, weil er seine Frau nach Paris geschickt hat, um bei dieser Gordon zu wohnen, die ein wahrer Husar ist. Sie hat eine Pistole abgeschossen gegen den Offizier, der nach der Affäre kam, um die Fahne beim Obersten abzufordern. Als sie festgenommen worden war, allein inmitten der Offiziere und Soldaten des 46. im Gefängnißhof, fragte sie sie, ob sie es gewesen seien, die den Prinzen festgenommen hätten. Auf ihre bejahende Antwort nannte sie sie Feiglinge und Ehrlose. Wie es scheint, war Herr von Brue der Einfaltspinsel der Truppe und Herr Laithy der Held. Herr von Gricourt ist wütend über den Dummkopf von seinem Advokaten, dem sein Vater 6000 Fr. gibt. Das ist wirklich ein netter junger Mensch. Gestern sprach er davon, Salenstein zu kaufen. Er ist den ganzen Tag geblieben, um mit der Königin zu plaudern. Er hat gute Manieren und ist sehr höflich. Am Abend hatt er uns Zerrbilder von den Gefangenen gemacht.

Valerie an ihre Schwester Fanny.

Dienstag-Abend, 31. Januar.

Liebe Fanny! Du weißt vielleicht schon aus den Zeitungen, daß der Prinz glücklich in Philadelphia angelangt ist, sehr gesund. Fr. von Beauharnais, die es vom Marineminister vernommen hat, hat es soeben der Königin mitgeteilt, die sehr glücklich ist. Ich beeile mich, Dir diese glückliche Nachricht zu melden. . . . Gib sie schnell der Prinzessin Eugenie von mir. Ich hatte es ihr zu schreiben versprochen.

Laura an Fanny.

Straßburg, 5. Februar.

Du hast aus dem Briefe, den ich Dir für Valerie geschickt habe, den schlichten Abschied unseres guten Generals Voiron vernommen. In aller Munde ist nur ein Schrei des Staumens und Bedauerns, welcher Partei man auch angehöre. Der General ist einer der seltenen Charaktere, die alle Welt bewundert. Seine Tapferkeit und Güte, sein nobles Herz voll Loyalität und Freimut haben ihm die Liebe aller gewonnen. Deshalb ist man entriistet über die unglaubliche Maßregel, die man über ihn getroffen hat, und von der er tief und bitter gekränkt worden ist. Wie stark man auch in seinem Bewußtsein sein mag, Ungerechtigkeit empört ein grades Herz. Ich erfahre es seit einigen Monaten auf grausame Weise. Der General hat weder Eigenliebe, noch ist er käuflich. Was er schmerzlich entbehrt, ist weder die Autorität noch die Einkünfte seines Kommandos; aber der Schimpf ist blutig und wird lebhaft empfunden. Man erschöpft sich in Mutmaßungen; die ganze Stadt ist in Aufregung, und diese unglückliche Affäre ist von neuem allgemeines Stadtgespräch. Alle unsere Freunde, wenn Du sie sehen wirst, werden Dir sagen, daß es sich da um etwas handelt, das einen stärkern Verstand, als der meinige ist, hätte trüben können. Unser Name fliegt von Mund zu Mund. Wir sollen den guten General kompromittiert haben. Unsere Beziehungen zu diesem verwünschten Arenenberg, und vor allem die närrische Erscheinung Valeries hier. Ihr Besuch beim General, der sehr getadelt worden ist, sie empfangen zu haben. — Was ich mein Leben lang nicht recht begreifen kann, das ist ihre Liebe für die Herzogin und für den Prinzen, die alles überwiegt. Nun, daran ist nun einmal nichts zu ändern! Elf Offiziere des 4. Artillerieregiments und 19 Unteroffiziere sind entlassen worden. Der General Negre ist hiehergekommen, um Ausmusterungen vorzunehmen und Nachforschungen anzustellen. Das Gerücht geht um, Alphons sei in Ruhestand versetzt durch Rückzug der Anstellung.

Wenn das wahr ist, welche Trauer für uns, eine verpfuschte Carriere! Ergeben in das, was nur auf uns Bezug hat, kann ich mich nicht fassen, was unseren Freunden begegnet, weil ich immer denken muß, daß wir, obwohl unschuldig, vielleicht der Grund ihrer Ungnade sind. Hätten der General und Alphons uns nicht gekannt, so wären sie nicht kompromittiert. Unsere Fahrt nach Offenburg, meine Reise nach Arenenberg und die öffentlichen Gerüchte in Straßburg, so verleumderisch sie sind, rechtfertigen in meinen Augen alles, was die Regierung gegen uns zu tun für gut finden wird. Alle diese neuen Verdrießlichkeiten machen, daß meinem Mann die Sohlen brennen. Er verreist am Dienstag nach Paris, wo ich ihn in einem Monat wieder treffen werde. Ich habe gestern den General Bucher gesehen, der in aller Eile, wie wenn es brennte, hergeschickt worden ist, um den General Voirol zu ersetzen. Er war in Paris im Infanteriekomitee verwendet, und diese Versetzung, deren Beweggrund ihm unbekannt ist, hat ihn sehr geärgert. Man hat ihm nicht einmal Zeit gelassen, beim König Urlaub zu nehmen, was uns auf den Gedanken gebracht hat, man habe seine Gutgläubigkeit mißbraucht und das alles sei die Folge von Intriguen bei den Ministern. . . . Die Freisprechung der Angeklagten, welche der militärischen Disziplin einen schrecklichen Schlag versetzt, macht, daß die Regierung, um sie wieder zu stärken, zu allen Mitteln der Strenge und Vergeltung greift. Man begreift diese Strenge, die man wahrscheinlich nicht entfaltet hätte, wenn die Strafbaren bestraft worden wären. Den Augenblick erhalte ich einen Brief von Alphons, der in Paris keinen guten Empfang gehabt hat. Sein Oberst, der ein schlechter Mensch ist, hat ihm verräterischerweise einen Streich gespielt; er wird einem andern Corps zugeteilt, aber nicht wegen Amtsentzugs. Das tröstet mich ein wenig. Aber er hat gesagt, es sei unmöglich alles auszudenken, was man gegen den General Voirol sagt, der das große Unrecht begangen hat, daß er nach dem Prozeß nicht sofort nach Paris gegangen ist.

Arenenberg, Montag, 6. Februar.

Heute morgen hat mich die Königin rufen lassen, um einen Brief an ihren Sohn zu senden und eine Note an Herrn von Persigny abzuschreiben.

Note der Königin vom 5. Februar.

„Ihr Brief und Ihre Gedanken sind sehr gut in jeder Beziehung, und wir sind fast in allen Punkten mit einander einig, sofern der Fall einträte. Das sagt alles, und ich stehe gut dafür, daß es kein Orakel gibt, das den Sieg davontragen könnte, wenn der Fall einträte, daß man sich für oder gegen ihn entscheiden müßte. Die Hauptsache ist, diesen Ruf zu bewahren, der Euch hoch stellt und der bewirkt, daß man Euch wählt, weil man durch die öffentliche Meinung dazu gezwungen ist. . . . Wir sind miteinander einig, daß man das nur hoffen kann. . . . Wir sind ebenso einig, daß anderthalb Jahre notwendig sind, um eine starke Opposition zu stande zu bringen, etc. etc. Die unverhofften Fälle sind selten, und wenn man mit ihnen rechnen muß, soll man ihretwegen nichts aufs Spiel setzen. Ich nenne das aufs Spiel setzen. Wenn nach einer Katastrophe man sofort wieder kommt, wird man als intrigant und ehrgeizig taxiert. Für mich fällt nicht die Aufnahme, die man bei einigen Individuen findet, ins Gewicht; aber die allgemeine Meinung eines Landes würde den mit ungünstigen Augen kommen sehen, weil sie vermutet, daß Ihr mit den nämlichen Wahnideen kommt. Wenn das Geringste passiert in Frankreich, so schreibt man das auf Eure Rechnung und beschmutzt Euren

Charakter. Zudem habt Ihr eine sehr große Zahl von Verbannten, die Euch auffuchen und umgeben. Stoßt Ihr sie zurück, so macht Ihr sie Euch zu unverföhllichen Feinden. Nehmt Ihr sie auf, so könnt Ihr sie nie zufriedenstellen und Ihr findet Euch als Haupt von Unzufriedenen. Von heute in einem Jahr mag man wiederkommen, das ist ganz einfach: man hat eine kranke Mutter, deren Zustand beunruhigt. Wenn die Ereignisse zwingen würden, in einigen Monaten zu kommen und, man hat Verstand genug, um das von weitem zu beurteilen, so ist man in 20 Tagen da. — Das ist meine ganze Meinung, und ich bin sicher, daß man da unten denkt wie ich. — Vor allem gilt es, die Reinheit seines Charakters zu bewahren und denken, daß ein unbedachter Schritt den Feinden ein leichtes Spiel machen kann. Was Madame (mich selbst) angeht, so hat sie auf den Verkauf verzichtet, das würde jetzt schlechten Eindruck machen; sie muß Sorge zu sich tragen; denn eine Entzündung, die nicht rechtzeitig entfernt worden ist, verursacht ihr eine ernstliche Krankheit. Wenn sie nach London gehen kann, so wird sie gehen; aber sie würde nicht leiden, daß man ihr Ehren erweise auf Kosten dessen, den sie liebt: sie muß unglücklich sein, weil ihr Sohn unglücklich ist; aber sie will nicht, daß man ihm schuld gebe, ihr irgend Leiden verursacht zu haben. Wir haben endlich Nachricht von der Ankunft durch den Marineminister. Man sagt, er habe alle Welt gewonnen durch seinen Geist, seine Sanfttheit und die Einfachheit seiner Manieren. Nun sind wir doch wenigstens beruhigt; aber wir warten mit Ungeduld auf direkte Briefe.
Hortense.

IV. Die letzten Tage der Königin Hortense.¹

April-Oktober 1837.

Freitag, 7. April 1837.

... Bei der Rückkunft erzählte uns Herr Cottrau, Herr Visfranc² habe ihm versprochen, die Operation vorzunehmen, sofern sie angezeigt sei. Das hat uns ein wenig aufgerichtet, und doch wäre nichts im stande, die Besorgnisse dieser Tage zu schildern, die um so grausamer waren, weil man nichts davon merken lassen durfte und vor der Königin ein fröhliches Gesicht machen mußte. Zuweilen war ich's außerstande. Wir waren im Saal beisammen wie Angeklagte, die auf ihren Urteilspruch warten. Inzwischen bereiteten wir die von Herr Visfranc verlangte Charpie. . . . Zuerst kam Sauter³ nach dem Frühstück. Die drei Aerzte haben sich vorher verständigt. Herr Visfranc war äußerst ungeduldig, weil Herr Schönlein³ nicht kam. Er war auf dem Punkt in Zorn zu geraten. Er beruhigte sich aber, indem er das Buch von Fr. Parquin las. Schon abends zuvor hatte ich ihm den Prozeß und die Broschüre des Herr von Persigny gegeben. Er wußte nicht einmal etwas von dem ersten Brief, den der Prinz seiner Mutter geschrieben, und da er von Wichtigkeit ist, sucht man ihn zu bekommen. Doch wozu? Es nützte ja doch nichts mehr! Endlich ist Herr Schönlein angelangt, und nachdem sie alle vier mit einander sich besprochen, sind sie zur Königin hinaufgegangen, und dann haben sie noch einmal konferiert. . . . Mein Blut stand still, so peinlich berührte es mich. . . .

¹ Vergleiche, Revue des deux Mondes 1916, Bd. 2, S. 65 ff.

² Visfranc ein aus Paris verschriebener, berühmter Chirurg. Sauter, Medizinalrat in Konstanz.

³ Professor der Medizin in Zürich.

Ich trat mit lächelnder Miene bei der Königin ein. Sie sagte mir, man werde die Operation nicht vornehmen, und ich freute mich mit ihr darüber. Sie hat ihrem Sohne geschrieben, um ihn zu beruhigen. Sie übergab mir ihren Brief zur Besorgung. Ich schrieb unter den Verschluss: „Kommen Sie zurück, schnell!“ dann schickte ich ihn sofort an Herr Ammann . . . Ich habe bei der Königin gewacht; sie litt große Schmerzen, und doch schlief sie besser als die vorhergegangenen Nächte.

Heute morgen ist Herr Conneau gekommen mit uns plaudern. Er ist am meisten unglücklich, weil am meisten verantwortlich. Visfranc hat die Operation für unmöglich erklärt und glaubt nicht, daß sie ein halbes Jahr überlebe. Sauter meint, wenn man seinem Rat folge, könnte man ihr vielleicht noch ein Jahr oder zwei das Leben fristen. Schönlein meinte, man sollte die Operation wagen; aber, da Visfranc sie nicht wagen wollte, hätte kein Mensch gewagt sie vorzunehmen. . . . Frau Salvage sagt, die Königin habe ihr Testament gemacht und sie zur Testamentsvollstreckerin bestimmt. Sie hat ihr einen Brief von Fr. Recamier gezeigt, der ihr Testament enthielt, und ihr alle ihre Absichten anvertraute und sie hinwiederum bat, auch ihr Testament zu machen und ihr dasselbe Vertrauen entgegenzubringen. . . . Sie hat der Königin gesagt, sie sei dazu entschlossen und wolle durch dieses Testament ihr Vermögen dem Prinzen vermachen. Die Königin, indem sie diesen Beweis ihrer Zuneigung annahm, hat natürlich sofort getan, was man von ihr wünschte und sie so zur Testamentsvollstreckerin ernannt. Alle diese Sorgen scheinen mehr verfrüht und im Grunde grausam. Ich bin untröstlich beim Gedanken, daß sich möglicherweise das Übel verschlimmert hat, indem sie ihren Mut aufbot, um in diese Operation einzuwilligen und sich darauf vorzubereiten. Aber Conneau sagt, es datiere schon seit mehreren Jahren, und der goldene Ring, den sie trage und von dem sie zu niemanden gesprochen habe, sei die erste Ursache ihres Übels, und vor 5 oder 6 Monaten wäre es noch Zeit gewesen, es zu heilen. — Hätte sie in Paris einen Arzt konsultiert, so wäre sie gerettet gewesen; sie hätten ihr aber keine Zeit dazu gelassen; sie haben sie getötet, und hätte man ihr gesagt, ihr Sohn gehe über Brasilien nach New York, so wäre sie nicht während 4 Monaten beinahe vor Angst vergangen. Herr von Briqueville hat ihr gestern geschrieben, um ihr zu versichern, der Prinz gehe nach New York; Herr Buchon hat dasselbe an Herr Cottrau geschrieben, um die Königin zu beruhigen, falls ein Zeitungsartikel, der berichtet, die Andromeda gehe nach Cap Horn, sie etwa beunruhige.

Herr Arese an Fr. Masuyer.

New York, den 15. März 1837.

Mit dem nach Liverpool fahrenden Postschiff habe ich Ihnen einen langen Brief geschrieben und einen an Fr. Eugenie, und ich sende Ihnen diese zwei Zeilen über Havre, damit die Nachrichten von Louis so schnell als möglich und auf die sicherste Weise in Ihre Hände gelangen. Der Potomac, eine amerikanische Fregatte, die von Rio de Janeiro hier eingetroffen ist, berichtet, sie habe die Andromeda mit dem Prinzen und die Dido mit dem französischen Gesandten bei den Vereinigten Staaten dort verlassen, und 4 oder 5 Tage nach ihr werden sie nach New York oder Norfolk, südlich von Baltimore, in See stechen. In letzterem Falle werde ich sofort mich nach Norfolk begeben. Seit ich in New York bin, habe ich Ihnen vier Briefe geschrieben, ferner einen von Liverpool

und einen von London, wenn ich nicht irre, und ich hoffe, Sie werden mich dafür wenigstens brieflich schadlos halten. Schreiben Sie mir lange Briefe und seien Sie so ausführlich wie möglich über Sie selbst. Meine beiden Briefe aus Florenz sind ohne Antwort geblieben; das ist ja recht tröstlich! Leben Sie wohl! Mögen die Abwesenden nicht immer den kürzeren ziehen. In meinem Fall wäre das Undankbarkeit. Leben Sie wohl, ich drücke Sie an mein Herz.

Samstag, den 22. April 1837.

Dieser Brief, den ich heute erhielt, hat mich noch glücklicher gemacht als der vom Tag zuvor, ich weiß ihn auswendig . . . Sauter ist gekommen und war entzückt, die Königin so wohl zu finden. Ich war vollkommen glücklich . . .

Arese an Frä. Masuyer.

New York, den 3. April 1837.

Ich bin glücklich Ihnen melden zu können, daß der Prinz in Norfolk angekommen ist und daß er gesund ist; zum Beweise sende ich Ihnen beigezschlossen den kleinen Zeitungsausschnitt. Dieser Brief wird Ihnen über Liverpool zugehen mit einem andern, den ich Ihnen vorgestern schrieb. Ich werde Ihnen auch ein paar Zeilen über Havre senden, um Ihnen diese Neuigkeit zu berichten. Vor 5 Minuten habe ich seine Ankunft erfahren. Meine Empfehlung an Madame (die Königin). Ich hätte ihr auch gerne geschrieben; aber ich will das Postschiff nicht verfehlen.

An die Großherzogin Witwe von Baden, im Namen der Königin.

1. Mai 1837.

Meine liebe Stephanie! — Ich bin so schwach, daß ich nicht nur nicht selbst schreiben kann, sondern auch kaum die nötige Kraft habe, diesen Brief zu diktieren. Ich habe soeben einen kleinen Rückfall gehabt, von dem ich mich noch nicht ganz erholt habe. Ich kann nicht schlafen, nicht essen, und das schlechte Wetter hat für jetzt nicht wenig mitgeholfen, mein gichtisches Leiden, das ganz unabhängig von meiner Krankheit ist und mir doch am meisten Schmerzen verursacht, zu verlängern. Um mich von meinem Leiden abzulenken, baue ich Lustschlösser, und mache Pläne, deren Erfüllung vielleicht noch ein wenig auf sich warten läßt; denn ich bin noch lange nicht transportabel. Ich bitte Dich, wenn Du nach Wien kommst, lege ein gutes Wort für mich ein bei Herrn von Metternich. Ich wünschte österreichische Pässe, um nach Italien zu gehen; er möge so gut sein und Herrn von Bombelles den Befehl erteilen, mir welche für mich und für die Personen meines Hauses auszufolgen, wenn ich sie von ihm verlange. Diesen Sommer werde ich vielleicht nach Ischl oder nach Aix im Savoyischen gehen. In meinen gegenwärtigen Gesundheitsumständen kann ich den Winter in hiesigem Klima nicht ertragen. Ich möchte nach Genua oder Neapel gehen, kurz ein mildes Klima aussuchen, wie es mir die Aerzte verordnen. Ich bin so glücklich, daß ich meinen Doktor (Herrn Conneau) wieder habe; er versteht sich meisterhaft auf die Behandlung von Kranken, und ich kann die Pflege, die mir zuteil wird, nur loben.

Eben höre ich von meiner Schwägerin von all den Festen, die man in München gefeiert hat. Ich rate Dir, Deine Kräfte zu schonen, nicht, wie Du gewöhnlich tust, Dir

zuviel zuzumuten. Man ist zu glücklich, wenn man einer guten Gesundheit sich erfreut, und sollte sie nicht gefährden; man weiß erst, was man an ihr gehabt, wenn man sie verloren hat. Lebwohl, ich umarme Dich und Marie¹ von ganzem Herzen.

Dienstag, 16. Mai.

Gestern hat uns der Herr Baron von Wildegg besucht. Er kam expresse, um sich nach der Königin zu erkundigen, und war sehr betrübt über den Zustand, in dem er sie fand; sie hat ihn nach ihrem Frühstück empfangen und war ganz traurig, und beim Abschied sagte sie ihm: „Hoffentlich sehe ich Sie noch einmal.“ Er hat darauf geantwortet, er werde im Sommer wiederkommen. . . . Sie hat gestern gebeichtet und kommuniziert, um mit dem Prinzen von Hohenlohe die neuntägige Andacht zu beginnen. . . . Der Blutfluß kam gestern zum Stehen und die Königin, die es wahrnahm, sagte: „Der liebe Gott möchte mich scheint's wieder gesund machen; das wird mich noch fromm machen.“

Graf Arese an Fr. Masuyer.

New York, 16. April 1837.

„. . . Louis geht es gut, und er ist nicht traurig. Gestern waren wir in Long Island, um ein kleines Marinearsenal zu besichtigen, und morgen werden wir die Befestigungen der Stadt New York und Umgebung besuchen. Die Bälle, Soupers und Diners und die andern Genüsse sind alle abgesagt wegen dem schlechten Gang der Geschäfte. Diesen letzten Monat kamen über 100 Zahlungseinstellungen vor, im Betrag von mehr als 100 Millionen Franken. Das hat zur Folge, daß der Prinz die Gesellschaft der Stadt noch nicht kennt. Wir bleiben viel zu Hause und plaudern, bis wir heiser werden. Gestern abend kam das Paketboot Columbus von Liverpool an; aber wegen des Sonntags bekommen wir die Briefe erst morgen früh, so daß wir erst mit dem Kursschiff vom 24. antworten können. Ich bin sehr froh, wenn wir abreisen können; denn ich habe New York satt bis zum Hals.“

Brief der Königin an die Großherzogin Stephanie, nachdem die Erlaubnis nach Italien zu gehen von Metternich erteilt worden war.

„Ich habe Deinen Brief, meine liebe Stephanie, mit Vergnügen erhalten und danke Dir für die Sorgfalt, mit der Du alle meine Aufträge ausgerichtet hast und bin entzückt von der Gefälligkeit, die man Dir für mich erwiesen hat. Ich hoffe, Du werdest nicht abreisen ohne dies Geschäft beendet gesehen zu haben und nicht ehe die nötigen Befehle an Herrn von Bombelles¹ ergangen sind, daß mein Paß von allen Ministern unterzeichnet wird, so daß man mir nirgends mehr Schwierigkeiten und Verdruß bereiten kann. Ich weiß noch nicht, was Louis tun wird, wenn er erfahren wird, daß ich krank bin, obgleich ich ihm zum Teil den Ernst meines Zustandes verheimlicht habe; aber ich hoffe, daß man ihm gegenüber ebenso gefällig sein wird wie gegen mich, wenn er mit mir käme. Jetzt kann er niemand mehr beunruhigen, nachdem er seine Karten aufgedeckt hat. Man wird nicht mehr annehmen können, er werde sich mit kleinlichen Intriguen befassen nach der Stellung, die er eingenommen; ich stehe überall gut dafür. Es scheint, daß das Wohlwollen, das man ihm in Paris bewiesen hat, bis hieher reiche und daß man bereit, mir so übel mitgespielt zu haben. Der Marschall Gérard hat mir durch

¹ Die jüngste, damals noch unvermählte Tochter der Großherzogin.

jemand sagen lassen, die französische Regierung werde es ganz in Ordnung finden, wenn Louis bald zurückkomme um mich zu pflegen, und daß man dem kein Hindernis in den Weg legen wird. Seit dem 17. April habe ich keine Nachrichten von ihm und weiß also nicht, was er tut oder tun will. Was mich anbetrifft, so bin ich entschlossen, am 1. September nach Italien zu gehen. Wenn ich schon vorher hinginge, so würde ich noch früher von hier abreisen, um mich unterwegs 6 Wochen in einem Schwefelbad aufzuhalten. Einen Monat gedenke ich in Genua auszuruhen, ebensolang in Neapel, und die drei Wintermonate in Palermo zuzubringen. Ich war so leidend, daß man lange mich in sehr strenger Behandlung gehabt hat. Man hat der Fürstin-Witwe von Hohenzollern nicht erlaubt, mich eher zu besuchen. Sie war soeben eine Woche bei mir. Ihre Gegenwart hat mir sehr wohl getan und nicht geschadet. Heute hat sie mich verlassen. Ich bin sehr in sie gedrungen, mit mir nach Italien zu gehen. Donnerstags erwarte ich Eugenie und Josephine, und freue mich sehr darauf. Sei ohne Sorge wegen Deiner Tochter. Herr Conneau ist da. . . . Ich kann Dir nicht sagen, wieviel Beweise von Teilnahme man mir erwiesen hat, seit ich krank bin. Ich erhalte solche aus allen Theilen Europas. Ich war sehr gerührt von denen, die ich von der Königin-Witwe von Bayern erhielt. Wir hatten einander so lange nicht mehr gesehen, daß ich nicht hoffen konnte, sie werde mir all die Liebe, die sie mir immer bewiesen hat, bewahrt haben; aber sie hat mir tausend liebenswürdige Proben davon gegeben, wie auch Prinz Karl. Sie wollte mich besuchen.

Seit meinem letzten Anfall sind 4 Wochen vergangen, ohne daß ich das Bett verlassen kann; man trägt mich von einem Bett ins andere. Aber jetzt ist das Wetter schön, und ich hoffe, ein wenig gute Luft wird mich vollends wieder auf die Beine bringen.

Hortense."

Samstag, den 6. Juni.

Die Königin gab mir den Auftrag, den Brief des Prinzen Louis an Herrn Vieillard für die Großherzogin abzuschreiben.

New York, den 30. April 1837.

„. . . Jetzt bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig, was mich bewogen hat zu handeln. Ich hatte ja zwei Verhaltenslinien vor mir: die eine, die einigermaßen von mir abhing, die andere von den Ereignissen. Indem ich die erste wählte, war ich, wie Sie sehr richtig bemerken, ein Mittel; hätte ich auf die zweite warten wollen, war ich nur ein Hilfsmittel. Nach meinen Ideen, meiner Überzeugung, schien mir die erste Rolle der zweiten sehr vorzuziehen. Ein Erfolg meines Unternehmens bot mir folgende Vorteile. Ich erreichte mit einem Mal in einem Tag, worauf ich sonst vielleicht 10 Jahre hätte warten müssen. Hatte ich Erfolg, so ersparte ich Frankreich die Kämpfe, Unruhen und Unordnung eines Umsturzes, der nach meiner Überzeugung früher oder später doch kommen muß. Der Geist einer Revolution, sagt Herr Thiers, setzt sich zusammen aus Begeisterung für das Ziel und aus Haß gegen die, die als Hindernis im Wege stehen. Hätten wir das Volk durch das Heer mitgerissen, so hätten wir die edlen Leidenschaften ohne den Haß gehabt; denn der Haß entsteht nur aus dem Kampf zwischen physischer Gewalt und moralischer Kraft. Persönlich war dann meine Stellung klar, bestimmt und selbstverständlich. Wäre ich nach Paris gelangt, so verdankte ich meinen

Erfolg dem Volk und nicht einer Partei. Kam ich als Sieger, so legte ich meinen Degen aus freien Stücken, ungezwungen auf den Altar des Vaterlandes. Man konnte dann Vertrauen in mich haben; hinfort bot nicht nur mein Name, sondern meine Person eine Gewähr. Im entgegengesetzten Fall konnte ich nur von einem Teil des Volkes gerufen werden, und ich hatte zu Feinden, zwar nicht eine schwache Regierung, aber eine Menge anderer Parteien, die sich wohl auch für national hielten. Zudem ist Anarchie besser zu verhüten als zu unterdrücken; die Massen zu leiten ist leichter als ihren Leidenschaften zu folgen. Kam ich als Hilfsmittel, so war ich nur eine Fahne mehr, die man unter den Haufen warf, deren Einfluß, im Angriff unermesslich, vielleicht zu gütlicher Einigung machtlos geblieben wäre. Endlich war ich im ersten Fall das Steuerruder auf einem Schiff, das nur einen Widerstand zu überwinden hat; im zweiten Fall befand ich mich im Gegenteil auf einem Schiff, das den Wellen preisgegeben war und mitten im Sturm den Weg nicht weiß, den es einschlagen soll. Allerdings so viele Vorteile mir der Erfolg meines ersten Plans darbot, ebenso viel Tadel zog mir der Mißerfolg zu. Aber als ich den Boden Frankreichs betrat, dachte ich nicht an die Rolle, die mir eine Niederlage schuf. Falls ich Unglück gehabt hätte, sollte der Tod mir eine Wohltat und meine Proklamationen mein Testament sein. So sah ich die Dinge an. . . . Ich habe vom Land (Amerika) noch wenig gesehen; aber was ich über die beiden Amerika gelesen und sagen gehört habe, hat mir Anlaß zu einigen Betrachtungen gegeben, die ich hiemit Ihrem Urteil unterbreite. Alle Vereinigten Staaten Amerikas, ehemals europäische Kolonien, sind unter mehr oder wenig günstigen Auspizien gegründet worden. Weil sie sich in ihren Handelsinteressen verlegt sahen, haben sie sich von ihrem Vaterlande losgesagt, und damit das Gewebe nicht sich auflöse, machten sie einen Knopf in das Band, das sie abgeschnitten hatten und konstituierten sich als Völker. Aber ein Bergmann, der sich mit 16 Jahren unabhängig erklärt, ist noch ein Kind, welches auch seine physische Kraft sein mag; Mann wird man erst, wenn man die volle Entwicklung all seiner Fähigkeiten erreicht hat. Dieses Land hat nun zwar eine unermessliche materielle Kraft; aber die moralische Kraft geht ihm vollständig ab. Die Vereinigten Staaten hielten sich für ein Volk, sobald sie eine selbsterwählte Regierung mit Präsident und Kammern hatten; sie waren aber und sind noch nur eine unabhängige Kolonie. Aber jetzt vollzieht sich von Tag zu Tag die Umwandlung; die Puppe entledigt sich ihrer zarten Hülle und bekommt Flügel, die sie emportragen werden. Aber ich glaube nicht, daß sich die Umwandlung ohne Krisen und ohne Umsturz vollziehen wird. Im Prinzip ist jede Kolonie eine wirkliche Republik, d. h. eine Vereinigung von Menschen, die alle im Besitz gleicher Rechte sich gegenseitig verständigen, um die Erzeugnisse eines Landes auszubeuten. Ob ihr zeitliches Oberhaupt nun Gouverneur oder Präsident heiße, darauf kommt wenig an. Sie haben nur sich zu regieren, nur einige Polizeireglemente notwendig. Das ist so wahr, daß, als Nordkarolina z. B. von dem berühmten Locke eine Verfassung begehrte und dieser im Glauben, es mit einem Volk zu tun zu haben, ihnen Gesetze schickte, wo alle Gewalten wohl gegeneinander abgewogen waren, wie in einer europäischen Gesellschaft, wo auf engem Raume Millionen Menschen unter einen Hut zu bringen sind, obgleich sie einander entgegengesetzte Interessen haben, die Lockesche Verfassung nicht durchgeführt werden konnte. Die Bevölkerung bestand ja aus lauter Leuten, die in ihren Sitten, Ideen und Interessen einander gleich waren; da war nur ein Rad in Bewegung zu setzen — ein unendlich einfacher Mechanismus, dazu es weder Genie noch Zusammen-

fassung der Kräfte bedurfte. Jetzt aber ist die Bevölkerung beträchtlich angewachsen und besteht aus Amerikanern, die ihren bestimmten Typ haben und aus täglichen Einwanderern, die weder Bildung noch Volksüberlieferung haben und keinen Patriotismus mitbringen. Jetzt haben Industrie und Handel die Gleichheit der Vermögensverhältnisse gebrochen; große Städte sind entstanden, wo der Mensch nicht mehr nur mit dem Boden zu ringen hat, sondern mit dem Menschen, seinem Nachbar. Jetzt endlich beginnt die moralische Welt sich über die physische zu erheben. Man sieht heute dann und wann Anzeichen, daß die Herrschaft der Ideen auch auf dieser Seite des Ozeans beginnt. Unter diesem Krämervolk, wo es nicht einen Menschen gibt, der nicht spekuliert, ist in den Köpfen einiger rechtschaffener Leute die Idee entstanden, daß es eine schlimme Sache sei um die Sklaverei, obwohl sie viel abwerfe, und das Herz des Amerikaners hat zum erstenmal gebebt für ein Interesse, das dem Gelde fremd ist. Es ist in den Kopf einer Partei der Gedanke gekommen, mit Recht oder mit Unrecht, die Bank erlaube sich Eingriffe in die Rechte der Demokratie, und man hat den Altar des Handels für einen Grundsatz umgestürzt; kurz die nämlichen Männer, die nach europäischer Tradition stets nur daran gedacht hatten, wie man Garantien haben könne gegen die Gewalt, suchen jetzt Garantien gegen die Tyrannei der Menge; denn hier gilt es Freiheit zu erwerben, aber nicht Freiheit zu genießen; es gibt hier Handelsmöglichkeit, aber nicht Möglichkeit zu denken; endlich wer würde es glauben? handelt man hier oft nach Gutdünken und Willkür. So sehr ist wahr, was Montesquieu sagt, daß die Gesetze, die ein kleines Volk groß gemacht haben, ihm lästig werden, wenn es groß geworden. . . .

Napoleon Louis Bonaparte."

Samstag, 8. Juli.

. . . Ich habe die Königin soeben ins Freie gebracht. Damit man sie täglich hieher tragen kann, mußte man außen eine große hölzerne Stiege anbringen, von der Terrasse aus, wo man ihr Zelt in den ersten Tagen des Frühlings aufgestellt hat. Rousseau hat ihr einen Tragstuhl machen lassen, wo sie halb liegend ruhen kann. Sie ist bedeckt mit einer Kapote, die man nach Belieben herunterziehen oder aufstülpen kann. Die Herren Cottrau und de Querelles, welche dieselbe Postur haben, tragen sie mit großer Sorgfalt und ohne zu stoßen. Der Letztere hat mir zwei kleine Skizzen gemacht, davon eine die Unterbringung im Zelt, die andere das Herabsteigen auf der Treppe darstellt. Sie werden mir kostbare Andenken an diese traurigen Augenblicke sein.

Der Graf Krese an Fr. Masuyer.

New York, den 6. Juni.

„. . . Mein Freund verreist Dienstag den 8. an Bord von George Washington, und der Himmel segne ihn und verleihe ihm alles Glück, das er verdient. Wenn ein Unglück zu befürchten wäre, so hätte ich ihn nicht verlassen, dessen können Sie versichert sein; aber, da dies nicht der Fall ist, und da ich ihm von keinerlei Nutzen sein kann, bleibe ich in Amerika, und in vier Tagen schnüre ich mein Bündel. Ich werde nach Philadelphia, Baltimore, Washington gehen; ich werde Virginien durchqueren um die Mineralquellen und die Naturbrücke zu besuchen; ich werde den Ohio hinunterfahren nach Cincinnati, Louisville und werde den Mississippi bis nach St. Louis hinauffahren, und von da den Missouri hinauf, so weit ich kann; dann gehe ich wieder nach St. Louis zurück, um den Mississippi hinaufzufahren; ich werde die Hunds-

steppe durchqueren, dann zu den St. Antonsfällen, nach Fort Cheltn, den St. Peterfluß gehen, und durch die Seen werde ich wieder über Green Bay, Chicago, Detroit, Niagara, Montreal, Quebec, St. Lorenzo, Boston, New York zurückkehren. Auf der Karte ist das sehr weit, 5—6000 Meilen — aber hier reist man so schnell, daß das nichts auf sich hat, und mit Ausnahme eines Monats, da ich zu Pferd oder zu Fuß reisen werde, werde ich alles übrige im Dampfer oder im Postwagen machen. Ich mache diese Reise in schlechter Gesellschaft, mit mir selbst. Aber das ist egal; ich hoffe ich habe in mir Hilfsquellen genug, um ohne die andern auszukommen. Wenn Louis mit mir gekommen wäre, so hätte ich nicht so weit gehen wollen. Aber, da ich allein bin und über mein Dasein niemandem Rechenschaft schuldig bin, werde ich so weit gehen wie ich kann. . . .“

Montag, 17. Juli.

. . . Die Königin hat von London einen Brief von ihrem Sohn, vom 9. Juli bekommen. Es handelt sich darum, Pässe zu bekommen. Aber nun ist er doch da in Europa. Welche Freude wäre es, ihn wiederzusehen, wenn die Königin nicht dem Tode nahe wäre! Die ganze Nachbarschaft ist im Durcheinander. Herr Ammann will ihn feiern, und uns ist's sterbensweh. Die Königin hat den Mund voll Aphthen und hat Schmerzen im Hals und ich zittere. Unter solchen Umständen habe ich abends meinen Brief an Herrn Arese zu Ende gebracht. Gott mag wissen, wo er ihn finden wird. . . Die Königin hat mich rufen lassen, um Schmucksachen zu ordnen. Sie hielt ein kleines Miniaturbild von ihr, auf einen Fingerring gemalt von Jaques. „Würde das Ihnen Vergnügen machen?“ fragte sie mich. „Selbstredend, Madame.“ — „Es ist doch nicht ganz befriedigend. Ich will Ihnen lieber mein blaues mit Türkisen besetztes Bild geben. . . .“ Sie ist sehr krank und ganz verändert. . . .

Freitag, 28. Juli.

Am Mittwoch abend habe ich von der Herzogin von Ragusa einen Brief, der einen andern von Herrn Bréchet enthält. Sauter ist gekommen. Herr Tascher¹ hat mit ihm gesprochen. Er sagt, der Muttermund sei gänzlich zerstört; der Krebs greife auf die Gebärmutter über; aber wenn er den Magen wieder in Ordnung bringen könne, so könne es noch lange gehen; anderseits könne der geringste Zufall plötzlich das Ende herbeiführen.

Montag, 31. Juli.

Gestern, als man zu Tische saß, kam Rousseau und brachte mir einen vom 24. aus London datierten Brief des Herrn von Perfigny:

„Fräulein . . . ich teile Ihnen in der Eile mit, daß unser Freund, weil er sich die nötigen Papiere nicht verschaffen konnte, entschlossen ist, ohne solche abzureisen. In 2—3 Tagen spätestens wird er ausbrechen und Ihnen unterwegs schreiben. Er ist ganz gesund. . . .“

¹ Graf Tascher de la Pagerie, ein Vetter der Königin, war Adjutant des Prinzen Eugen gewesen und nach dessen Tode als Kammerdiener in den Dienst des Königs von Bayern getreten. Nach dem Attentat von Straßburg besuchte er Hortense auf Arenenberg, und als der Zustand derselben sich zusehends verschlimmerte, kam er nach Arenenberg, um bis zur Rückkehr des Prinzen die Leitung des Haushalts zu übernehmen. Er war es auch, der nach erfolgtem Tode die Leiche der Königin nach Aueil überführte.

Der Prinz Louis an Frä. Masuyer.

London, 30. Juli 1837.

„Endlich will „mein Freund“ aufbrechen. Es hing nicht von ihm ab, ob er früher aufbrach. Manchmal gibt's für die kleinsten Dinge große Hindernisse. Er wird Ihnen unterwegs schreiben, so daß Sie Tag und Stunde seiner Ankunft erfahren, bevor er kommt. Sein Herz blutet von so viel Kummer oder vielmehr von dem einzigen, der ihm so nahe geht. Schreiben Sie nach Mannheim postlagernd an Herrn Thomson einen genauen, ausführlichen Bericht über den Zustand der Frau Eugenie, damit er vor seiner Ankunft weiß, wessen er sich zu versehen hat. Leben Sie wohl, seien Sie ohne Sorge und fassen Sie sich in Geduld. Er wird Herrn Rahn Bericht schicken. Leben Sie wohl und empfangen Sie die Versicherung meiner Freundschaft
Louis.“

Samstag morgens, 5. August.

Dem Himmel sei Dank, der Prinz ist heiler Haut angelangt. Als ich gestern abend heim kam, machte ich mich für die Nachtwache bereit und wir brachten die Königin zu Bett. Kaum war sie eingeschlummert und das ganze Haus stille, als ich von Mannenbach her einen Wagen hörte. Dem Schall nach fuhr er ums Haus herum. Ich wagte nicht die Läden zu öffnen um nachzusehen; ich war außerordentlich unruhig; endlich sah ich trotz den geschlossenen Läden die Laternen des Wagens, der vor der Wohnung Vincenz¹ hielt. Ich ging ganz leise zu Herrn Conneau. Dann schloß ich die Thür zur Terrasse auf und überzeugte mich, daß der Prinz angelangt war. . . .

Um ein Uhr, als ich der Königin, die sehr unruhig war, Lindentee einflößte, kam Conneau, um sich zur Ruhe zu legen, und erzählte mir, der Prinz sei am 31. mit einem amerikanischen Paß aufgebrochen.

Sonntag, 6. August.

Außerdem daß ich gestern nicht geschlafen habe, war der ganze Tag für mich so voll heftiger Gemütsbewegungen, daß er mir endlos schien. Ich war am Morgen von dem, was ich während der Nacht erlebt hatte, so erregt, daß ich lange im Morgenrock auf der Terrasse umherging im Gespräch mit den Herren Cottrau und Tascher. Um 9 Uhr ließ ich Frau Cailleau rufen, und als ich Toilette gemacht, bin ich zum Prinz hinübergeeilt und habe ihn in tiefer Bewegung umarmt. Er sagte mir, er sei entzückt mich zu sehen. Ich habe ihn mager gefunden. Nach einigen gleichgültigen Worten kam man auf die Königin zu sprechen, und in Tränen ausbrechend lief ich weg, da ich den armen Prinzen nicht mit meiner Traurigkeit anstecken wollte. Er muß ja noch unglücklicher sein als ich, obwohl er die Fassung bewahrt. Nachdem man der Königin eingegeben, übergab man ihr einen Brief, der angeblich durch einen Expressen von Herrn Rahn gebracht worden war. Der Prinz hatte von Mannheim aus am 3. berichtet, er werde Samstag zwischen 11 und 12 Uhr hier sein. Nach diesem Bericht ist die Königin zweimal eingeschlummert, und man wartete ab, bis sie erwachte, um ihr die Ankunft zu melden. Ich zitterte, wie wenn man eine Operation auf Tod und Leben mit ihr vornehmen wollte. Es hätte ihr ja den Tod bringen können. Das fühlte der Prinz so sehr, daß er bleich war wie ein Leintuch, als er das Zimmer seiner Mutter betrat. Er ist ziemlich lange bei ihr geblieben.

¹ Rousseaus, des Schloßverwalters.

Ich saß wie auf Nadeln. Schließlich ist alles für beide Teile besser abgelaufen, als ich fürchtete. Herr von Querelles war zu Fuß von Konstanz hergekommen, wo er die Ankunft des Prinzen erfahren hatte. Herr Parquin, dem man berichtet hatte, kam hergeritten, just als man sich zum Frühstück begab.

Montag, 7. August.

Ich habe mich mit offener Gewalt meines alten Plazes neben dem Prinzen bemächtigt, wozu Frau Salvage ein wütendes Gesicht schnitt. Nach dem Frühstück ging ich wie gewohnt zur Königin hinauf. Der Prinz und die täglichen Gäste kamen auch hin . . . Er hat uns von Amerika erzählt, wo die Schnurrbärte so verpönt sind, daß man Gefahr läuft, wenn man einen hat. Dann sprach er von der Unruhe, die er wegen Herrn Arese gehabt, der sich in den Kopf setzte, seinen Schnurrbart nicht abschneiden zu lassen, und bei der Gelegenheit erzählte er auch, wie Arese, obschon er es nicht Wort haben wolle, bis über die Ohren in eine Amerikanerin verliebt sei, die zwar weniger hübsch, aber sehr reich sei und sehr liebenswürdig, und er habe ihm zugeredet, sie doch zu heiraten — vielleicht werde er es schließlich tun. Ich muß blaß geworden sein; denn das Herz stand mir still, und ich war einer Ohnmacht nahe. Begreift man solch eine Torheit? Das hat mir bewiesen, daß er mir unbewußt und meinem Verstand entgegen in meinen Neigungen und Träumen eine bedeutendere Rolle spielte, als mir lieb war! Ich weiß recht gut, daß er mich nie geliebt haben muß, weil er so von heute auf morgen heiraten kann, — lieber weit weg als da in der Nähe! — Immerhin trotz allem hat es mich tief geschmerzt, und ich kann nicht dran denken ohne Tränen zu vergießen; ich konnte den ganzen Tag mich nicht fassen. Glücklicherweise fehlte es nicht an Gründen, um mein verweintes Gesicht zu erklären. Als die Königin aufstand, ist sie ein wenig spazieren gefahren. Der Himmel war bedeckt. Als wir in das Bibliothekszimmer zurückgekehrt waren, hat der Prinz uns eine hübsche Mappe und eine Menge von Ansichten von New York gezeigt. Er wiederholte die Neuigkeit von Herrn Arese's Liebshaft¹, was der Frau Salvage eine große Freude bereitete. Ich fühlte, wie ihre Augen, diejenigen von Elise und Herrn von Querelles auf mich gerichtet waren, und mir war äußerst unbehaglich zu mute. Der Prinz fügte hinzu, Herr Arese sei auf die Amerikaner so schlecht zu sprechen, daß es ihm auf die Nerven gehe. Eines Tages, als man dem Prinzen die Aufwartung machte, indem man ihm alle Stadtverordneten von New-York einen nach dem andern vorstellte, sei Herr Arese so ungeduldig geworden über die Weise, wie das geschah, daß er zum Prinzen sagte: „Wenn das nicht bald ein Ende nimmt, so springe ich aus dem Fenster.“ Und zu allem, was der Prinz sagte, fügte er leise hinzu: „Die verstehen Sie ja nicht; Sie werfen Ihre Perlen vor die Säue.“ — Er hatte Recht: die Amerikaner verstehen sich nur auf ihre merkantilen Interessen . . . Man zeigte dem Prinzen den Kongresssaal, und man lud ihn ein, sich auf Washingtons Stuhl zu setzen. Der Prinz lehnte bescheiden ab und sagte, er habe noch nichts getan, um solch eine Ehrung zu verdienen. Weit gefehlt! Sie setzten sich darauf und bemerkten, wie gut gepolstert er sei. Ein Advokat sagte zum Prinzen, er müsse wohl sehr erstaunt sein, daß man ihm den ihm gebührenden Titel (den jedermann ihm gab) nicht gebe. Der Prinz antwortete, sein Name allein sei für ihn der schönste Titel. Ich habe den Prinzen

¹ Der Prinz legte es offenbar darauf an, Fr. M. mit seinen Neuigkeiten zu quälen und sich an ihrem Kummer zu weiden; ob darum, weil er auf Arese eifersüchtig war?

nie so viel sprechen hören wie seit seiner Rückkehr, obgleich ich ihn wenig gesehen habe und er kaum einmal mit mir sprach. Ich gestehe, daß ich von dieser Gleichgültigkeit tief verwundet war. Nach dem, was seit acht Monaten passiert ist, und dem, was ich dabei getan und wie ich seine Mutter gepflegt habe, grenzt das an Unhöflichkeit; er ist so unglücklich. Samstag abend waren so viele im Zimmer der Königin, daß ihr übel wurde. Sie bekam ihr Kopfweh während der Nacht, die nicht gut verlief.

Dienstag, 8. August.

Obgleich ich am Morgen früh aufstand, konnte ich die Königin doch erst spät sehen; entweder war ihr Sohn bei ihr, oder sie schlief. Einmal, als ich bei ihr war, fragte sie nach ihm: er spazierte mit Frau Salvage. Bei seiner Rückkunft kreuzte sich sein Weg mit dem meinen; aber er grüßte mich nicht. Dasselbe war der Fall beim Frühstück, wo wir neben einander saßen, ohne daß eines ein Wort zum andern gesagt hätte. Ich bin verletzt durch sein Benehmen gegen mich; meine Empfindlichkeit und mein Ehrgefühl sind darüber gleicherweise empört. Das hatte ich denn doch von ihm weder erwartet noch verdient. Ich weiß wohl, daß alle Männer zu Haß annehmen alle Frauen, die sie nicht haben konnten, wenn sie Lust dazu hatten; aber ich glaubte, das sei nur der Fall gegenüber solchen, die sich andern preisgeben. . . . Ach, mein lieber Prinz, was ist aus den Beweisen von Wohlwollen, Freundschaft, Vertrauen und Anteilnahme geworden, durch welche Sie mich Sie lieben gelehrt haben? — Verliere ich Sie etwa darum, weil ich mir Ihre Achtung bewahren wollte? Was sind wir doch für arme Frauen; wahrhaftig, es braucht für mich doch mehr als man glaubt, um rein und rechtschaffen zu bleiben.

Endlich ist die Königin ausgegangen. Man hat sie spazieren geführt; aber sie hat bald genug frische Luft gehabt; wir brachten sie zu Bett und sind bei ihr geblieben, während ihr Sohn nach Gottlieben¹ ging, von dem er entzückt ist, vielleicht um ihr Vergnügen zu bereiten. In Bezug auf Unterhaltungs-gabe hat er wirklich gewonnen. Früher mochte er sich keine Mühe geben. Jetzt spricht er mit seinem Herzen, seinem Geist und mit allem, was er an Edelmut und wahrer Überlegenheit hat.

Man sprach von der Julirevolution und ob er nicht damals hätte nach Frankreich gehen sollen. Er sagte darüber, im ersten Augenblick habe Louis Philipp aller Welt gegenüber sich entgegenkommend gezeigt; er hätte wahrscheinlich auch ihn aufgenommen und zu seinem Adjutanten gemacht; er (Louis) hätte die Stelle angenommen, und nachher hätte er sich in ganz falscher Stellung befunden. — Ein anderer hätte sich in Rodomontaden ergangen, statt dieses Geständnis zu machen. — Er ist in jeder Beziehung stets er selbst.

Nach Tisch war ich einen Augenblick mit Herrn Cottrau zusammen bei der Königin. Da kam der Prinz dazu. Es war schon dämmerig. Ich hörte ihm mit unverhohlenem Vergnügen zu, und seine auf mich gerichteten Blicke sagten mir, es hange nur an mir, ihn zu finden; es scheint also, ich bin ihm doch ein wenig minder gleichgültig, als wie er sich den Anschein gibt. Ich habe mich abgewendet und als Herr Weillard eintrat, verließ ich das Zimmer der Königin. Ich habe einen Gang ins Freie gemacht, und als ich zurückkam, sagte die Königin zu Herrn Cottrau, der ihr gute Besserung wünschte:

¹ Hortense hatte inzwischen das Schloß Gottlieben gekauft, das Jérôme zu bezahlen nicht vermocht hatte.

„Ich will mir Mühe geben, und ich spüre, daß in mir eine günstige Wendung sich vollzieht.“ Arme Frau, und doch wird's mit ihr immer schlimmer . . .

Freitag, 11. August.

Der Königin ging es etwas besser. Der Tag war einer der besten, die sie seit langer Zeit erlebt hat. Es war heiß zum Ersticken. Man brachte sie für eine Stunde ins Freie, und da ist Sauter gekommen. Er macht weniger Hoffnung als je. Die Gräfin Camerata,¹ die ihrem Vetter wieder etwas Hoffnung geben wollte, war wütend darüber . . . Als die Crenays² mit der Frau Baron anlangten, machte die hübsche Louise in sorgfältiger Toilette Eindruck auf das schwache Herz des Prinzen, der schon einmal eine Stunde bei ihr zugebracht hatte. Sauter hat Frau von Graimberg³ nach Hause begleitet. Ich blieb allein zurück mit Elise, die nur von Klatschereien lebt. Sie erzählte mir ein Hiftörchen vom Prinzen mit Fräulein von Neding, welches Frau von Graimberg von Frau von Rüpplin gehört hat, der es ihre Cousine geschrieben habe. Elise erinnerte sich sehr gut, im Momente, als Fräulein von Neding nach Italien verreist sei, habe sich der Prinz mit Herrn Reinhard sofort auf den Weg nach Arbon begeben. Er sei aber nach Norschach gegangen, wo Fräulein Neding, die er allein glaubte, übernachten mußte. Sie war aber von einem Verwandten begleitet, Herrn Hanz.⁴ Man habe mit einander zu Nacht gegessen und dann einen Spaziergang gemacht, wobei ihr der Prinz eifrig den Hof gemacht habe. Bis dahin wäre alles in Ordnung gewesen. Aber am Abend, als Fräulein von Neding sich in ihr Zimmer zurückzog, das sie wohl abschloß, und sich auszog, um sich zur Ruhe zu begeben, sei der Prinz durch eine kleine Türe, die sie geschlossen glaubte, plötzlich ins Zimmer getreten. Er war bleich, erregt, wirft sich ihr zu Füßen und macht ihr eine Liebeserklärung, um ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Glücklicherweise blieb das arme Mädchen, das sonst Nervenzufällen unterworfen ist, bei klarer Besinnung. Er sagte ihr, es würde ihr nichts nützen, wenn sie rufe und Lärm mache; es würde ihr doch niemand zu Hilfe kommen; die Dienstleute seien von ihm gewonnen usw. Kurz der reinste Lovelace, ein Hinterhalt wie er im Buch steht. Sie sagte ihm, sie habe nichts auf der Welt als ihre Ehre, und er werde ihr diese doch nicht rauben wollen . . . Schließlich sei's ihr gelungen, ihn los zu werden und ihn wieder durch dasselbe Türchen hinauszuschaffen, das sie gleich hinter ihm abschloß. Am andern Morgen habe sie sich bei der Wirtin beklagt, die nichts davon wußte, daß ihre Dienstboten im Komplott waren. Herr Hanz, dem sie es erzählte, sagte ihr, sie sei sehr töricht gewesen, nicht zu rufen; er würde den Prinzen mit Stockstreichen halb tot geschlagen haben . . ., und er hätte es verdient.

Fräulein von Perrigny fand wie sie sagte, nicht Worte genug, um diese Niederrichtigkeit, und das, wessen die Männer fähig sind, zu brandmarken, und dann folgten Anspielungen auf ihre Unschuld und ihre Lage.

Dienstag, 15. August 1837.

Der heutige Datum tut mir weh. Sonst feierte ich jedes Jahr den Prinzen an diesem Tag (seinem Geburtstag). Welch schreckliche Traurigkeit ersetzt heute die Beweise

¹ Napoleone Elisa Bacciocchi, Tochter der Elise Bonaparte, war einem Grafen Camerata vermählt.

² Auf Louisenberg.

³ Wahrscheinlich eine Dame aus der Konstanzer Gesellschaft, deren Name verschrieben ist.

⁴ Wahrscheinlich verschrieben.

von Anhänglichkeit, von denen er nicht den Gebrauch gemacht hat, den er hätte sollen . . . Der Königin geht es immer schlimmer, und mein Herz ist wie in einem Schraubstock . . . Das schrecklichste ist, daß die Königin mit offenen Augen die Gefahr ihrer Lage sieht. Gestern morgen sagte sie mir, bei dieser Krankheit lasse man die Leute vor Hunger sterben, und gestern abend, als Herr Cottrau bei ihr war, hat sie geweint und sich so ausgesprochen, daß man daraus erkennen kann, wie wenig sie sich Illusionen macht . . .

Brief an die Schwester.

Donnerstag, 1. Sept.

Liebe Fanny! Der heutige Tag gehört zu den peinlichsten meines Lebens. Bis jetzt hatte die Königin wenig Schmerzen. Aber heute hat sie soeben einen Anfall gehabt, wie ich noch nie einen gesehen habe. Ich glaubte nicht anders, als sie verscheide in meinen Armen. Ich habe mich noch nicht erholt davon; das Herz steht mir still, wenn ich daran denke, daß solche Anfälle sich vielleicht noch öfter wiederholen werden vor dem unausweichlichen Zeitpunkt, dem jeder Tag uns näher bringt und an den ich doch nicht denken kann ohne Angst und Schmerz. Ich bitte den lieben Gott, daß er mir Kraft und Mut gebe bis zum Ende. Danke Deiner vortrefflichen Fürstin sehr für die Gastfreundschaft, die sie mir anbietet. Ich bin sehr gerührt davon; aber ich glaube, es wird vernünftiger sein, wenn ich sofort nach Etoile¹ gehe. Die Königin und der Prinz werden entzückt sein, ihren Besuch zu empfangen . . .

Freitag, 15. Sept.

. . . Der Königin ging es während einiger Tage etwas besser. Heute ist es schlimmer mit ihr als je zuvor. Sie gleicht einem erlöschenden Licht. Glücklicherweise ohne große Schmerzen. Von Zeit zu Zeit schöpfen wir mit ihr neue Hoffnung, um dann wieder in die lebhaftesten Besorgnisse zu fallen . . . Die Herzogin von Leuchtenberg² hat uns am Sonntag verlassen mit Hoffnungen, die ich heute schon nicht mehr festhalten kann.

Montag, 25. Sept.

Jeder Tag bringt wieder etwas Trostloses zu schreiben . . . Die Kräfte dieses armen Opferlammes erschöpfen sich, und jede Stunde bringt uns derjenigen näher, die wir fürchten. Ich habe den Prinzen gebeten, Sauter kommen zu lassen. Dieser fand ihren Zustand nicht so schlimm, und wir haben wieder etwas aufgeatmet. Die Prinzessin Josephine ist mit Fräulein von Fahrenberg um 4 Uhr eingetroffen; auch die Erenays sind gekommen; Fanny und ihre Fürstin (von Sigmaringen); die Zeppelin mit Henriette . . . Fanny hat mir berichtet, die Montforts, die der Prinz Karl in Stuttgart sah, haben nicht einmal ihrem Vetter und ihrer Tante nachgefragt, während der König von Württemberg sich nach ihrer Gesundheit erkundigte und seine Grüße sandte. . . .

Dienstag, 26. Sept.

. . . Meine Schwester ist mit ihrer alten Fürstin verreis, die in Tränen zerfloß und Abschied nahm, als gälte es fürs Leben, von dieser armen Königin, die sie so lieb hat, von diesem schönen Land und von uns allen! Herr von Mayensisch hat die Erbprinzessin am Samstag hergebracht und am Montag wieder abgeholt. Die Prinzessin

¹ Väterliches Landgut in Burgund.

² Schwägerin der Königin.

Josephine ist um ein Uhr verreist, auch sehr traurig. Die Fahrenberg hat die Königin, die sehr schwach und sehr leidend war, kaum gesehen. Bei der Abfahrt sagte ihr der Prinz, er könne sie nicht nach Konstanz begleiten, weil es ihm verboten worden, dorthin zu gehen. Er hatte in der That eben einen Brief erhalten, der ihm davon Mitteilung machte. Für ihn ist es eine große Widerwärtigkeit. Das war für ihn noch die einzige Zerstreuung. Umso mehr wird er sie nun in Mannenbach¹ suchen. Man hat die Königin noch einmal in ihr anderes Zimmer gebracht; aber sie ist so schwach, daß ich sehr fürchte, es möchte zum letztenmal geschehen sein. . . . Ich befand mich einige Augenblicke allein mit dem Prinzen. Ich habe ihm die Torheiten erzählt, die man in seiner Abwesenheit über Herrn Vaudrey herumbot, was ihn sehr erzürnte. Später, als wir im Kabinett beisammen waren, bat er mich, die Schlüssel des Schmuckkästchens abzunehmen, da jedermann in dieser Kammer schlafe. Am Morgen hatte er die Rententitel zu Vincenz hinüber schaffen lassen. Das beweist, daß auch er sich über den Zustand seiner Mutter keine Illusionen mehr macht.

Fanny an ihre Schwester Laura.

Dienstag abends, 26. Sept.

Conneau antwortet auf alle Fragen: sehr schlimm. Er ist ganz gelb vor Sorgen. Sie ist so schwach, daß man sich's kaum vorstellen kann; sie genießt nur einige Traubenbeeren, einige Köffel voll Wasser, Wein und Orangenblütentee. Zeitweise redet sie irre. Entweder stirbt die Herzogin in einigen Tagen, oder sie wird wieder ein wenig zu Kräften kommen und noch einige Zeit sich hinschleppen; denn man sagt, sie würde, wenn sie jetzt stirbe, nicht ihrer Hauptkrankheit erliegen, die noch nicht an ihrem Ende angelangt ist. Sie hat keine Schmerzen; sie würde an Erschöpfung, hervorgerufen durch Magenschwäche, sterben. . . . Sie möchte gerne neben ihrer Mutter begraben werden. Ich hoffe, man wird ihr diese Gunst nicht verweigern. Nähere Einzelheiten über sie schenke ich Dir. Ich war ergriffen von ihrem Anblick. Sie ist nur noch Haut und Knochen und sieht aus wie eine Sterbende.

Valerie an ihre Schwester.

Ich weiß nicht, I. Freundin, wie ich Dir von der Königin berichten soll. Mir fehlt der Mut, den einzigen Gedanken, der mir das Herz zerreißt, in Worte zu kleiden, jetzt, wo jede Hoffnung versagt. Sie lebt, atmet, das ist alles, was ich Dir von ihr sagen kann! Aber die Veränderung, die seit Curer Abreise mit ihr vor sich gegangen ist, ist erschreckend. Die Fleischbrühe ist gestern durchgegangen; zu wiederholten Malen hat sie 21 Kaffeelöffel davon zu sich genommen; aber Sauter sagt, das habe nichts mehr zu bedeuten, und es könne höchstens noch zwei bis drei Tage währen, und wenn man sie sieht, kann man mehr nicht hoffen. Ich bin in Verzweiflung; denn ich verliere eine Stütze, eine Beschützerin und ein Herz, das mir offen stand. Ich sehe wohl ein, die Königin ist zu schwach, um mich inmitten ihrer Umgebung zu stützen. . . .

Mit einem Charakter und Gewissen, wie ich es habe, ist man über Schlechtigkeit und Verleumdung hinaus; aber einigen Worten des Prinzen konnte ich entnehmen, daß man mich bei ihm nicht geschont hat. Er hat mir ins Gesicht gesagt, die Kälte, die

¹ Bei Fräulein Louise von Crenay, der die Schreiberin offenbar nicht grün war.

er mir zeige, hange mit dem Benehmen meiner Schwester und meines Schwagers¹ zusammen, die all seinem Pech (in Straßburg) hätten vorbeugen können, wenn meine Schwester ihn von der Anschulldigung des Herrn Raintre verständigt hätte. Welch namenloser Schmerz und welcher Kummer für mich! Aber alles verblaßt gegenüber den Befürchtungen des Augenblicks. Ich kann diesen unausweichlich nahen Todesfall nicht fassen; ich zürne denen, die daran glauben, und wenn ich daran denke, so empört sich mein ganzes Wesen vor Jammer. Für mich wird es ebenso ein Trost wie eine Pflicht sein, sie nicht zu verlassen, so lange es irgend möglich ist. Sie hatte mir ja versprochen, sie wolle mir die Mutter ersetzen!

Donnerstag, 28. Sept.

Vorgestern vor dem Abendessen habe ich eine Unterredung mit dem Prinzen gehabt: Spanische Renten, die Rousseau, ich weiß nicht mehr wann, überbracht hat und welche die Königin vor ihm hat einschließen lassen, finden sich in dem Blechkasten nicht mehr vor, den der Prinz ihm übergeben hat, und Frau Salvage, die ich auf dem laufenden hierüber glaubte, weiß nichts davon. Der Prinz entschuldigte sich fast, daß er mich darüber befrage. Er sagte, es geschehe aus Zartgefühl gegen jedermann, wenn er sich damit befasse, und damit, wenn etwas fehle, nicht jedermann die Schuld daran seinem Feinde zuschieben könne. Er fügte hinzu, er wisse ganz gut, daß ich Feinde habe im Hause; aber ich dürfe versichert sein, daß er darüber denke wie seine Mutter, und es sei verlorene Mühe, jemanden bei ihm anzuschwärzen, dessen Vorleben er kenne. Er versicherte mich seiner freundschaftlichen Gesinnung mir gegenüber und fügte hinzu, wenn er mich kälter behandelt habe, so sei es geschehen, weil er es meiner Schwester und meinem Schwager nicht verzeihen könne, daß sie ihn über das Benehmen des Herrn Raintre nicht aufgeklärt hätten. Ich war darüber sehr erstaunt, da ich ihm, wie übrigens der Königin auch, das Wenige, was mir Laura darüber geschrieben, mitgeteilt hatte. Er will sich nicht erinnern, daß ich ihm etwas darüber gesagt habe und doch bin ich sicher, es ihm gesagt zu haben, wie auch der Königin, und zwar alles, was ich wußte. Es scheint, daß das ihn nicht aufgeklärt hat; all sein Verdacht fiel auf Frau Gordon². . . Das Abendessen unterbrach unsere Unterredung. Wir versprachen uns, das Gespräch darüber nachher wieder aufzunehmen. Ich sehe, daß es nicht genügt, das Bewußtsein zu haben, alles zu tun, was man soll, weil ich mich über so etwas zu rechtfertigen habe.

Freitag, 29. September.

Die Kraft gebriecht mir, zu schreiben, so sind meine Tage voll schmerzlicher Bewegungen. Meine arme Königin! Aber ich soll nicht von meinem Schmerz reden. Er ist da für lange Zeit; ich muß im Gegenteil die Erinnerung der Ereignisse festhalten, die er mich vergessen machen könnte. Vorgestern habe ich Frau Lindsay und die Crenay gesehen; Fräulein Louise trug Haare von Mademoiselle³ und am Finger einen Ring mit einem Anker und Haaren des Herzogs von Bordeaux. Das alles änderte keineswegs die Liebe des Prinzen für sie, während die Ansichten meiner Familie ihn mir so entfremdeten. Herr Conneau hat auf dem Kanapee des kleinen Salons geschlafen, und ich saß am Bett der Königin. Sie war sehr unruhig; dennoch bekam sie keinen neuen

¹ Man lese die Äußerungen Lauras, vorne S. 120 ff., nach.

² Siehe oben S. 114.

³ Die Familie Crenay war legitimistisch. Mademoiselle ist der Titel einer bourbonischen Prinzessin.

Zufall. Der Prinz ist frühe gekommen und wollte mich entlassen, damit ich ausruhe; aber ich wollte beim Erwachen der Königin gegenwärtig sein . . . Gott, welches Erwachen! Wir hatten die größte Mühe, sie aus ihrer Betäubung zu wecken; ihre Augen waren weiß und verdreht, und ihr leichenblaßes Gesicht erinnerte uns an den Tod. — Welch namenloser Schmerz ist es doch, die Auflösung eines Menschen mit ansehen zu müssen, den man zärtlich liebt! . . . Nach dem Frühstück, während ich mit Frau Vieillard und ihrem Freund ein wenig frische Luft schöpfte, suchte man den Prinzen überall, um einen Herrn zu empfangen, der nach ihm fragte. Es war Herr Walewski.¹ Die Königin hat ihn sehen wollen und hat zum Erstaunen gut gesprochen; sie schien ein wenig minder im Todesstampf als den Abend zuvor. Während wir zu Tische saßen, wurde der Prinz gerufen. Er meinte, es wäre Frau Vaudrey; aber es war Herr de Gregori, den sein Vater mit einem Briefe zu ihm sandte.

Möntag, 2. Oktober.

. . . Herr Kiesel² ist soeben gekommen mit der Nachricht, die Königin habe die Sterbefaframente empfangen, und trotzdem hat man sie hier gebettet, in Befürchtung eines Zufalls heute nacht . . . Herr Tascher ordnet alles an, als ob das Ende schon da wäre. Das bringt mich aus der Fassung, und doch hat er recht, und ich habe ihn gebeten, alle Vorichtsmaßregeln vor Dieben zu treffen.

4. Oktober.

. . . Heute nacht wachte ich, und was für eine Nacht! Lieber Gott! Wir hofften, sie leide keine Schmerzen, und kaum hatten sich die Besucher zurückgezogen, da wurde sie von heftigen Schmerzen ergriffen, die mir das Herz zerschnitten. Ich brachte die ganze Nacht auf den Knien zu neben ihrem Bette; mit Reiben und Stützen wurde ich wie gerädert. Sie war bei vollem Bewußtsein. Ich weckte Conneau, der im kleinen Salon schlief. Als ich sah, daß er nicht zu helfen vermöge, schickte ich ihn wieder ins Bett. Aber die Schmerzen nahmen immer zu; um Mitternacht rief ich ihn wieder. Der Puls wurde zusehends schwächer, so daß er glaubte, das Ende stehe bevor, und ging den Prinzen, Herrn Tascher und Herrn Kiesel zu wecken, der im kleinen Salon anfang zu beten. Der Prinz allein kam herein. Herr Conneau ließ uns auf den letzten Seufzer der armen Sterbenden warten und begab sich abseits um zu weinen und zu schlafen. Von Zeit zu Zeit kam er wieder. Mir war, als hätte ich glühendes Eisen im Magen; kalter Schweiß rann mir den Rücken hinunter und von der Stirne, und ich hatte kein trockenes Haar mehr an mir. Der Prinz ist Mann und hat Mut . . . Als die Krisis nachließ, legte er sich neben die drei andern, die schnarchten, und um 4 Uhr legte sich auch Herr Tascher schlafen. Ich blieb bis 1/28 Uhr allein bei dieser armen Frau. Von Zeit zu Zeit rief sie mich; da ich auf den Knien lag, sagte sie: „Ihnen ist übel; Sie sitzen auf dem Boden.“ Karl war in Konstanz, um Trauerkleider zu bestellen. Ich finde das unpassend und herzerreißend zugleich. Ich fürchte, Herr Tascher, dem der Prinz alles überlassen hat, zieht ihm noch Tadel zu, indem er sich zu sehr damit beeilt . . .

¹ Ein Bastard Napoleons I. mit einer Polin, der Gräfin Walewska.

² Frühmesser in Ermatingen.

Valerie ihrer Schwester nach erfolgtem Tod der Königin.

Den 6. Oktober, morgens.

„Beunruhige Dich nicht, liebe Freundin; der liebe Gott gibt mir Mut und Kraft, die mir in diesen traurigen Momenten nötig sind, und meine Bemühungen um die Königin, die Dir Sorge machen, sind mir im Gegentheil ein Trost. So lange ich mich noch um sie bemühen kann, ist sie mir noch nicht ganz verloren . . . Die Königin ist noch in ihrem Zimmer. Der arme Conneau wird sie einbalsamieren. Die Leichenfeier wird man in Ermatingen abhalten, und dann wird man von Paris Antwort abwarten; ich glaube wenigstens; denn ich weiß nichts und kümmere mich um nichts als um die Königin; denn da ist mein Herz und meine Pflicht; übrigens teilt man mir nichts mit. Das Testament ist eröffnet worden. Frau Salvage ist Testamentsvollstreckerin. Sie ließ uns, Elise und mich, in ihr Zimmer rufen; um uns, wie den Kammerfrauen, den Auszug vorzulesen, den man daraus abgeschrieben hatte, soweit es auf uns Bezug hatte. Der Prinz ist sehr arm und mit Aufträgen überladen. Elise und ich wurden in gleicher Weise bedacht: 1000 Franken Pension, ein Kaschmir, einen kleinen Schmuck . . .“

Donnerstag abend, 6. Oktober.

„Ich will nicht, daß Du meinetwegen Dich beunruhigst; ich bin wohl, und der Mut hat mich inmitten dieser traurigen Umstände nicht verlassen . . . Herr Tascher hat mir gesprächsweise mitgeteilt, am Mittwoch nach dem Trauergottesdienst sei die Königin für jedermann begraben, und niemand habe das Recht, sie irgendwohin zu begleiten, sofern der Prinz es nicht ausdrücklich wünsche. Ich schloß daraus, daß er darauf zählt, allein mit dieser Sendung betraut zu werden, von der Du vermutetest, man könnte sie mir übertragen. Ich kann also gehen, wann ich will. Der Prinz hatte die Gewogenheit, mich zu bitten, ich möchte mich nicht zu sehr beeilen . . .“

Die lebhafteste Sorge der Königin inmitten der Qualen ihres Todeskampfes galt dem Schicksal ihres Sohnes; ihre Befürchtungen seinethalb, die Vereinsamung, in der sie ihn zurücklasse, ohne Stütze, ohne Freunde, ohne Zufluchtsort, und fast ohne Vermögen! Was soll aus ihm werden? . . .“

Freitag, 7. Oktober.

„ . . . Unser Prinz ist in allem seiner Mutter würdig. Ich könnte Dir tausend Einzelheiten darüber erzählen, die über alles Lob erhaben sind. Der arme Conneau erfüllt eben die peinlichste aller seiner Pflichten, indem er die von der Krankheit verursachten Zerstörungen untersucht; er ist erstaunt, daß die Königin noch hat leben und so wenig leiden können. Man hat nach Paris um die Erlaubnis geschrieben, sie nach Rueil verbringen zu lassen, und ich glaube, niemand wird abreisen, ehe die Antwort eingetroffen ist. Ich möchte, sobald sie eintrifft, sofort abreisen, um bei der Zeremonie in Rueil anwesend zu sein. Da ich diesen Winter ohnehin nach Paris gehen muß, scheint mir dies angemessen und würde mir eine Genugthuung sein. Das würde also geschehen, bevor ich Dir einen kleinen Abschiedsbesuch mache und Dir erzähle, was die Königin für Elise und mich getan hat.“

Sonntag, 8. Oktober.

Nun ist alles vorüber, und dieser Unterbruch von vier Tagen war voll der herzzerreißendsten Gemütsbewegungen. Wie soll ich einen solchen Schmerz schildern und

solche Augenblicke? Mittwoch den 4. schien die Königin den Tag über nicht schlimmer daran als die vorhergehenden Tage, und doch hielt der Gedanke an den Tod alle Gemüther in seinem Bann. Diese arme Königin hat ihren Geschmack und ihre Charaktereigenschaften bis zuletzt bewahrt. Herr Cottrau hat ihr eine große Freude bereitet durch den Einfall, das Bild des kleinen Samuel aus der Kapelle holen und vor ihr aufhängen zu lassen. Ich glaube, indem sie von diesem betenden Kinde sprach, dachte sie an das, welches sie in Holland verlor. Mehrmals kam sie auch auf ihren Sohn Napoleon zu sprechen: „Was wird er mit seinen Schweizern machen?“ sagte sie. Ich habe den Trost, daß ich sie so wenig als irgend möglich verlassen und ihr die peinlichste Sorgfalt erwiesen habe. Sie litt so, daß man sie nicht mehr anrühren durfte. Beim Einbruch der Nacht kamen der Prinz und Herr Conneau auf den Gedanken, Herr Kiesel rufen zu lassen. Ich hatte ihr gesagt, die Frauen de Crenay hätten, während sie schlief, sie besuchen wollen; Herr Kiesel komme alle Tage; er sei noch da; ob sie ihn nicht sehen wolle. Da sie darauf keine Antwort gab, sagte der Prinz: „Das ist ein braver Mann, der Herr Kiesel; wollen Sie ihn nicht sehen, Mama?“ Da winkte sie zustimmend, und man ließ Herrn Kiesel kommen. Wir ließen sie allein. Er blieb nur einen Augenblick; sie war in diesem Augenblick nicht bei vollem Bewußtsein. Er gab ihr Generalabsolution und zog sich bald zurück, da er sie nicht beunruhigen noch erschrecken wollte. Ich weiß nicht durch welchen Zufall waren wir in den letzten Lebenstagen dieser armen Königin immer unser dreizehn bei Tische: zuerst seit Herr von Gregori hier war, und dann seit Herr Kiesel das Haus nicht mehr verlassen hat. Bei der Abendzusammenkunft war ich einen Augenblick im Salon. Ich traf Herrn Cottrau, wie er in seinem übertriebenen Wesen schwur, Herrn Bisseau zu erwürgen, weil er die Königin hatte Beichte hören wollen, und das Haus in die Luft sprengen wollte, weil man Vorbereitungen für den Todesfall treffe, bevor diese arme Frau den letzten Seufzer aufgegeben habe. Ich gestehe, daß ich wie er aufgebracht war über Herrn Tascher; aber ich war nicht wie er ungerecht genug, um den unglücklichen Sohn dafür verantwortlich zu machen, den er gefühllos nennt, ihn, der so gut und gefühlvoll ist; der arme, liebe Prinz! Auch ich war an jenem Tag übel zu sprechen auf ihn, als ob er für alles verantwortlich wäre, was Frau Salvage Widerwärtiges tut.

Abends 9 Uhr hat Herr Conneau alle hinausgeschickt, und besonders mich, indem er sagte, ich würde noch krank werden. Ich küßte die Hand der Königin, indem ich ihr gute Nacht wünschte; dann sagte ich ihr mit leiser Stimme, indem ich nahe zu ihr hinzutrat: „Ich will mich nur umkleiden, und dann komme ich wieder.“ Sie nickte mir zustimmend, legte ihre Hand auf die meinige und drückte sie zärtlich. Das war das letzte Liebeszeichen, das ich von ihr erhielt! Dann zog ich mein Nachtgewand an und begab mich wieder in das Zimmer der Königin (wo Elise die Nachtwache bereits angetreten hatte), ging aber nicht durch das Zimmer, wo die Herren Tascher, Kiesel und Conneau wachten. Der Prinz war beständig auf den Knien neben seiner Mutter; nur wenn er seinen Schmerz nicht mehr verbergen konnte, ging er in das Kabinett. Elise und ich rieben beständig ihre abgemagerten Glieder, die so empfindlich geworden waren, daß man sie kaum berühren durfte. Wir wärmten zwischen den unfrigen ihre eiskalten Hände, die schon mit kaltem Schweiß bedeckt waren. Wir wechselten ohne Aufhören warme Tücher; aber nichts konnte ihre Schmerzen mildern. Sie sträubte sich dagegen; ihre Arme waren in beständiger Bewegung, und einmal schlug ihre Hand heftig gegen mein

Gesicht. Das gab ihr das volle Bewußtsein und ihre natürliche Stimme wieder, und sie sagte mir mit dem Ton ihrer engelgleichen Stimme: „Mein Gott, ich habe Ihnen gewiß sehr weh getan.“ „Nein, Madame“, und ich hielt diese Hand fest, indem ich sie an meine Wange drückte und sie mit Küffen bedeckte. Die arme, liebe Königin; ich bin überzeugt, das war das letztemal, daß sie mich sah. Ihre Bangigkeiten und Leiden nahmen immer zu, und um Mitternacht stand der Puls still. Herr Conneau ließ Herrn Riesel eintreten und trat mit ihm neben das Bett. Elise stand neben ihnen; aber als Frau Salvage dazu kam, hatte sie dieselbe bald verdrängt, um sich ihres Platzes zu bemächtigen, und selbst in diesem feierlichen letzten Augenblick, wo jeder von den schrecklichsten und schmerzlichsten Gemütsbewegungen eingenommen war, konnte sie ihre Effekthascherei nicht lassen. Der Prinz auf den Knien neben seiner Mutter bedeckte ihr Gesicht und Hände mit Küffen. Einmal nahm er ihr Haupt in seine Hände und küßte es, indem er rief: „Leb wohl auf immerdar!“ und das beim Beginn der Abendgesellschaft...

Wie soll ich nun diesen langen, grausamen Todeskampf beschreiben? Diese schreckliche Szene wird nie aus meinem Gedächtnis schwinden, noch aus meinem Herzen, und dennoch ist's mir unmöglich, den Eindruck derselben in Worte zu kleiden. Ich war an der Seite meines armen Prinzen, den der Schmerz sozusagen versteinerte; allmählich waren alle Hausbewohner herbeigekommen, und Elise hatte sich neben mich geflüchtet; Herr Cottrau, der Mühe hatte, sein Schluchzen zu unterdrücken; ich warf ihm und Rousseau schreckliche Blicke zu, damit sie sie nicht höre; ich hielt mit dem Prinzen die Hand seiner Mutter und küßte sie, als er mir sie überließ, und ich sprach ihm immer zu, er soll doch zu ihr reden, da der Ton seiner Stimme allein sie ein wenig zu beruhigen schien.

Sie sprach mit unglaublicher Zungenfertigkeit; die schwierige Aussprache, der Mangel an Zusammenhang in ihren Worten, die immer von Seufzern und Schmerzensrufen unterbrochen wurden, erlaubte uns nicht alles zu behalten, was sie sagte. Frau Salvage, die auf ihre Weise auch hier Erbschleicherei trieb und der Kranken die Worte in den Mund legte, die ihr gerade paßten, schrie: „Sie hat gesagt: „Frau Salvage“, — was ja gar nicht wahr war; denn niemand hat es so verstanden.

Aber was jedermann behalten hat, das waren ihre Ermahnungen an den Sohn, für die Sicherheit seiner Person bedacht zu sein, ihre Sorgen um ihn, die alle andern Empfindungen beherrschten und in abgerissenen Worten und Sätzen Ausdruck fanden, wie: „Die Franzosen haben's uns schlecht gemacht; das sind kleine Leute, diese justemilieu — sie verkleinern alles, selbst die Säule — und wagen vom Kaiser zu reden — die Engländerinnen, — die Franzöfinnen — wenn ihr eine Bewegung auf Paris macht, so seid ihr verloren — nimm dich wohl in acht — denke an die Sicherheit deiner Person — sie haben Angst vor uns — sie werden dich töten — wir werden sehen, ob sie edelmütig sind — die Ärzte sagen, es gehe besser mit mir, und doch seht ihr —“

Zweifellos war es die Furcht vor dem Tode und vor dem, was nachfolgt, die sie bedrückte. Herr Riesel, der ihr soeben die letzte Ölung gegeben, sprach zu leise; sie hörte die Trostworte kaum, die er ihr sagte: „Madame, vor Gott sind Sie rein; Sie werden für uns beten... Sie werden uns die Pforten des Himmels öffnen.“ „Bittet für mich“, sagte darauf die mit dem Tode Ringende; „denn ich kann's nimmer; ich habe ja Gutes getan, soviel ich konnte, und ich hoffe, er wird mir gnädig sein, — man sagt ja, er sei gnädig, und doch läßt er mich so leiden — 's ist grad, als ob man mir mit Zangen die Eingeweide herausrisse.“ Sie hat genannt: Meine Schwester Auguste.“ — Dieser

schreckliche Todeskampf währte über vier Stunden, ohne daß die Schmerzen nachließen, ohne daß sie aufhörte zu reden. „Mein Kind, mein teures Kind“, sagte sie. Als der letzte Augenblick nahte, kam ihr das volle Bewußtsein wieder. — „Lebt wohl, meine lieben Freunde, verlaßt mich nicht, bittet für mich!“ sagte sie. Wir antworteten: „Madame, wir sind ja bei Ihnen.“ Mehr als zwanzigmal wiederholte sie: „Adieu, adieu, meine lieben Freunde; mein liebes Frankreich . . ., meine lieben Landsleute, adieu, bittet für mich! Verlaßt mich nicht!“ und die Stimme klang immer schwächer, und der Schrecken über ihre schrecklichen, langen Leiden verursachte uns solchen Schmerz, daß wir alle aufatmeten, als das Ende nahte. Der arme Conneau brach in Schluchzen aus. Aber wie soll ich ausdrücken, was mit dem Prinzen war, was er empfand? Er war sozusagen versteinert vor Schmerz; er war erhaben an Mut, Zärtlichkeit und Zartgefühl! „Meine liebe Mutter, liebe Mutter“, sagte er unaufhörlich; „ich werde dir in die bessere Welt, dahin du gehst, folgen. Da wirst du deine Mutter, meinen Bruder finden!“ und seine schmerzzerstirkte Stimme vollendete nicht: „Und ich bleibe allein zurück. . . . Alle deine Wünsche sollen erfüllt werden, liebe Mama; man wird dich zu deiner Mutter führen; wir werden für dich beten, und du wirst für uns beten, und wir werden uns bald wiederfinden.“ Es ist mir unmöglich, mich all der Trostesworte zu erinnern, die sie einander sagten; aber ich war von ganzer Seele im Einklang mit solchem Schmerz. Er hielt die Hand seiner Mutter, und ich hielt ihre beiden Hände in den meinigen!

Allmählich wurde die Stimme schwächer; die Augen wurden starr, und der arme Prinz brach in Tränen aus. „Segne mich, Mutter“, schrie er; „Mama, da bin ich, verstehst du mich?“ und jedem Ton dieser geliebten Stimme entsprach eine Bewegung der Sterbenden! Sie war starr; nur ein wenig Atem blieb noch in der bedrückten Brust, und ein leises Zeichen sagte noch: „Ich versteh dich!“ Alles war vorbei, und wir verblieben erstarrt auf dem nämlichen Platz, vom Schmerz vernichtet! Herr Tascher und Herr Vieillard führten den Prinzen mit Gewalt vom entseelten Leichnam weg. Man hielt der Leiche ein Licht vor den Mund und nachher einen Spiegel, und alles war vorüber. O mein Gott! wird der Schmerz, den dieser Augenblick mir verursacht hat, mir zur Sühne angerechnet werden, wenn einmal mein letztes Stündlein kommt? Von allen Seiten brach ein Schluchzen aus, und ich war einen Augenblick außer mir. Herr Vieillard nahm mich in seine Arme und wollte mich wegführen; aber ich wollte meine schmerzlichen Pflichten bis ans Ende erfüllen. Herr Conneau schickte alle hinaus; ich blieb mit ihm und Herrn Kiesel bis 8 Uhr morgens bei der Leiche, welche warm blieb und weich, und an einigen Bewegungen der Augen hätte man glauben können, sie lebe noch. . . . Man rief mich zur Messe; die Unruhe dieses Augenblicks hindert mich, mich zu erinnern, ob der Prinz den Mut gehabt hat, auch in die Kapelle zu kommen. . . . Nachher haben wir einen Augenblick unten geplaudert. In solchen Augenblicken kommt der Charakter in den Äußerungen des Schmerzes zum Vorschein. Herr Cottrau war wie gewöhnlich übertrieben. Ich hätte ihm verziehen, wenn er nicht über unsern armen, unglücklichen Prinzen losgezogen hätte, der so gut und edel und so über allen erhaben war! Zu sagen, er sei gefühllos! Ich habe, ungeduldig geworden, ihn stehen lassen mit Frau Vieillard, die sagt, es gehe ihr auf die Nerven, sie, die von der geringsten Gemütsbewegung fürchtet, sie könnte ihr schaden!

Ich warf mich auf mein Bett; aber ich wurde bald durch Malvine zum Prinzen gerufen, um ihm zu sagen, wo ein Blechkasten sei, der im kleinen Kabinett der Königin

hätte sein sollen. In aller Eile ging ich hinunter. Herr Conneau, der 24 Stunden sich mit der Leiche zu beschäftigen hatte, verlangte, daß das Testament sofort eröffnet werde, um die Anordnungen der Königin in betreff der Einbalsamierung zu erfahren. Man suchte es überall, es fand sich nicht. Ich hatte keine Kenntnis von dem Kasten, den man suchte; ich konnte mich an nichts erinnern, und Malvine und Frau Salvage beschreiben ihn. Ich hatte bei der Königin nie etwas anderes gesehen als den großen Kasten, der die Rententitel enthielt, den der Prinz durch Rousseau zu sich hatte hinüberschaffen lassen. Ich sagte alles, was ich wußte; aber was mir das Verzweifeltste schien, war das, daß in diesem Kasten sich die Spanischen Renten befinden sollten, die uns so sehr beschäftigt hatten. Man suchte überall, obwohl es undenkbar war, daß eine Schachtel von dieser Größe ihren Standort sollte gewechselt haben, ohne daß irgend eins von uns darum gewußt hätte. Ich wußte nicht warum; aber mir schien in diesem Augenblick, wo alle Welt auf der Suche war, als sehe ich im Gesichtsausdruck Rousseaus etwas weniger Neugierde als bei uns. Er war sicherlich überzeugt wie ich, daß nur ein Kasten existierte, der, den er weggetragen hatte. Er kam unaufhörlich auf diese spanischen Rententitel zu reden, die er mir übergeben haben wollte. Obendrein kam Frau Salvage hinzu, um sich wichtig zu machen. Sie sagte, da die Schachtel sich nicht finde, müsse man sie bei jedermann suchen, und sie wolle mit gutem Beispiel vorangehen. Der Prinz ist darüber peinlich berührt weggegangen. Herr Tascher entschuldigte sich mit seiner Sicht; so wurde Herrn Vieillard gerufen, um in Begleitung von Rousseau und Karl Zimmervisite zu machen. Ich verlangte, daß man mit dem meinigen den Anfang mache, und ging hinauf, um bei mir alles zu öffnen. Das war nicht nur gemein, sondern zudem eine Thorheit; denn sicherlich hatte der Dieb, wenn einer in Frage kam, alles in Sicherheit gebracht. Ich ging in den Saal hinunter, wo alles verblüfft einander anschaute. Für den Augenblick hat es dem Schmerz aller eine Ablenkung gegeben. Herr Cottrau sagte, die spanischen Rententitel wären jetzt ohne allen Belang, da sie ja doch keinen Wert mehr hätten; aber das Verschwinden dieser Schatulle wäre etwas Unglaubliches und das des Testamentes für den armen Prinzen ein Grund zu ewiger Verzweiflung, und wir wären für ihn hin peinlich berührt.

Man wußte nicht, gegen wen sich die Anklage richten sollte; man ging fast so weit, den Fall politisch auszuschlachten. Das Frühstück stand bereit; der Prinz erschien nicht. Ich wollte ihn auf seinem Zimmer aufsuchen, um ihm zu zeigen, daß ich durch das, was soeben geschehen, nicht im mindesten gekränkt sei. Nach dem Frühstück wurden die Nachforschungen fortgesetzt; man kam nochmals auf mein Zimmer; denn man hatte mein Bett noch nicht untersucht! Das war eine über alle Maßen gräßliche Dummheit. Als dieser unglaubliche Untersuchungsstand gefunden hatte, legte ich mich wieder auf mein Bett. . . . Dann — ich war eben am Einschlafen — kam Herr von Querelles atemlos herbei, um mir zu sagen, es habe sich alles wieder gefunden. Weder ihm noch mir kam die Unschicklichkeit zum Bewußtsein, daß er so mein Zimmer betrat. Ich dankte ihm, als der Prinz auch herbeikam, mir zu sagen, daß alles wieder gefunden worden sei. „Sie werden sehen, wie gut Mama gegen alle gewesen ist; sie hat niemanden vergessen; sie hat Sie auch bedacht.“ Ich reichte ihm die Hand und umarmte ihn, obwohl ich im Bette war. Ich war zufrieden für ihn und mich. Das wäre ja gewesen, als ob man sie zum andernmal verloren hätte, wenn man ihre letzten Willensverfügungen nicht gefunden hätte. Das Testament lag ganz einfach in einer Schublade, was ich mir nicht erklären kann.

Nachdem man über diesen Punkt beruhigt war, kam der Schmerz wieder zu seinem Recht, und wir lösten einander eifrig in der Totenwacht bei der Leiche der vielgeliebten Königin ab. Frau Lindsay mit dem Chorherrn und Frau de Graimberg, die ich nur flüchtig sah und sehr spät, Frau von Erenay und Louise, die zu mir auf mein Zimmer kamen, um mit mir zu weinen, nachdem sie sie gesehen hatten . . . Frau Salvage hat geruht, uns zu sich kommen zu lassen, Elise und mich vor den Kammerfrauen, um uns eine Abschrift des Passus im Testament vorzulesen, den wir sehen durften. Die Königin dankt uns, Elise und mir, für unsere gute Pflege. — Frau Salvage ersetzt den Ausdrück durch „Dienste“ — und gibt jeder von uns 1000 Franken Ruhegehalt, 500 Fr. für unsere Heimreise, einen Kaschmirshawl und einen Schmuck; ich bekam ein dickes, grünes Armband, das sie immer trug. Frau Salvage ist Testamentsvollstreckerin und zwar in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Sie triumphiert! Ihr vertraut man die Denkwürdigkeiten an, bis sie gedruckt werden; alle Achtung, alles Vertrauen ist für sie reserviert. In diesem Stück war die Königin nicht ganz gerecht. Nehmt der Frau Salvage ihre 50 000 Franken Rente und man wird sehen, was für ein Verdienst ihr bleibt! . . .

. . . Am Freitag haben wir uns noch einmal bei unserer teuren Toten abgelöst. Am Morgen ist der Prinz zu mir gekommen, um mir zu danken für die treuen Dienste, die ich seiner Mutter erwiesen. Er ist kühl höflich gewesen und ich sehr bewegt. Ich habe ihm gesagt, worüber ich die ganze Nacht nachgedacht habe, nämlich, daß weder der Blechkasten noch die spanischen Rententitel mehr zum Vorschein gekommen sind, und daß er das gesagt hat, um den Kommentaren darüber ein Ende zu machen.

Er ließ sich ein wenig bitten, um dies einzusehen; er sagte mir, daß, da der Renten in dem, was seine Mutter hinterlassen, nicht Erwähnung geschehe, sie offenbar darüber verfügt habe, und was den Kasten betreffe, so habe derselbe vielleicht gar nicht bestanden, . . . obgleich Malvina erzählt, es habe einen Brief darin mit der Aufschrift: „Für meinen Sohn, — was für ihn ein bitterer Schmerz wäre. — Ich habe daran wohl seine Güte, seine Großmut und sein edles Herz erkannt. Das ist ein Zug, der ganz seiner würdig ist. Ich sagte ihm, ich habe im Sinn gehabt, zu verreisen, sobald die Königin ihre Augen geschlossen hatte; jetzt aber werde ich nicht fortgehen, bis alles in Ordnung sei. Er hat mich sehr gebeten, mich nicht zu beeilen. Ich habe hinzugefügt, ich werde von seiner Freundschaft mit mir nehmen, soviel mir möglich sei; aber ich wolle seine volle Achtung, und bevor ich abreise, wolle ich, daß er mir alles sage, was er gegen mich habe, und alles, was man ihm Übles von mir gesagt habe. Er antwortete darauf, ich kenne die Offenheit seines Charakters und er habe mir beinahe alles gesagt. Darüber ließ er mich allein, ein wenig verletzt durch seinen kühlen Ton, nachdem ich ihm soviel Gemütsbewegung gezeigt hatte. Als Frau Cailleau kam, mich anzukleiden, erzählte sie mir, sie werde sehr glücklich sein; der Prinz gebe ihr, anstatt sich ans Testament seiner Mutter zu halten, 12 000 Franken und eine Wohnung in Gottlieben. Als ich ihn später sah, schalt ich ihn darüber, daß er seiner Freigebigkeit so die Zügel schießen lasse; am Ende bleibe ihm nichts mehr übrig!

. . . Nachmittags haben wir die teure Tote aus ihrem Bett in das kleine Geläß verbracht, wo die Autopsie vor sich gehen sollte. Das war eine letzte Trennung, die mir das Herz zerriß; das war ein Abschied für immer von allem, was von diesem engelgleichen, so sehr geliebten Geschöpf übrig bleibt! Ich habe ihre Ohrringe, die von

der Kaiserin herrühren, und die sie der Großherzogin vermacht hat (mit ihren Haaren, die Herr Conneau sorgsam abschnitt), ihre Fingerringe und das kleine Armband, das ihr so gefallen hat, in eine Kassette gelegt und alles zusammen dem Prinzen in sein Zimmer gelegt. Als ich es wieder verließ, kam er mir entgegen und ich blieb noch einen Augenblick, um mit ihm zu reden und zu weinen. Er zeigte mir den Passus des Testaments, der mich angeht, den Abschiedsbrief, den seine Mutter ihm nach Amerika geschickt vor ihrer Operation und der ihn so ergriffen hat, daß er über seine Abreise entschied. . . . Es hat mir wohl getan, so mit ihm zu reden, in innigem Vertrauen. . . . Ich hatte so viel geweint, daß ich ein wenig im Freien mich ergehen wollte, um mich zu fassen. Herr Visconti hat mich aus Neugierde begleitet; aber er wußte schon mehr als ich vom Testament, durch Frau Salvage, die außerordentlichen Mangel an Verschwiegenheit zeigt. Sie hat ihm von einer Vertrauensmission gesprochen, einem geheimen Paket, das sie nach Paris bringen soll, das man ihr zuerst offen übergeben, dann aber auf ihr Verlangen versiegelt habe zc.

. . . Am Abend haben wir uns im großen Gewächshaus aufgehalten, um nicht so nahe bei dem kleinen zu sein, in welchem die Einbalsamierung vollzogen wurde. Conneau kam einen Augenblick. Er kann nicht begreifen, wie die Königin noch so lang hat leben können. Der Krebs hat eine faustgroße Öffnung gemacht. Aber der Magen war fast gesund. . . . Alle Abend verläßt der Prinz den Salon frühe, und gleich nach ihm verschwindet Frau Salvage. Das gute Böcklein zögert nicht, es auch so zu machen. . . .

Am Samstag ist Frau Lindsay gekommen. Der Prinz weinte so, daß er fast erstickte. Man ging noch einmal die letzten Augenblicke dieser armen Königin durch. Da der Prinz mir empfohlen hatte, nichts davon zu sagen, daß seine Mutter von Politik gesprochen habe, änderte ich die Hälfte des Briefes, den ich der Marschallin Ney geschrieben hatte. . . . Der Bürgermeister von Konstanz mit den beiden Herren Delisle, welche Ratsherren sind, kamen als Abgesandte der Stadt. Sie haben neuerdings ihr Bedauern ausgesprochen, daß der Prinz nicht mehr nach Konstanz komme mit dem Beifügen, die badische Regierung sei nicht schuld daran.

Heute morgen waren Elise, Frau Salvage und ich nach Ermatingen zur Messe gegangen, weil man die Kapelle mit schwarzem Tuch ausschlug, und als ich sie am Sonntag betrat, machte sie auf mich einen unbeschreiblich traurigen Eindruck. . . . Unsere Herren haben selbst diesen vielgeliebten Leichnam, der für uns verloren ist, getragen. Man stellte den Sarg auf einen Katafalk, umgeben von unzähligen Kerzen, und unser unglücklicher Prinz hat mit uns der Messe beigewohnt. . . . Ich blieb etwa eine Stunde in der Kapelle und zog mich dann zurück um zu schreiben. Elise kam zu mir aufs Zimmer und sprach von einem Sohn, den die Königin, wie Herr Visconti sagt, in Paris hat,¹ und dem sie sicherlich einige geheime Vermächtnisse hinterläßt. . . . Ich sagte, ich wüßte von nichts; aber ich bin der Sache schon lange auf der Spur. . . .

Donnerstag, 12. Oktober.

Vorgestern abend, nachdem Frau Salvage sich frühe in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, hat der Prinz, der sonst fast nie das Wort nimmt, wenn sie im Salon ist, eine lange Unterredung mit mir gehabt. Ich war glücklich darüber, weil ich ihm so manche gute, von Herzen kommende Worte zu sagen hatte, und weil, wie ich mir einbildete, auch er wieder mir gegenüber besser gelaunt sei. Aber der Grund unseres

¹ Der Herzog von Morny von Flahault. Vgl. Schriften Heft 45, S. 139 f.

Gesprächs war, daß er mir einen Wagen anbot, um mit Herrn Cottrau und Fräulein von Ferrigny abzureisen, sofern wir alle drei damit einverstanden seien, mit einander zu reisen. Ich sah darin nur eine Aufmerksamkeit, ein Zeichen von Güte, für die ich dankbar war; aber ich sehe jetzt, daß es nur sein Wunsch war, uns so bald als möglich loszuwerden. Ich sagte ihm das, und er sagte mir offen, daß wohl etwas daran sei. Ich habe ihm auch gesagt, daß ich drei Freunde von ihm als aufrichtig ergeben und uneigennützig erfahren habe: die Herren Arese, Vieillard und Conneau. Er hat mir Beifall gegeben; aber als ich ihm zu verstehen gab, wie traurig ihm der Winter mit Herrn von Querelles und Herrn Conneau hingehen werde, ließ er mich reden.

Gestern morgen fand die Leichenfeier in Ermatingen statt. Franziska kam früh, mich anzukleiden. Ich war bereit, als ein Brief an mich ankam. Er wurde von Herrn von Mayenfisch gebracht, den die Fürstin¹ sandte, um der Leichenfeier beizuwohnen; er war mit fürstlicher Equipage gekommen, und meine gute Fanny, besorgt um mich wie immer, lud mich ein, diese gute Gelegenheit zu benützen, um schnell zu ihr zu kommen. Während ich mit Herrn Mayenfisch, der zu mir heraufgekommen war, redete, kam Herr Conneau, um ihm zu sagen, er werde neben Herrn Tascher gehen, weil er seinen Fürsten vertrete. Ich sagte absichtlich vor ihm, wie sehr ich mich leidend fühle, und da ich mich schonen müsse, eile ich, fortzukommen, da ich's hier nicht tun könne.

Wir vier Damen begaben uns gemeinsam zu den Feierlichkeiten. . . Wir mußten eine Stunde auf den Leichenzug warten. Wir waren die einzigen Frauen im Chor. Uns gegenüber war der Prinz, blaß aber mutig, allein voran. Hinter ihm kamen die markantesten Herren: die Konstanzer Abordnung, der Unter-Präsekt, der Bürgermeister und zwei Ratsherren, und Abordnungen kantonaler Behörden. Die einzige Uniform bei der Beisehung der Königin war eine englische, die des Generals Lindsay.²

Freitag, 13. Oktober.

Ich kann den Eindruck, den er mir machte, nicht in Worte fassen. Seine (des Generals) Frau, die kränklich ist und immer ein wenig Aufsehen zu machen liebt, hat die Kirchenbank, auf der sie neben den Erenay, Macaire und allen unsern Bekannten saß, verlassen, um in der Sakristei Zuflucht zu suchen. Die Feier war ernst, schön, edel, imposant und einfach: eine dem Anlaß entsprechende religiöse Musik, von Konstanz und Kreuzlingen angelangt, vervollständigte die Wirkung. Der Prälat der Abtei Kreuzlingen in der Mitra in Begleitung seiner Chorherren zelebrierte mit schöner Stimme und bewundernswerter Würde das Totenamt. Die anwesenden Protestanten mußten von der Wirkung dieser kirchlichen Zeremonien betroffen sein. Als die Kirchthüren der Menge geöffnet wurden, drängte diese mit solcher Hestigkeit herein, daß hinten in der Kirche einen Augenblick Tumult entstand. Es währte nur eine Minute; aber ich sah, wie der Prinz, dessen Gesicht ich nicht aus den Augen verlor, davon beunruhigt wurde. Die Leichenfeier begann mit einer deutschen, sehr gut vorgetragenen Ansprache des Herrn Nicolai³ aus Konstanz. Herr Vieillard hatte dazu die nötigen Angaben gemacht; darum mußte sie gut geraten. Der Prälat sang dann das Hochamt, assistiert durch sechs Priester. Andere, die einander ablösten, lasen an den beiden Seitenaltären stille Messen. . .

¹ Von Sigmaringen.

² In Schloß Harb.

³ Dieselbe ist im Druck erschienen.

Nur mit Mühe brachen wir uns Bahn durch die Menge, um zu unserm Wagen zu gelangen, der bald darauf den Leichenzug einholte; derselbe hielt an der Kreuzstraße außerhalb des Dorfes stille, wo die letzten Gebete gesprochen wurden. Von hier aus kehrte die Geistlichkeit und die Unbetheiligten nach Ermatingen zurück; die größte Menge aber gab das Geleite bis hieher . . . Frau Vieillard sagte mit Recht, im Leben der Königin sei alles von Poesie angehaucht gewesen; ihr Ende und die ihr erwiesenen Ehren seien es noch: Dieses schöne Land, diese aufgelöste Menge, dieser lange Marsch zu Fuß, alles spreche Phantasie und Herz an!

Auf den Wunsch der Frau Salvage stiegen wir aus, um der Leiche so nahe als möglich zu sein, während die letzten Gebete gesprochen wurden; dann fuhren wir die alte Straße entlang und langten lange vor dem Zug hier an und erwarteten in der Kapelle knieend die Leiche, die man hieher zurückbrachte und die hier bleiben wird bis zur Überführung nach Frankreich . . . Ich hatte das Herz so voll in dieser letzten Stunde, daß keine Träne hätte zum Vorschein kommen können, und ich fühlte mich so leidend, daß ich mich am liebsten so schnell und so weit als möglich geflüchtet hätte, um mich zu pflegen, und dennoch begriff ich, daß meine Aufgabe noch nicht erfüllt sei. Ich fragte Herrn Tascher, ob meine Gegenwart noch notwendig sei. Er verneinte es; ich könne, wenn ich wolle, mit Herrn von Mayenfisch abreisen, sofern mich der Prinz nicht brauche, um die Angelegenheiten seiner Mutter zu ordnen; man müsse ihn darüber befragen.

Vor dem Frühstück, das erst um 1 Uhr stattfand, bat ich den Prinzen, der eben den Salon verlassen hatte, einen Gang durch den Garten mit ihm machen zu dürfen. Es scheint mir fast unmöglich, über diese Unterredung zu berichten, bei der der Prinz, obgleich er sehr gut mit mir sein wollte, mir die peinlichsten Dinge sagte, die ich je hätte hören können. Ich fragte ihn, ob ich mit Herrn von Mayenfisch abreisen solle, um dann noch einmal herzukommen, um die Verteilungen an die Kammerfrauen vorzunehmen und meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Er sagte mir, ich solle tun, was mir am passendsten scheine und brauche keine Rücksicht zu nehmen; aber er würde es vorziehen, wenn ich alles so bald wie möglich zu Ende brächte; er möchte so bald wie möglich Schluß machen, und später wäre es zweifelhaft, ob ich noch Damen hier vorfinde. Das wollte heißen, ich soll so schnell wie möglich abreisen. Er gestand mir, mein intimes Verhältnis zu Cottrau hätte ihn kühl gemacht gegen mich; er habe uns wie Hund und Katz verlassen und bei seiner Rückkehr gefunden, daß wir unter einer Decke stecken; es komme ihm nicht zu, meine Neigungen zu erforschen; aber er habe übel bemerkt, wie ich stets Herrn Cottrau bei der Mutter Eingang zu verschaffen gesucht habe, während es unschicklich gewesen sei, daß er so oft dort war, und besonders am Morgen; er habe es ihm seit seiner Rückkehr unter sagt, und falls seine Mutter wieder gesund geworden wäre, so hätte er gesagt, entweder müßte er oder Herr Cottrau aus dem Hause; er zweifle nicht daran, daß diese spanischen Rententitel¹ ihm von der Königin für seine Gemälde gegeben worden seien und als Maklerlohn für das Halsband, das er nach München gebracht habe; das gehe ihn nichts an. Herr Cottrau habe diese Vermutung bestätigt durch unbedachte Reden, die er den Herren Vieillard und Parquin gegenüber geäußert habe. Er glaubte, ich wisse davon und hätte dabei mitgewirkt; er habe mich ausholen wollen, als er mit mir von den spanischen Rententiteln gesprochen; ich hätte dabei einmal mit der Sprache nicht herauswollen, und er habe mir in dem allem nur

¹ Vgl. oben S. 154.

halb geglaubt. Er wünsche, daß Herr Cottrau sein Haus verlasse; er habe es ihm schon einmal gesagt und werde es ihm, wenn's nötig sei, noch einmal sagen; er werde Herrn Cottrau sein unschickliches Benehmen, welches bezwecke, den Glauben zu erwecken, als ob er der Geliebte der Königin¹ gewesen sei, nie verzeihen.

Ich sagte darauf, ich verzeihe es der Frau Salvage nicht, daß sie das sage (nach dem, was mir Elise gesagt hatte), und sie tue es in der Absicht, Herrn Cottrau wegzubringen. Was mich selbst betreffe, sei es mir ein leichtes, ihm die Ungerechtigkeit und Grundlosigkeit alles dessen, was er mir sage, darzutun, indem ich einfach bei der Wahrheit bleibe. Er habe auf solche Gedanken nicht selbst verfallen können; aber es sei schlimm genug, daß er sich von Frau Salvage so habe einseifen lassen können, ja daß er ihre Einflüsterungen sich habe zu eigen machen mögen. Wie ist's möglich, daß er wegen dieser spanischen Renten auf mich Verdacht werfen konnte oder glauben, ich hätte mich zur Mitschuldigen von irgend etwas gemacht, was gegen ihn ging? Wir kamen dann auf die Straßburger Affäre zu reden. Er denkt, nach dem Prozeß, daß mein Schwager, indem er Herrn Raintre denunziert und nachher seine Frau hergeschickt habe, ihn nur habe aushorchen wollen. Das kam daher, daß er mich einer solchen niederträchtigen Handlung fähig hielt, mich, die ich so wahr, so ergeben, so uneigennützig war. Sollte ich je so beurteilt werden können, und durch wen? Durch den Prinzen, den ich so liebe, und nachdem ich sieben Jahre meines Lebens im Verkehr mit ihm zugebracht! Ach, hätte doch seine arme Mutter mir besser Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie ich's verdiente! Ich schwamm in Tränen und sagte ihm mit viel Bitterkeit, es sei abscheulich, daß er solche Ansichten über mich habe haben können. Ich weiß nicht mehr alles, was wir während dieser langen Unterredung, deren Erinnerung mir noch lange peinlich sein wird, uns gesagt haben. Ich ging auf mein Zimmer, so niedergeschlagen und zugleich so krank vor Aufregung, daß ich mich zu Bett legte, gebrochen von so viel moralischen und physischen Leiden. Daß ich, die ich stets auf Freundschaft und auf die Gerechtigkeit des Prinzen gerechnet, so beargwohnt werden konnte, das war abscheulich, und noch jetzt bin ich ganz davon bedrückt . . .

Ich war nach dem Diner allein, als der Prinz zu mir kam, in der Meinung, wie er sagte, Herrn Conneau hier zu finden. Er komme um mich, ich weiß nicht mehr was, zu fragen und wie es mir gehe; nach und nach fingen wir ganz artig miteinander zu plaudern an; er schenkte mir eine Tasse Tee ein; dann trat er an mein Bett, reichte mir die Hand und sagte: „Laßt uns Frieden schließen.“ Ich umarmte ihn zärtlich, indem ich ihm Vorwürfe machte, daß er je habe glauben können, ich werde mit irgend jemand auf der Welt gegen ihn intriguierten. „Ich bin so lange fort gewesen, und die Abwesenden haben Unrecht“, sagte er. „Bei mir nicht, mein Prinz“, antwortete ich ihm. Ich war so unglücklich über den bitteren Auftritt vom Vormittag, daß der Gedanke, wieder

¹ Man erinnert sich hier unwillkürlich der unbedachten Ausfälle des Malers Cottrau über die Gite, mit der man noch vor dem erfolgten Ende der Königin Trauerkleider von Konstanz her kommen ließ; darauf zielt wohl auch die Anspielung des Herrn Conneau mit dem goldenen Ring, den die Königin trage (S. 135). Aus allem muß man schließen, daß die Königin in ihren letzten Lebensjahren eine Geniessensehe mit Cottrau geschlossen haben muß. Chateaubriand, der 1831 Gast auf Arenenberg war, schildert den jungen Maler als einen großen Mann mit mächtigem Schnurrbart, in Bluse und Strohhut, herabgelegtem breitem Hemdtragen und fantastischem Anzug. Er jagte, malte, sang, lachte, geistreich und geräuschvoll, spielte vierhändig mit der Herzogin. (Mémoires d'outre-tombe v. p. 587.)

etwas von seiner alten Zuneigung zu gewinnen, mich in äußerste Verwirrung brachte und mich beinahe tröstete. . . .

Die Gräfin Zeppelin an Frä. Masuyer.

Girsberg, 11. Oktober 1837.

„Ich bin noch ganz angegriffen von der schmerzlichen Feier von heute morgen. Ah! welch immerwährende Trauer wird dieses betrübende Ereignis in unseren Seelen zurücklassen. O, sagen Sie, bitte, dem Prinzen, wie ich seinen Schmerz verstehe und theile. . . . Mir war gar nicht gut, als ich die Kirche verließ. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen, hoffentlich bald; es drängt mich, mit Ihnen zu weinen. Wenn Sie nach Sigmaringen gehen, so richten Sie freundliche Grüße aus an Fanny. Ganz die Ihrige
Amalie von Zeppelin.“

Gestern morgen blieb ich im Bett; ich hatte die Arbeiterin und konnte mich wenigstens durch sie ein wenig pflegen lassen. Der Prinz besuchte mich am Morgen und am Nachmittag. Ich stand auf seinen Wunsch auf, um Frau von Graimberg und den Chorherrn zu empfangen, der uns noch eine Leichenpredigt vorlesen will, und das junge Paar Ammann.¹ Ich nahm an der Abendtafel und an der Abendunterhaltung im Salon teil, obwohl ich mich sehr unwohl fühlte. Nachdem Frau Salvage sich zurückgezogen hatte, benützte der Prinz die Gelegenheit, mir einige verbindliche Worte zu sagen, von denen mir nichts in Erinnerung geblieben ist als sein dringender Wunsch, allein zu sein. . . . Ich werde hier den Kelch der Enttäuschung bis zur Hefe trinken müssen. Meine Gedanken waren diese Nacht sehr peinlich; ich sagte mir, ich müsse abreißen und zwar so schnell wie möglich, so krank ich auch sei; statt im Bett zu bleiben, bin ich heute morgen frühe aufgestanden, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. . . . Ich habe heute morgen die Kondolenzschreiben der regierenden Fürstin von Sigmaringen und der Prinzess von Hohenzollern erhalten.

Die regierende Fürstin von Hohenzollern an Frä. Masuyer.

Neuburg, 10. Oktober 1837.

„Seien Sie, Fräulein, bitte, der Dolmetsch meiner Teilnahme beim unglücklichen Prinzen Louis; sagen Sie ihm im Namen der ganzen Familie, wie herzlichen und lebhaften Anteil wir nehmen an dem unerseßlichen, tiefschmerzlichen Verlust einer so vollkommenen Mutter, den er soeben erlitten hat, einer Mutter, die so würdig war von ihm geliebt zu werden wie von allen denen, die, wie wir, ihre sanfte Güte und äußerste Liebenswürdigkeit zu erkennen und zu schätzen wußten. Die Anhänglichkeit, die ich dieser vortrefflichen Herzogin bewahrte, erstreckt sich auch auf ihren Sohn. Sprechen Sie ihm von meiner Bestürzung, von dem lebhaften Interesse, das ich an seiner unglücklichen Lage nehme. Was Sie selbst betrifft, geehrtes Fräulein, die Sie eine so ehrenvolle Aufgabe erfüllt haben, so liegt wenigstens etwelcher Trost für Sie in dem Bewußtsein, daß Sie weder Mühe noch Sorge gespart haben, die durch so viel Ergebenheit begründet und doch darum nicht weniger rührend waren, — es wäre mir lieb, Fräulein, Ihnen mündlich ausdrücken zu können die Gefühle der Achtung, die ich Ihnen mit Vergnügen bewahren werde.
Antoinette, regierende Fürstin von Hohenzollern.“

¹ Herr Ammann von Ermatingen hatte sich kürzlich mit Frä. Merkle, von der im letztjährigen Artikel schon (Heft 45, Seite 165) die Rede war, verheiratet.

Eugenie von Hohenzollern an Frä. Masuyer.

Tegernsee, 11. Oktober 1837.

„So ist's also unwiderruflich zu Ende! Und wir haben das einzige Band verloren, das uns noch blieb von der Familie unseres armen Vaters!¹ Armer, armer Louis, wie unglücklich muß er sein, da wir es alle sind, über diesen herben Verlust! Da wir hier um unsere Mutter versammelt sind, habe ich von ihr zuerst den bitteren Verlust erfahren, den wir zu beklagen haben! Und meine Gedanken sind sofort zu Ihnen geeilt, liebes armes Frä. Masuyer, da ich weiß, wie sehr Sie meiner guten und verehrungswürdigen Tante anhänglich waren. Dank tausendmal, liebes Frä. von Masuyer, für das Andenken, das Sie mir in diesem Augenblick beweisen, da Sie so verwirrt sind. Oh, ich werde sicherlich niemals vergessen, was Sie alles für meine Tante getan haben, und das Interesse, das Sie mir stets erweckt haben, kann jetzt, da ich Sie so unglücklich weiß, nur noch wachsen; denn ich weiß, Sie sind so unglücklich wie wir. Alles, was Sie mir über Louis sagen, erstaunt mich nicht; er ist vortrefflich! . . . Aber ich bitte ihn nicht zu glauben, er sei allein und verlassen auf der Welt, solange noch eins von uns lebt. Wir werden ihn stets wie einen Bruder lieben. . . . Ich hoffe Ihnen nochmals zu begegnen im Leben, liebes Frä. von Masuyer, das ist wenigstens mein lebhafter Wunsch, um Ihnen noch einmal mündlich auszusprechen, was ich stets für Sie fühlen werde. Möge Gott Ihnen alles gewähren, um was Sie ihn bitten.

Ihre ganz ergebene Eugenie von Hohenzollern.“

— Ich konnte mich der Tränen nicht erwehren, als ich mit Frau von Crenay von allem sprach, was mein Herz in diesem Augenblick erfüllt. . . . Diese Damen reisen nicht ab, obgleich sie noch davon reden. Wehe dem armen Prinzen!

— Ich finde es seltsam, daß er nie von den Besuchen spricht, die er ihnen macht. Er war weggeritten; ich rechnete mit Herrn Tascher ab und kam halb erfroren herunter, als der Prinz wieder erschien, um sich mit uns zu wärmen, und wir haben ihm Sparsamkeit empfohlen. Bald stoh er um spazieren zu gehen, wie er sagte, aber vielleicht ebenso um ein Alleinsein mit mir zu vermeiden, als um anderswohin zu gehen. . . . Der Prinz war heute abend weniger traurig und träumte von Frä. Louise; ich habe ihm keinen übeln Schrecken eingejagt, als ich ihm sagte, ich hätte bleiben wollen, um der Frau Bure zu helfen, alles in Ordnung zu bringen; er kann ruhig sein, ich gehe schon. . . . Da er frühe den Salon verließ, machte ich's auch so.

. . . Ich will mit niemandem hier mehr etwas zu tun haben. Die Frauen von Crenay sind gekommen. Der Prinz hat sie mit Frau Salvage heimbegleitet. Elisa vermutet, die Anwesenheit dieser Damen erweckte im Prinzen den Wunsch, hier allein zu sein. Jetzt sprechen diese Damen nicht mehr vom Abreisen, und wahrscheinlich werden sie sehr lange bleiben. Frau de Gramberg hat mir erzählt, daß während sie zu Mannenbach war, Frä. Louise jeden Morgen um 7 Uhr im kleinen Wäldchen allein spaziere. Sie zweifelt nicht, sie habe dort Rendez-vous mit dem Prinzen, und Frau v. Crenay wisse darum. Sie sieht hier eine Falle gelegt, um ihn zu zwingen, diese junge Tochter zu heiraten, — seine Mutter hätte das nicht gutgeheißen — und sie behauptet, es sei meine Pflicht, dem Prinzen die Augen zu öffnen. Soll ich's wagen?

¹ Die Schreiberin war eine Tochter des Prinzen Eugen.

Samstag, 14. Oktober.

Conneau, der mir Haare der Königin brachte, kam heute morgen zu mir. Der Prinz wollte, ich sollte den ganzen Vorrat an Musikstücken der Königin mitnehmen. Das ist eine der vollständigsten und ansehnlichsten Sammlungen von Partituren. Das muß Wert haben, und ich habe abgelehnt, wie alles, was er mir anbot. Er öffnete vor mir die Koffer, darin die Spitzen und das Rauchwerk seiner Mutter waren, indem er mich aufforderte, alles daraus zu nehmen, was mir gefiele. Ich habe ihm gedankt und gebeten, doch ja nichts daraus für irgend jemanden zu verschleudern. „Sie werden einmal heiraten, mein Prinz, und bei Ihrem Vermögensstand wird es Ihnen angenehm sein, das alles einer jungen Frau anzubieten, die es zu schätzen wissen wird; es würde Sie unsinnige Summen kosten, es zu ersetzen.“

Montag, 16. Oktober.

Gestern hörten wir die Messe in Mannenbach. Frau Vieillard meint, der Prinz müsse es eilig haben, allein zu sein, um die Nachbarschaft Mannenbachs genießen zu können, daß er Herrn Vieillard nicht mit einem Wort zum Bleiben eingeladen habe. Der rosige Teint der Frl. Louise bei der Ankunft des Prinzen und die Ziererei, daß sie nie miteinander sprechen, ist ein Beweis, sagt sie. Deshalb bin ich gleich nach der Messe ganz allein weggeeil, um sie nicht zu genieren, und ließ die ganze Gesellschaft in Mannenbach. . . . Nach dem Frühstück begann ich die Romanzen der Königin zu ordnen, wurde aber von Frau Salvage unterbrochen. Mit majestätischem Anstand kam sie, uns zu sagen, sie werde jetzt die Andenken verteilen, die die Königin uns hinterlasse. Herr von Querelles, wie ein Notar an einem Tische sitzend, schrieb einen Empfangschein, den wir, ich voran, zu unterzeichnen hatten. Diese Form, die man einer reinen Herzensangelegenheit gab, drückte mir die Kehle zusammen. Ich eilte davon, um meine Tränen zu verbergen. Ich ersticke; ich mußte frische Luft haben; ich sah den schönen Kaschmirshawl, den mir die Königin hinterließ, kaum an, diese Sevigné, diese Armbänder, die sie so oft getragen hat. . . . Die Damen von Erenay waren unten und waren noch da in der Nacht, als ich herunterkam. Der Prinz hat sie nach Hause begleitet, indem er sich wohl hütete, neben Frl. Louise her zu gehen, bevor er außer Sehweite war. Er kam erst zum Nachessen zurück. Ich habe die Ordnung der Romanzen fortgesetzt mit diesem guten Querelles. Es scheint, daß er am Tag der Begräbnis bei dem Ammann etwas über den Durst getrunken und daß der Prinz ihn darob gescholten hat. . . .

Dienstag, 17. Oktober.

Der Prinz sagt mir höflich, doch ja nicht mich zu übereilen. Die Ordnung der Hinterlassenschaft bringt es mit sich, daß ich ihm oft begegne, und stets begegnet er mir gut. Jeden Augenblick will er mir etwas schenken. Gestern war es ein Spitzenhäubchen, das, wie Frau Tascher sagt, 20 Louisdor wert war. Ich lehnte es ab. . . . Elisa hat mir erzählt, sie habe mit dem Prinzen wegen seiner Liebelerei mit Louise geredet, und er habe ihr so geantwortet, daß sie ganz beruhigt sei. . . . Der Prinz war geärgert durch einen Brief des Herrn Rügger, der ihm meldet, man werde ihn von hier vertreiben. Da das vom Fürsten von Fürstenberg ausgeht, und infolge dessen vom Großherzog, beunruhigt ihn das; er möchte, daß man ihn hier in Ruhe ließe; er ist fest entschlossen, nicht fortzugehen, wenn man ihn nicht mit Gewalt verjagt. Beim Frühstück fand ich

den Prinzen über einem übelwollenden Artikel der Allgemeinen Zeitung. Der Prinz hat gestern einen Brief aus Amerika erhalten, worin man ihm meldet, man habe einen Brief von Herrn Arese erhalten, dem es auf der Reise sehr wohl gefalle und der bis Mitte Oktober wieder in New-York zu sein gedenke. Danach hoffe ich, daß er vor zwei Monaten hier sein wird. Der Prinz hat mir noch mehr Romanzen seiner Mutter übergeben, indem er sie ordnete. Herr Cottrau beginnt das Bild des Kaisers für Herrn Tascher. Er weiß nicht, was erfinden, um hier bleiben zu können.

Donnerstag, 19. Oktober.

Ich war um Abschied zu nehmen bei Frau v. Lindsay, der der Chorherr eben seine Trauerrede auf die Königin vorgelesen hatte. . . . Elisa ist zurückgekommen mit einem Brief von Fr. de Beauharnais, der ihm meldete, die Erlaubnis zur Überführung der Leiche sei eingetroffen. Der Prinz erhielt sie zu gleicher Zeit in sehr höflichen Wendungen: man wird Pässe schicken für die begleitenden Personen. Herr Tascher verreist morgen nach München; er gedenkt nicht vor dem ersten November zurückzukommen und mit der Leiche zu verreisen. Das würde mir die Möglichkeit eröffnen, gleichzeitig dort anzukommen, und so könnte ich meiner armen Königin den letzten Liebesdienst erweisen. Fr. Crenay redet nur noch von dem Glück, das sie empfände, wenn sie den Winter hier zubringen könnte. . . .

Nach dem Frühstück verlangte der Prinz meinen Entwurf der Memoiren der Fr. Parquin, und ich brachte ihm diese vier dicken Bände, meine Arbeit von vier Jahren, um sie dem Feuer zu übergeben. Das war für mich sehr bemühend; ich hatte sie aufbewahren wollen. Wir haben ein wenig geplaudert. Es ist falsch, daß der General Boirol an der Verschwörung beteiligt war. Somit hat Fr. Salvage gelogen. Ich habe mich ein wenig gehen lassen, indem ich von ihr sprach. Gleichwohl hat es mir der Prinz nicht übel genommen. Er zankt sich mit ihr herum; sie macht den Gerichtschäher. Er wird mir eine Rentenversicherung geben; aber er will nicht, daß ich mit irgend jemand davon spreche; er tut es nicht für die übrigen Ruhegehalte. Er ist noch immer erbost über meine Schwester wegen der Straßburger Affäre. Elisa, mit der ich nachher geplaudert habe, hat mir gesagt, dieser Reflex sei sehr verdrießlich für mich, und keiner der Freunde des Prinzen werde mich in Paris besuchen, wenn ich bei meinem Schwager wohne etc. Der Prinz hat den Rest der Papiere in den Ofen geschoben, um sie zu verbrennen. Ich fürchte sehr, dies sei nicht mit der nötigen Sorgfalt geschehen, und bis zum jüngsten Tag werde ich in Abrede stellen, an diesen Denkwürdigkeiten irgend welchen Anteil gehabt zu haben.

Fr. von Beauharnais an Fr. Masuyer.

Paris, 14. Okt.

„. . . Soeben empfängt mein Vater einen Brief vom Minister in Betreff der Trauerfeierlichkeit von Kueil. Alle Schwierigkeiten sind gehoben. Die Marschroute ist entworfen; man hat keine Zeit festsetzen wollen; man überläßt das dem Entschcid der Familie. Mein Vater schreibt soeben an den Prinzen, um ihm das alles mitzuteilen. Er wird uns dann den Zeitpunkt bestimmen, wo wir uns alle in Kueil versammeln werden um unsere arme und teure Königin. Wie werden wir miteinander diejenige beweinen, die wir verehrten. Ach! so hoffte ich sie nicht wiederzufinden; hier glaubte ich nicht Euch wiederzusehen! Auf baldiges Wiedersehen denn, liebes Fräulein; ich werde

Sie in Glück und Schmerz wiederfinden. Wenn es Ihnen angenehm sein wird, bei Ihrer Ankunft in Paris bei mir Quartier zu nehmen, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich Sie mich damit machen würden. Ich hoffe sehr, daß Sie daran nicht zweifeln. Noch einmal, leben Sie wohl, aber ich sage Ihnen dies voll Trauer. Seien Sie immer versichert der zärtlichsten Freundschaft, die ich Ihnen entgegenbringe.

Hortense de Beauharnais.“

Freitag, 20. Oktober.

Ich sehe den Prinzen heute morgen nur, um neuen Grund zum Dank zu haben. Er hat mir eins der schönen Taschentücher seiner Mutter gebracht, die von der Kaiserin herrührten. Ich schämte mich über die Unordnung, in der er mich antraf.

Samstag, 21. Oktober.

Ich bin erschöpft . . . Ich verreise nicht; ich werde krank werden; meine Nächte sind schrecklich, und am Tag kann ich nicht ausruhen. Heute morgen hatten wir Frühmesse in Mannenbach für die Königin und die Leichenrede, an der der Chorherr seit 14 Tagen mit soviel Fleiß gearbeitet hat. Ich war bei dem Prinzen und erlaubte mir mit ihm über seine Angelegenheiten zu reden. Ich habe die Saite der Erenay berührt, und der Prinz hat mir dieselbe Antwort gegeben wie Fr. de Perrigny. Das hat mich aber nicht gehindert, ihm zu sagen, Frau de Erenay spekuliere seit sechs Monaten auf den Trost, dessen er in diesem Augenblicke bedürfe und auf die Freiheit zu heiraten, wen er wolle, welche ihm der Tod der Königin einräume . . . Die Messe hielt der Pfarrer von Mannenbach, und die Leichenrede des Chorherrn war mittelmäßig . . .

Sonntag, 22. Oktober.

Lieber Gott, ist es möglich, daß der heutige Tag der letzte ist, den ich in Arenenberg zubringe! Ich glaubte hier zu leben und zu sterben! . . . Heute morgen habe ich eingepackt bis zur Messe, die ich um 10 Uhr in Mannenbach hörte. Herr Visconti war dort; Fr. Salvage und Elisa sind spät gekommen. Fr. de Erenay war erstaunt, daß der Prinz und die anderen Herren lieber nach Ermatingen gegangen seien. Das geschah, weil der Prinz Herrn Kern¹ hatte kommen lassen, mit dem er Wichtiges zu verhandeln hat, mit Fr. Salvage. Sie ist rot wie ein Puter zum Frühstück gekommen; — es handelt sich um das Testament . . . Der Prinz war fort, als die Königin ihr Testament geschrieben hat; sie übergab ihre Denkwürdigkeiten der Fr. Salvage zur Aufbewahrung und andere Sachen, die sie nichts angehen. Da nun der Prinz da ist, tritt er wieder in seine Rechte, um seine Angelegenheiten nach seinem Willen zu ändern, und um ebensoviel schwindet die Bedeutung der Testamentsvollstreckerin. Fr. Salvage konnte sich dazu verstehen, und Herr Kern als Rechtsanwalt mußte kommen, um die zwischen ihr und dem Prinzen besprochene Angelegenheit ins reine zu bringen.²

¹ Dr. Kern von Berlingen, der spätere Minister der schweiz. Eidgenossenschaft bei Kaiser Napoleon.

² Fr. Majuyer hat wenig Gutes übrig für Frau Salvage. Auch der Prinz fällt kein günstiges Urteil über sie. Am 14. Oktober 1842 im Gefängnis zu Ham schreibt er über sie an Fr. von Erenay, die ihm einen Käufer für Schloß Gottlieben vermittelt hatte, folgendes: „Ich habe die Bemerkung der Fr. Salvage ziemlich lächerlich gefunden. Sie behauptet, ich hätte unrecht gehabt, ihren Antrag nicht anzunehmen. Nun müssen Sie wissen, daß sie mir gar keinen solchen gemacht hat. Sie tut, als ob

Ich bin zurückgekommen, um mit dem Einpacken ein Ende zu machen. Dann vollendete ich einen Brief an die Marschallin Ney, der ich Haare von der Königin sende. Dann ging ich hinunter, um von Fr. de Crenay Abschied zu nehmen. Louise hat mir einen kleinen Ring als Andenken gegeben. Ich sagte: „Auf Wiedersehen in Paris“ — ohne es zu hoffen; ich sage lieber auf Wiedersehen als Lebwohl. Als sie weg waren, folgte mir der Prinz auf der Treppe, um mich zu fragen, wo ich meinen Ruhegehalt erheben wolle. Um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen sagte ich: in Paris, bei G. Noël. Ich habe ihm noch einmal von Mannenbach gesprochen. Er hat es gut aufgenommen und hat mir versprochen, er werde mir schreiben, wenn die Abreise dieser Damen einmal erfolgt sei.¹

Ich verreise um 6 Uhr. Das Herz blutet mir. Ich habe Herrn de Querelles eine kleine Börse und Herrn Conneau ein Petschaft gegeben. Ich fühle mich wie versteinert; mechanisch wie von einer Feder getrieben treffe ich meine Vorbereitungen, um den Ort zu verlassen, an dem so viele liebe Erinnerungen mich festhalten. Hat das Unglück seinen Höhepunkt erreicht, hört die Unruhe auf.

Valerie Masuyer.

sie mir große Gefälligkeiten erwiesen habe. Sie hat mir aber stets nur unbedeutende Summen vorgestreckt, die ich ihr nach einigen Tagen wieder ersetzt habe. Vor 2 Jahren, als ich im Untersuchungsgefängnis war, bat ich sie um eine Summe, um meine Leute zu belohnen; sie verweigerte mir meine Bitte; sie hat meine Verlegenheit benützt, um mir die Kunstgegenstände, die ich bei ihr in Rom untergebracht hatte, um wenig Geld abzunehmen. . . Ich kann diese Personen nicht leiden, die nichts verstehen als die Rolle des Schulmeisters in Lafontaines Fabel zu spielen, der statt dem ins Wasser gefallenem Schüler die rettende Hand zu reichen, ihm die Folgen der Unvorsichtigkeit vor Augen stellt.“ Frau von Recamier schildert sie in ihren Erinnerungen (t. 2, p. 103) folgendermaßen: Sie war eine Frau von großer Postur, deren Gestalt schön aber ohne Anmut war, mit ungeschlachten Manieren, hartem Ausdruck und unproportionierten Zügen. Und der Herzog von Leval sagte: „Man muß sich sehr in acht nehmen mit ihr; sie wäre imstande, in der Wut einen mit der Nase zu durchbohren. Sie war nicht ohne Geist, aber ohne Herz und Anmut. Sie war gebildet, generös, hingebend und auf berühmte Personen erpicht.“

¹ Über Fr. Louise de Sérévillle, Nichte und Adoptivtochter des Legitimisten Marquis de Crenay, zu vgl. Thirria S., La marquise de Crenay, Paris 1898, das auch ein Bild der Marquise aus ihren alten Tagen enthält; derselbe meint, schon die legitimistischen Überzeugungen der Adoptiveltern hätten niemals in eine eheliche Verbindung eingewilligt, trotzdem die Beziehungen zwischen Arenenberg und Louisenberg stets sehr herzlich gewesen seien.

Das Alter der Kirchen in Reichenau.

Von

Stadtpfarrer Adolf Brinzinger

in Oberndorf a. N.

Die Insel Reichenau, sechs Kilometer von Konstanz entfernt gelegen, ist eine Perle des Untersees, wegen ihrer Fruchtbarkeit, Naturschönheit und glanzvollen Geschichte *Augia dives* genannt (im Unterschied von *Augia major* = Mehrerau und von *Augia minor* = Weissenau, bei Ravensburg). Der Abt Ermenrich von Ellwangen preist sie schon im 9. Jahrhundert: „Reichenau, blühendes Eiland. Wie bist du vor andern gesegnet. Reich an Schätzen des Wissens und heiligem Sinn der Bewohner, Reich an des Obstbaums Frucht und schwellender Traube des Weinbergs. Immerdar blüht es auf dir und spiegelt im See sich die Lilie. Wie schön schallet dein Ruhm bis ins neblige Land der Britannia.“ (Übersetzung von Viktor Scheffel.)

Im Mittelalter war die reichsfürstliche Abtei eine Pflanzschule der Kultur, vom 9. bis 13. Jahrhundert eine Zierde der Wissenschaft, von Mitte des 10. Jahrhunderts bis Anfang des 11. Jahrhunderts Sitz der berühmten Reichenauer Malerschule, welche in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker und Kunstfreunde in hohem Grade erregte, seit Aufdeckung der interessanten Wandgemälde in Reichenau, Oberzell und Niederzell, in Burgfelden bei Balingen und in Goldbach, welche Bildersyklen von einer Reihe namhafter Gelehrter bezüglich der Zeit ihrer Entstehung, ihrer Urheber und ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung untersucht worden sind. Wir geben im folgenden eine Beschreibung dieser Kunstwerke nach den Forschungen von Adler, Kraus, Springer, Künstle, Neuwirth, Weber, Schmarson, Keppler, Sauer, Wingenroth. Nur drei Kirchen sind heutzutage noch auf der Insel, einstens fünf große Kirchen und zwölf Kapellen. Wir besprechen zunächst

1. Die Wandgemälde der St. Georgskirche in Reichenau-Oberzell.

Die Kirche St. Georg in Oberzell ist eine rein dreischiffige Säulenbasilika von bescheidenen Maßverhältnissen, 42 m lang, 16 m breit, mit einem quadratisch geschlossenen Chor, viereckigem, steinernem Glockenturm mit Helmdach, über der Vierung emporsteigend, mit einer gewölbten Krypta unter dem Chor. Zur Krypta führen zwei niedrige, tonnengewölbte Eingänge vom Mittelschiff aus, welche sich in der Mittelaxe zu einem Mittelgang vereinigen. Das Langhaus hat eine Westapsis, vor welcher eine tiefe Vorhalle liegt. Das Hauptportal liegt zwischen beiden in der Apsismauer. Die

ganze Kirche ist innen und außen verschiedenartig verändert worden. Die Seitenschiffsmauern sind ausgewichen; sie werden jetzt durch niedrige, plumpe Strebepfeiler gestützt. Die Fenster im Chor sind in spätgotischen Formen verbreitert; andere erhielten die charakterlosen Linien der flachen Ellipsenbogen des 18. Jahrhunderts. Das Innere erhielt später im Langhaus teils stuckbelegte, teils einfach kassettierte Decken, in der Vierung ein spätgotisches Kreuzgewölbe, im Chor sogar eine in den Flächen des Kreuzgewölbes nachträglich hergestellte Holzdecke. Die Kreuzflügel, ursprünglich halbkreisförmig geschlossen, nie überwölbt und früher in gleicher Höhe wie der Chor am Vierungsturm emporsteigend, sind gleichfalls verändert worden. Der sehr alte Hochaltar (aus dem 11. oder schon 9. Jahrhundert) ist ein steinerner Märtyreraltar mit Grabkammer, hat eine schwere Mensaplatte, eine Eisenblechtür und zwei kreisrunde Öffnungen, eine höchst seltene Einrichtung diesseits der Alpen. Das frühromanische Hauptportal ist aus der Unterschwelle, den beiden seitlichen Einfassungsmauern und dem obern Deckstein konstruiert. Die Einfassungssteine haben den zickzackförmigen Mäander mit Parallelstreifen belegt. Der Türsturz hat eine feine Umrahmung, die mit Rundstab verziert ist, und in der Mitte ein Vortragskreuz, von einem Ring umschlossen. In einer Nische oben ist das Gemälde der Kreuzigung Christi und darüber das Wandgemälde des jüngsten Gerichts; die Schiffswände innen haben acht Wandmalereien mit Wunderszenen des Herrn, die wir später besprechen werden.

Aus welcher Bauzeit stammt die St. Georgskirche? Adler (S. 9 ff.) hat das Verdienst, zwei Bauperioden festgestellt zu haben. Als ältesten Teil bezeichnet er die Osthälfte, nämlich den Chor mit der Krypta, das einschiffige Langhaus, Vierung und Kreuzflügel, etwa 880—890 unter Abt Hatto II. erbaut. Als jüngere Teile bezeichnet Adler den Umbau des ursprünglich einschiffigen Langhauses in eine dreischiffige Säulenbasilika mit Westapsis, etwa 999 unter Abt Witigowo erbaut. Kraus ist ihm in diesen Datierungen gefolgt. Künstle hält diese Datierung für unrichtig. Er schreibt die ältesten Teile als „Cella Hattonis“ einem Bau des Abtes Hatto II. zu, im Jahre 823, den Umbau in eine dreischiffige Basilika aber nicht dem Abt Witigowo, sondern Hatto III., etwa 880—890. Hatto III. hat die älteren Ostpartien so vollständig in seinen Umbau einbezogen, daß sie äußerlich als frühere Bestandteile nicht mehr zu erkennen waren. Er ist der eigentliche Fundator der Georgskirche; er brachte auch dorthin das ihm von Papst Formosus geschenkte Haupt des hl. Georg als kostbare Reliquie und verschaffte sich reiche Stiftungen von seinem Gönner König Arnulf, der 890 Reichenau besucht und wahrscheinlich der Weihe von St. Georg selbst beigewohnt hat (Künstle 6 und 7). Neuwirth (S. 56) verlegt das Langhaus in die Periode der Bautätigkeit Abt Witigowos (984—996), mit Hilfe der Gemälde des Langhauses, welche Neuwirth in die Zeit des Abtes Berno (1008—1048), Kraus in die Zeit des Abtes Witigowo (984—990), Adler in das Jahr 1060 versetzt, Künstle dagegen der Zeit Hattos III. Ende des 9. Jahrhunderts zuweist. Die Gemälde der St. Georgskirche: a. Weltgericht, b. Kreuzigung Christi, beide an der Westapsis, sowie die acht Wunderszenen im Schiff der Georgskirche werden wir nun näher besprechen.

a. Das Bild des jüngsten Gerichtes, an der obern Wand der Westapsis, von der Vorhalle aus durch eine Treppe zugänglich und schlecht beleuchtet, ist nach Kraus erstmals 1810 entdeckt worden. Es wurde 1846 durch Glasmaler Stanz von Konstanz aufgedeckt. Adler sah es 1859 erstmals (es hatte schon stark gelitten). Er beschreibt es

in seiner Schrift über die Reichenauer Kirchen und gibt eine Abbildung desselben. Es stellt den Beginn des jüngsten Gerichts dar, in drei Horizontalstreifen reliefartig übereinander gegliedert. Im unteren Streifen sind die Auferstehenden, im mittleren Streifen Christus mit Maria und den Aposteln, im oberen Streifen fliegende Engel. In der Mitte, von einer doppelten Mandorla umgeben, thront Christus feierlich als Weltrichter, auf der Iris sitzend; die Füße stehen auf der Erdfugel; das Haupt umgibt der kreuzbelegte Nimbus; das Gesicht ist bartlos; die ausgebreiteten Arme zeigen die Wundmale; das grüne Untergewand hat gelbe und rote Umriffe; der Mantel ist hellgelb und rot gerändert; den weißen Nimbus teilt ein schwarzes, sternenförmiges Kreuz. Die Ränder der Mandorla waren früher mit Sternen aus Bronze oder Silberblech geschmückt; die gleichen Spuren sind erkennbar zwischen den Apostelköpfen und dem Kreuzifixus.

Links vom Weltenrichter steht Maria, zu ihm aufblickend, die Linke bittend erhoben, die Rechte abwärts gesenkt, zu Petrus — offenbar als Fürbitterin, gekleidet wie ihr Sohn, und auf Wolken stehend, größer als die Apostel, aber kleiner als Christus. Vier Engel durchfliegen den oberen Streifen, der aus zwei Zonen, einer grünen und einer schwarzen besteht. Die Engel tragen weiße Unterkleider und hellgelbe Obergewänder, weiße Flügel mit schwarzen Säumen; zwei blasen auf gekrümmten Hörnern, zwei tragen je ein Buch. Der fünfte Engel, in der Komposition das Gegengewicht zu Maria bildend, hält das Golgathakreuz, links neben dem Weltenrichter stehend. Den zweiten Hauptstreifen mit drei Farbzonen (blau, grün, weiß) nehmen die zwölf Apostel ein, sechs rechts, sechs links, alle mit Büchern in ihren Händen, nur Petrus trägt einen Schlüssel. Sie sitzen auf einer durchgehenden gelben Bank, in antiker Tracht, feierlicher Haltung mit Gebärde des Staunens und Schreckens. Ihre Füße reichen zu einem gürtelartig ornamentierten Bandstreifen herunter, welcher Himmel und Erde von einander trennt. Im untersten Streifen, mit blaugrüner und weißer Farbzonen, erheben sich die Auferstehenden aus den Gräbern in lebhafter Bewegung. Zwei halten einen Kelch empor, wahrscheinlich Priester.

b. Unter dem Weltenrichter ist eine Bogennische mit dem Bilde der Kreuzigung. Der Körper des Heilandes hager, weiß mit roten Umrissen, rötlichen Haaren, weißem Lendenschurz, die Füße mit zwei Nägeln befestigt, der Nimbus blutrot, das Kreuz goldgelb, daneben die Spuren ausgebrochener Metallscheiben. Rechts steht Johannes trauernd, mit dem Evangelienbuch, links Maria klagend, die Hände erhoben. Der Hintergrund neben dem Kreuz ist blau, der entferntere ist grün. Die Fleishteile sind, mit Ausnahme des Gekreuzigten, jetzt schwarz geworden, durch Zersetzung des Pigments. Oben unter der Decke sehen wir einen plastisch gemalten Mäander und Sonne und Mond. Oberhalb des Portals links ist die nördliche Doppelarkade jetzt noch sichtbar; die südliche ist bei Anlegung des Zuganges zur Orgelbühne herausgebrochen worden. Diese schlanke Doppelarkade ruht auf einem zierlichen Mittelsäulchen mit korinthisierendem Kapitell; der Kämpferstein hat mächtige Ausbildung (Adler S. 312). Adler setzt die Entstehung dieses Wandgemäldes an der äußeren Westapsis in das Jahr 1060, Kraus Ende des 10. Jahrhunderts, Neuwirth, Wingenroth und Rahn anfangs des 11. Jahrhunderts, Künstele aber Ende des 9. Jahrhunderts, 100 Jahre früher als Adler und der ihm folgende Kraus.

c. Die Wandgemälde im Innern der St. Georgskirche. Pfarrverweser Federle hat dieselben 1880 entdeckt und zuerst die Auferweckung des Lazarus durch

Abklopfen aufgedeckt. An den Hochschiffswänden laufen auf beiden Seiten drei Mäanderflächen, welche die Wand in zwei große horizontale Felder abteilen. Auf dem dicht über dem Scheitel der Arkadenbögen laufenden Mäanderfries von braunrotem Grundton stehen die großen Gemälde von acht Wundern Christi, je vier auf einer Seite, unter ihnen die Tituli oder Inschriften zu diesen Wundern, aufgemalt auf ein horizontales Band. Ein zweiter Mäander schließt oben die Bilderreihe ab; ein dritter läuft über den Fenstern unter der alten Decke hin. Vertikale, reich ornamentierte Friese, verschieden behandelt, trennen die einzelnen Bilder von einander. Der Chor war ursprünglich ebenfalls bemalt; eine betende Frau und ein Christusbild sind bloßgelegt worden. Die Säulen des Schiffes und die Kapitelle waren ebenfalls bemalt. In den Zwickeln zwischen den Arkadenbögen sind Rundbilder von Äbten oder Bischöfen, tonsurirt, mit Büchern, ohne Nimbus — je vier auf beiden Seiten sind erhalten; ursprünglich waren es wohl je sechs. Zwischen den Fenstern waren je sechs Apostelbilder; nur vier an der Nordwand sind erhalten. Sie sind in ganzer Gestalt gemalt mit Heiligenschein, Attributen und Spruchbändern. In gotischer Zeit, etwa 1376, sowie in der Popszeit, etwa 1708, haben sie starke Übermalung erfahren. Die Bilder in der Chorapsis sind wahrscheinlich in den 1840er Jahren durch ungeschickten Anstrich zu grunde gegangen (nach Kraus, Georgskirche).

Die großen Wunderszenen an den innern Wänden sind künstlerisch am wertvollsten. Es sind folgende: an der Südwand vom Eingang zum Altar schreitend, erblicken wir: Die Auferweckung des Lazarus, das blutflüssige Weib und die Erweckung der Tochter des Jairus, die Auferweckung des Jünglings zu Naim und die Heilung des Aussätzigen. An der Nordwand, gleichfalls von Westen nach Osten: Die Teufel Austreibung von Gerasa, die Heilung des Wassersüchtigen, die Stillung des Seesturms und die Heilung des Blindgeborenen. Wir geben eine kurze Beschreibung dieser acht Bilder (nach Kraus, Georgskirche).

1. Lazarus, in Leichentücher eingehüllt wie ein Wickelkind, steht aufrecht über dem geöffneten Grabe, rechts die Juden, einige die Nase zuhaltend; im Hintergrund ist Bethanien angedeutet. Links naht Christus, bartlos, mit herabwallendem Haupthaar, und mit griechischem Nimbus, die Rechte segnend erhoben gegen die vor ihm stehende Martha und die Leiche. Maria Magdalena liegt zu seinen Füßen und wendet den Kopf zurück zum Grabe. Hinter Jesus fünf bärtige Jünger, der vorderste mit der Schriftrolle. Die Auferweckung des Lazarus erscheint, wie Kraus nachweist, sehr häufig auf den altchristlichen Bildern, in den Katakomben, auf Goldgläsern, Mosaiken, Sarkophagen, Elfenbein und in der Buchmalerei.

2. Das zweite Bild zeigt uns links die blutflüssige Frau. Sie kommt zu einer Türe heraus und fleht Jesus an mit aufgehobenen Händen, der auf dem Wege zum Haus des Jairus begriffen ist. Jesus segnet sie; zwei Jünger begleiten ihn. Unmittelbar daneben, ohne Scheidewand stehen die Jünger, der vorderste mit der Schriftrolle; vor ihm steht Jesus mit aufgehobener Rechten vor dem Bett, auf dem halbaufgerichtet das Mädchen des Jairus sitzt; im Hintergrund zwei Personen, wohl ihre Eltern, mit Gebärde des Erstaunens und hinter ihnen das Haus. Mauern und Häuser im römischen Stil umrahmen im Hintergrund diese doppelte Wunderszene, welche ebenfalls in der christlichen Kunst mehrmals vorkommt.

3. Der Jüngling von Naim wird aus der Stadt von vier Trägern herausgetragen; er richtet sich auf; Jesus erhebt die Rechte gegen ihn; zu seinen Füßen kniet

die Witwe; hinter Jesus folgen die Jünger, der vorderste wieder mit der Schriftrolle. In der altchristlichen Kunst erscheint diese Szene nicht häufig, in Goldbach dagegen in merkwürdiger Ähnlichkeit mit diesem Oberzeller Bild.

4. Beim Chor folgt die Heilung des Aussätzigen. Links fleht er den Herrn an, das Horn trägt er auf dem Rücken, mit dem er die ihm Begegnenden warnen muß. Der Herr streckt seine Hand gegen ihn aus, bei ihm sieben Apostel. Diese Bilder Christi und der Jünger sind fast ganz zerstört. Rechts von dieser Szene folgt als Fortsetzung: der Aussätzige mit Tunika und Mantel bekleidet, mit einer Taube in den Händen, vor einem Priester, welcher auf einer Bank sitzt vor dem Tempel, mit Buch auf dem linken Arm, die Rechte gegen den Geheilten ausgestreckt, der sich ihm als Geheilter vorstellt und das Opfer darbringt nach dem Gesetz Moses (Levitikus 14, 2.). Das Bild des Aussätzigen fehlt in den altchristlichen Bildwerken, erscheint aber im 10. bis 11. Jahrhundert auf Elfenbeinschnitzereien und in der sogenannten Echternacher Handschrift.

5. An der Nordseite des Mittelschiffs von Westen her zeigt uns das erste Bild die Austreibung des Teufels aus dem Besessenen bei Gerasa. Im Hintergrund die Stadt mit ihren Mauern, links der Herr mit acht Jüngern, aus einer Vorhalle heraustretend, die mit Vorhängen behangen ist, die Rechte segnend ausgestreckt gegen den Besessenen, welche mit einer Chlamys bekleidet ist, und in großer Aufregung auf ihn zueilt, die Arme nach hinten ausgestreckt. Ein kleiner, nackter, geflügelter Dämon schlüpft aus seinem Munde. Rechts fahren Dämonen in die Schweine; die geängstigten Wächter mit ihren Speeren fliehen. Diese Szene erscheint selten in der alten Kunst, zweimal auf Mosaiken, dann auf Elfenbein und auch im Kodex von Echternach und im Malerbuch vom Berg Athos.

6. Es folgt die Heilung des Wassersüchtigen. Im Hintergrund eine befestigte Stadt mit Zinnen, Türmen, Toren, rechts eine Mauer mit Buckelwerk. Links der Herr, wieder aus einem mit Vorhängen behängten Tor hervortretend, wie im vorigen Bild, mit sieben Jüngern, wieder die Hand segnend ausstreckend gegen den Kranken, der nur mit einem Schurz bekleidet ist, der Bauch von Wasser angeschwollen, ganz entkräftet, zwei Männer führen ihn, hinten ein dritter Mann, wahrscheinlich drei Pharisäer, welche den Herrn am Sabbat versuchen wollen. Ähnliche Darstellung hat die Cambridger Bibelhandschrift, welche 601 von Gregor d. G. dem hl. Augustinus nach England gesandt wurde. Auch im Echternacher Kodex und Athos-Malerbuch erscheint der Wassersüchtige.

7. Der Sturm auf dem Meere ist ein höchst interessantes Bild. Links das Kastell, von dem das Schiff abgefahren ist. Im Schiff sind zwei Szenen dargestellt. Links ein Jünger am Steuer sitzend; ein anderer weckt den schlafenden Heiland. Der Mast mit stark geblähtem Segel trennt diese Szene von der zweiten: rechts mehrere Jünger; zwei halten die Tau des Segels, einer ein Ruder; sie stehen hinter dem Herrn, der, im Vordertheil des Schiffes ausgerichtet, die Rechte segnend erhebt und den zwei gehörnten Windgöttern gebietet, die rechts oben hinter einer Wolke erscheinen; im Wasser schwimmen einige Fische. In der altchristlichen Kunst ist der Sturm auf dem Meer nicht dargestellt worden. Er kommt vor im Kodex des Egbert und im Echternacher Kodex, auf einem Elfenbein in Oxford und in einer Stuttgarter Handschrift. Das Schiff ist nach altchristlichen Vorbildern gemalt, ebenso die Personifikation der Winde, welche auch in der griechisch-römischen Kunst vorkommt.

8. Das letzte Bild beim Chor stellt dar die Heilung des Blindgeborenen. Im Hintergrund eine Stadt mit Türmen; der Herr tritt mit sieben Jüngern aus dem mit Vorhängen behängten Thor (wie in Bild 5 und 6). Er legt die Hand mit ausgestrecktem Zeig- und Mittelfinger dem Kranken auf, der mit einer kurzen Tunika bekleidet ist, einen Stab in der Linken, in stehender Haltung. Rechts enteilt er, die Rechte zur Stirne erhoben — das Bild ist stark zerstört —; er geht zum Teiche Siloe, sich dort zu waschen. Dieses Bild erscheint sehr häufig in Katakombenbildern, Sarkophagen, Eisenbeinern, auch Mosaiken (nach Kraus, Georgskirche).

Der Zustand dieser Oberzeller Fresken ist verhältnismäßig traurig und abschreckend. Ohne die von Kraus 1884 in seinem Werke *St. Georgskirche* veröffentlichten Umrisse und die in seiner *Kunstgeschichte* (2. Band 1. Abteilung 1897, S. 54) gegebenen Abbildungen kann man nicht auskommen. Seine farbige Doppeltafel (*St. Georgskirche*) ist unzureichend und muß durch Vormanns Aufnahmen mittelalterlicher Wand- und Decken-Malerei (Ernst Wasmuth, Berlin, Tafel 43 bis 45) berichtigt werden. In der *St. Georgskirche* hängen acht Kartons der Wunderszenen, 1891—93 gemalt, gute Kopien, von Kunstmaler Karl Schilling in Freiburg i. Br., welche an Schnüren herabgelassen werden können.

Welche Stellung nehmen diese Oberzeller Wandgemälde ein in der Kunstgeschichte? Kraus betont ihre Unabhängigkeit gegenüber byzantinischen Einflüssen, sowie ihr Zurückgreifen auf die altchristlich-römische Periode. „Diese Bilder des Mittelalters verraten in den Typen wie in den Kostümen das allerentschiedenste Fortleben römischer Tradition ohne irgend welche Anklänge byzantinischer Eigentümlichkeiten. Der Stil hat trotz der Einfachheit eine Größe und selbst eine gewisse dramatische Gewalt, wie er wenigen Bildnissen aus dem früheren Mittelalter nachzurühmen ist. Auch in den Hintergründen ist die Anlehnung an die Antike ersichtlich.“ Das Urbild dieser Bilder sucht Kraus in gelehrter Beweisführung auf italienischem Boden (*Kraus, St. Georgskirche* 7—13). Springer stimmt mit ihm überein: „Diese Szenen in Oberzell gehen mit einem Worte noch unmittelbar auf die altchristlich-römische Tradition zurück; wir müssen hinzufügen: sie schließen dieselbe.“ (*Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte* (I, 141). Es sind aber nach Springer nicht einfache Kopien altchristlicher Kompositionen; das zehnte Jahrhundert wahrt sich sein Recht, insbesondere in der größeren Festigkeit, in der übertriebenen Lebhaftigkeit der Bewegungen und Gebärden. Auch sind die Maße vergriffen, die Linien vielfach ungelent gezogen, über dem Streben nach starkem Ausdruck die Forderungen der Naturwahrheit hintangesezt (Jüngling von Naim, der Besessene, Wassersüchtige bieten hiefür Beispiele). So lernen wir in diesen Wandgemälden zu *St. Georg* ein Werk kennen, welches nicht bloß seinen äußern Ursprung dem 10. Jahrhundert verdankt, sondern auch in seinen Formen, seiner Auffassung aus demselben herausgewachsen ist. Der Künstler empfand und zeichnete wie seine Zeitgenossen auf dem Gebiet der Plastik und Miniaturmalerei. Sein Streben, und dies gilt von dem ganzen Jahrhundert, ging aber keineswegs dahin, mit der Tradition zu brechen, an ihre Stelle neue Anschauungen zu setzen. Er begnügt sich, auf Grund der erhaltenen Überlieferung weiter zu bauen. Er ändert dieselbe in Einzelheiten, gibt ihr da und dort eine verschiedene Färbung, stellt sich aber niemals in einen Gegensatz zu derselben. Diese Tradition reicht bis in das altchristliche Zeitalter zurück und wurde, wie aus manchen Anzeichen geschlossen werden darf, vornehmlich durch die Miniatur-

malerei vermittelt (Springer 142). Die Übereinstimmung mit der altchristlichen Kunst zeigt sich zunächst im Typus des jugendlichen, bartlosen Christus und in der Gewandung der Architektur, in der knappen, klaren Einfachheit der Komposition, die stets auf den Kern der Handlung losgeht, Christus als Hauptperson betont und in der Grundstimmung verwandt ist mit den altchristlichen Schöpfungen, indem wie in letzteren, so auch in Oberzell die Tätigkeit Christi mit größtem Nachdruck beschrieben wird, sowie seine Wunder, unter diesen mit Vorliebe die Totenerweckungen. Die Miniaturen des Egbert-Kodex, 969—980 in Reichenau geschrieben, von den Mönchen Kerald und Heribert, stimmen sodann in den wesentlichsten Dingen mit den Oberzeller Bildern überein, wenn auch in formeller Beziehung großer Unterschied herrscht zwischen seinen Bildern und den Oberzellern. Er weist in gleicher retrospektiver Richtung hin auf die altchristlich-römische Tradition wie der Zyklus in der St. Georgskirche. Kraus hat ihn publiziert, Dechselhäuser das Petershauser Sakramentar untersucht, Böge etwa 20 illustrierte Kodizes untersucht und Haseloff das Egbert-Psalterium des Gertrud-Kodex in Cividale (1075 nach Rußland verschenkt, dann im Kloster Zwiefalten, durch die hl. Elisabeth und ihren Oheim nach Cividale gekommen), den Mönch Ruodprecht in Reichenau gemalt hat. „Wir kennen jetzt etwa 30 Handschriften aus der ottonischen Zeit mit reichen Zierblättern und einen entwickelten neutestamentlichen Bilderkreis, die also in der Reichenauer Zentralschule in der Zeit 960—1010 gemalt sind. Diese Büchermalerei ist aber wahrscheinlich nicht die herrschende Kunst dieser Periode der Reichenauer Malerschule gewesen, wie Böge meint, sondern nach Kraus und Künstle die Wandmalerei in Oberzell und in Goldbach. Koralb, Heribert und Ruodprecht haben aus diesen Wandgemälden ihre Anregungen geschöpft zu ihren Bücherillustrationen (Künstle 62.) Wann ist die Entstehungszeit der Oberzeller Bilder anzusetzen? Nach Kraus sind sie gemalt worden unter Abt Witigowo (985—997), also Ende des 10. Jahrhunderts. Kraus schreibt eben, Adler folgend, das Langhaus in Oberzell diesem Abt zu. Künstle dagegen erklärt nach den Quellenberichten den Abt Hatto III. als Bauherrn der St. Georgskirche; unter ihm, also etwa im Jahre 890 (100 Jahre früher als Adler und Kraus annehmen), wurde der Oberzeller Zyklus gemalt. Er ist nachkarolingischen Ursprungs (nach Künstle, Kunst der Reichenau S. 11). A. Marignan, französischer Privatgelehrter, in Paris lebend, meint, daß Springer und Kraus das Alter der St. Georgskirche zu früh ansetzen. Diese sei erst Ende des 12. oder anfangs des 13. Jahrhunderts erbaut worden und auch deren Fresken in dieser Zeit erst entstanden und nicht von einheimischen Mönchen der Reichenau gemalt worden, sondern von auswärtigen Künstlern 2. Klasse, die aus Frankreich kamen. (Ebenso sind nach Marignan die Bronzen in Hildesheim nicht unter Abt Bernward 1015, sondern erst in derselben Zeitperiode wie die Oberzeller Ende des 12. oder anfangs des 13. Jahrhunderts entstanden. (A. Marignan, Studien zur deutschen Kunstgeschichte 19. Heft. Heitz, Straßburg 1914.)

Was endlich die Technik anlangt, so ergab die Untersuchung der Oberzeller Bilder, daß von einer eigentlichen Freskomalerei nicht die Rede sein kann, daß indessen ein organischer Stoff als Bindemittel gebraucht wurde (Kraus, Kunstgeschichte 2, 1,57).

Der These von Kraus vom Zusammenhang der Oberzeller Bilder mit Italien und St. Angelo in Formis und der nicht byzantinischen Einflüsse ist widersprochen worden, worauf wir später zurückkommen werden.

2. Die Wandgemälde der Kirche in Niedertzell.

Die Pfarrkirche zu St. Peter und Paul in Reichenau-Niedertzell ist überaus malerisch gelegen. Künstle-Beyerle haben eine Monographie ihr gewidmet. Im Jahre 799 hatte Eginno, ein Verwandter der Königin Hildegard auf sein Bistum Verona verzichtet, sich auf die Insel Reichenau zurückgezogen und am westlichen Ende der Insel eine Propstei für sechs Mönche gegründet und eine Kirche zu Ehren der Apostelfürsten erbaut, in der er 802 seine Grabstätte fand, jetzt im Schiff der Kirche durch eine Bronzeplatte des 18. Jahrhunderts mit Inschrift gekennzeichnet. Fürstbischof Abt Martin Gerbert von St. Blasien (geb. in Horb am Neckar, den 11. August 1720, gestorben den 13. Mai 1793 in St. Blasien) ließ 1760 sein Grab öffnen und fand das Haupt, einige Knochen und bischöfliche Sandalen aus Leder. Ist dieser Bau des Eginno noch erhalten? Heutzutage sehen wir eine dreischiffige, romanische Säulenbasilika von je fünf Arkaden, flachgedeckt und nach Süden orientiert; dem Mittelschiff ist ein auffallend langes Presbyterium vorgelegt, das mit einer Apsis schließt. Die Nebenschiffe setzen sich zu beiden Seiten des Presbyteriums als besondere Nebenschöre fort und schließen ebenfalls mit Apsiden in einer Linie mit der Hauptapside. Diese Nebenschöre sind gegen die Nebenschiffe und gegen das Presbyterium durch Mauern abgeschlossen. Sie tragen über ihren Apsiden zwei quadratische, mit glasierten Ziegeln gedeckte Glockentürme. Adler nimmt an, daß der Ostteil dieser Kirche die ursprüngliche Karolingische basilicula des ursprünglichen Eginobaus sei (799—802), an welchen Bau dann im 12. Jahrhundert der jetzige, das eigentliche Schiff darstellende Westteil angebaut worden sei. Künstle-Beyerle (Seite 21) nehmen dagegen an, daß die Kirche ein Guß sei und in ihrer heutigen Gestalt als einheitliches Ganzes entstanden sei, nicht in der Zeit Karls des Großen, sondern in der Mitte des 11. Jahrhunderts, wahrscheinlich in der Regierungszeit des Abts Berno (1008—1048), und zur Zeit des Chronisten der Reichenau, Hermannus Kontraktus (gestorben 24. Sept. 1054). Eine Krypta fehlt, wegen der tiefen Lage am See; das Grab Eginos war ursprünglich in der westlichen Vorhalle; es ist, wie oben schon bemerkt wurde, jetzt im Schiff.

Das Langhaus wurde im 18. Jahrhundert verzapft und eine elegante Stuckdecke samt häßlichen breiten Fenstern eingesetzt. Das Äußere der Kirche hat verputzte Wandflächen ohne architektonischen Schmuck, weder Bogenfriese noch Rippen; die ursprünglichen Fenster sind nur erhalten an den zwei Seitenschören. Die Säulen im Schiff sind verjüngt, leise anschwellend, freistehend, mit verschiedenen Würfelpapitellen und Basen mit Eckknollen, Gurtgesimsen mit abgestufter Oberplatte, schlanker Hohlkehle und wie das Westportal frühromanisch. Ein Querschiff fehlt, vielleicht deswegen, weil es nur sechs Chorherren waren. Die Wandgemälde in Niedertzell sind 1901 entdeckt worden. Künstle und Beyerle haben eine sehr verdienstvolle Festschrift zum 60. Geburtstag von Professor Franz Xaver Kraus über Niedertzell veröffentlicht, deren Resultat wir im folgenden mitteilen. Durch die Untersuchungen vom 20. August bis 17. September 1900 gelang es Professor Beyerle, in Niedertzell das frühromanische Apsidialgemälde an der Chorwand hinter dem Hochaltar, später auch noch andere Bilderreste zu entdecken aus dem 12. Jahrhundert und aus späterer Zeit. Das Hauptbild des oberen Apsidialgewölbes stellt in der obersten Zone eine Majestas Domini dar. Christus, in etwa drei Meter hoher

Figur, sitzt auf einem Sternenzweig thronend in der Mandorla, ein Bild von großer Erhabenheit. Die Rechte ist segnend erhoben und weit ausgestreckt; die Linke hält ein auf den Knien aufsitzendes, aufgeschlagenes Evangelienbuch, von dem die Buchschließen herabhängen; es hat auf zwei Seiten die Inschrift: Ego sum Via Veritas et Vita. Christus trägt einen roten Mantel mit breitem, gelb getupstem Saum und eine weiße Tunika, das Haupt den Kreuznimbus. Der Hintergrund der Mandorla ist blau und mit weißen Sternen besät. An den Ecken sind die vier Symbole der Evangelisten mit Schriftrollen. Rechts steht der hl. Paulus, bärtig, die Hände betend erhoben, in prächtiger Gewandung, in rotem Mantel mit gelben Rändern und herrlichem Faltenwurf, weißem Kleid mit romanischen Faltenlinien in Vilaton. Links steht der hl. Petrus, oben sehr verbläut, durch die Kasula als Bischof charakterisiert. Dann folgen neben Petrus und Paulus zwei Cherubim, sechsgeflügelt in hellen bis dunkeln Farbentönen, gelb, grün, blau, auf Säulen stehend, glänzend und flott gemalt. Unterhalb des roten Vordergrundstreifens folgt ein mit Ringen ornamentiertes Band, und in einer zweiten Zone sitzen unter Arkaden, die durch Säulchen getrennt sind, zehn Apostel, je mit Buch, das je verschieden gehalten wird; der Faltenwurf zeigt mannigfaltige Abwechslung. In der dritten Zone folgen den zehn Aposteln zehn Propheten mit spitzen Zudenhüten, langen Mänteln und herabfallenden Untergewändern, mit Schriftrollen in den Händen, mit langen Zudenbärten, lebhaft bewegte Figuren. Je zwei Apostel und zwei Propheten fehlen jetzt, weil in spätgotischer Zeit in die Apsiswand ein breites Spitzbogenfenster mit Maßwerk eingebrochen wurde. Das untere Ende dieser Prophetenreihe befindet sich 3,60 m über dem Fußboden der Kirche. Unten waren früher vielleicht Teppiche aufgemalt. In der Renaissancezeit ist auf das jetzige Apsisbild ein jüngstes Gericht aufgemalt worden, das abgeklöpft wurde bei Aufdeckung des jetzigen Apsisbildes.

Das in Oberzell verwendete Mäandermotiv schließt auch in Niederzell seitlich die Bildfläche ab. Ebenso sind sichere Spuren von einstigem plastischen Schmuck aus Metall oder Glasfluß bemerkbar. Fünf Farben hatte der Maler: hellblau, grün, goldgelb, rot und schwarz. Eigentliche Freskomalerei ist es nicht; ob Tempera oder Käsestofftechnik vorliegt, ist heute nicht mehr festzustellen. Die Beifügung der Cherubim ist eine charakteristische Zutat des Künstlers in Niederzell und wahrscheinlich beeinflusst durch eine entsprechende Darstellung in einer Miniaturhandschrift. Die Ähnlichkeit mit der Majestas Domini-Szene in St. Angelo in Formis ist nicht allzusehr zu betonen. Der jugendliche Christus daselbst hat noch den alten Typus; in Niederzell nähert sich die Darstellung schon mehr der mittelalterlichen Form, ganz besonders durch die Beifügung der Apostel- und Propheten-Reihe, in denen schon die Ankündigung des Weltgerichtsmotivs anklingt durch die Anbringung der Zwölf, welche auf den Thronen der zwölf Stämme Israels sitzen, um diese zu richten (Sauer, Historisch-politische Blätter, Seite 364). Künste-Beyerle setzen die Entstehung des malerischen Schmucks der Apsis zu Niederzell um die Mitte des 11. Jahrhunderts, und hinsichtlich der Maltechnik sei fast zu vermuten, daß wir es in Burgfelden und in Niederzell mit einem und demselben Meister zu tun haben (Künste-Beyerle 38 und 39). Unzweifelhaft sicher haben Mönche der Reichenauer Malerschule diese Apsis bemalt. Morignan erklärt diese Malereien als Werke vom Anfang des 13. Jahrhunderts, die nicht von Reichenauer Malern gefertigt worden seien, sondern von auswärtigen Künstlern, die vom Rhein oder aus der Schweiz kamen. (Morignan Seite 56 und 74.)

Außer diesem Apfissbild des jüngsten Gerichts sind in Niederzell noch andere Wandgemälde, teils gut erhalten, teils verblaßt. a. in der Eginokapelle sind aus dem 12. Jahrhundert drei Passionszonen: Abendmahl, Verrat des Judas und Fußwaschung am Gründonnerstag. b. Romanische Reste sind an der Abschlußwand dieser Kapelle gegen die Seitenschiffe hin sichtbar: Maria mit dem Kind und vier Heilige, in gotischer Zeit übermalt. Sie stammen wahrscheinlich von einem Maler aus der Nähe der Reichenau. c. Drei gotische Wandfresken: St. Martin, Katharina und Magdalena, sowie kleinere Benediktinerlegenden an der nördlichen Abschlußwand. d. Spätgotische Bilder von vier abendländischen Kirchenvätern sind über den Säulen des Mittelschiffs sichtbar, an den Chorbänden Barockbilder: St. Petrus und Tod Mariä. e. In der Vorhalle sind 20 Passionszonen aus der Spätrenaissancezeit mit italienischem Einfluß eines unbekannteren routinierten Künstlers gemalt (Künstle-Beyerle 47). f. Das Apfissbild zeigt unten noch Spuren von Übermalung mit einem jüngsten Gerichtsbild der Spätrenaissancezeit.

In Burgfelden, D.-A. Balingen, ist ein Bild des jüngsten Gerichts, 1892 aufgedeckt, das jedenfalls vor 1071 vollendet gewesen ist (nach Keppler) wahrscheinlich auch von Reichenauer Malern gemalt. In der Silvesterkapelle zu Goldbach bei Überlingen, 1899 entdeckt, von Professor Kraus 1902 beschrieben, mit den Bildern von 12 Aposteln mit Christus und einigen Wunderszenen (Heilung des Aussätzigen, Erweckung des Jünglings von Naim, Heilung des Besessenen, Sturm auf dem Meere, Votivbild des Winidhere und der Hiltepurg. Nach Künstle gehören diese Fresken der Karolingischen Zeit an, wie die Wandgemälde in Oberzell.

Im Münster zu Mittelzell (24. April 1048 konsekriert) waren einstens auch alte Wandgemälde; sie sind jetzt nicht mehr vorhanden. Die jetzigen sind erst in unserer Zeit gemalt worden.

Welche Resultate ergeben sich aus unseren Wandfresken für die Kunstgeschichte? Die Reichenau sehen wir als Zentralpunkt der ottonischen Zeit im 10. Jahrhundert tätig in den Wandmalereien zu Oberzell, Niederzell, Goldbach und Burgfelden. Ob sie in Verbindung stehen mit den Bildern Italiens in St. Angelo in Formis, wie Kraus meint, ist zweifelhaft; ihre Beziehung zur Kunst des Orients wird erst ersichtlich werden, wenn einmal die Monumente des Orients genauer erforscht sein werden. Reichenau wird wegen seiner Wandfresken immer ein Glanzpunkt sein für die Zeit der frühromanischen Periode in der Malerei.

In der St. Georgskirche hängen acht Kartons der Wunderszenen, gute Kopien, 1891-94 gemalt von Kunstmaler Karl Schilling in Freiburg i. Br. Sie können an Schnüren herabgelassen werden. Kunstmaler Viktor Mezger in Überlingen hat die Apostel im Chor zu Goldbach auf Kartons und das Niederzeller Gerichtsbild 1907/08 restauriert und neu bemalt.

Literatur.

1. Fr. Abler, Die Kloster- und Stiftskirchen der Reichenau. Berlin 1870.
2. F. A. Kraus und Bär, Die Wandgemälde der St. Georgskirche zu Oberzell-Reichenau. Freiburg 1884.
3. Neuwirth, Joseph, Die Bautätigkeit der alamannischen Klöster St. Gallen, Reichenau, Petershausen. Wien 1884.

4. F. X. Kraus, Durm und Wagner, Die badische Landesgeschichte, Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. 1887.
5. Karl Künzle und Konrad Beyerle, Die Pfarrkirche St. Petri und Pauli in Reichenau-Niederzell und ihre neu entdeckten Wandgemälde. Freiburg 1901.
6. F. X. Kraus, Die Malereien in Goldbach bei Überlingen. München 1902.
7. Karl Künzle, Die Kunst des Klosters Reichenau im 9. und 10. Jahrhundert und der neu entdeckte Karolingische Gemäldezyklus zu Goldbach bei Überlingen. Freiburg 1906.
8. Keppler, P. W., Bischof von Rottenburg, Aus Kunst und Leben. Freiburg 1905. Der Gemäldefund von Burgfelden, S. 76—93, und Archiv für christliche Kunst 1893, Nr. 1 und 2.
9. Weber, P., Wandgemälde zu Burgfelden. Darmstadt 1896.
10. A. Schmarjov, Kompositionsgesetze der Reichenauer Wandgemälde, Repertorium für Kunstwissenschaft. Bonn 1886. I, 133 ff.
11. Christliches Kunstblatt von Merz, Stuttgart 1896, Nr. 6, und E. Gradmann, Die Wandgemälde in St. Angelo in Formis und die byzantinische Frage.
12. F. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, II, 1, S. 54 ff. Freiburg 1897.
13. M. Wingenroth, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Heidelberg, Band 20, S. 93, 428.
14. Historisch-politische Blätter 1909, Heft 5, 358 ff. Dr. J. Sauer, Neues aus der Reichenauer Malerschule.
15. Böge, Wilhelm, Eine deutsche Malerschule um die Wende des 1. Jahrtausends, Ergänzungsheft VII zur Westdeutschen Zeitschrift. Trier 1891.
16. Der Pfalter Erzbischof Egberts von Trier, von Sauerland und Haseloff. Festschrift Trier 1891.
17. Beda Kleinschmid, Lehrbuch der christlichen Kunstgeschichte. Ferd. Schöningh, Paderborn 1910.
18. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 109. Heft. Fresques des Eglises de Reichenau. Les Bronzes de la Cathédrale de Hildesheim, par A. Marignan. J. H. Ed. Heitz, Straßburg 1914.



Zum Wetterverlauf am Bodensee.

Von

Prof. Jos. Passrath

in Feldkirch.

I. Lindau. 1762—1812.

(Fortsetzung zu Heft 44, Seite 163—179).

1771.

In diesem Jahre herrschte im ganzen Lande eine unerhörte *Teuerung* und an vielen Orten große Hungersnot, was aber nicht allein aus Mißwachs, sondern durch eine unverantwortliche Hintanhaltung der Früchte entstand.¹

Die ersten Tage des Jahres waren so schön, warm und anmutig, daß nichts *Witterung* fehlte als die Blüte der Bäume, so wären es Maitage gewesen. Darauf wurde die *Witterung* desto stürmischer, und es folgte ein Schuh tiefer Schnee. Hernach war ordentliche *Witterung* bis zum 26., da ein anhaltendes Regenwetter den Monat beschloß.

Im Februar war noch beständig Regen und Sturmwetter, bis am 11. eine *Witterung* recht strenge Kälte entstand, welche acht Tage lang währte. Hernach änderte sich die *Witterung*; des Tages Sonnenschein und des Nachts Regen, jedoch trocken bis an des Monats Ende.

Der März war milde, ohne Reif und Eis; auch in den Bergen war wenig Schnee, bis es am 9. den ganzen Tag schneite, sowie auch den 12. Der Schnee ging aber gleich wieder weg, da ziemlich warmes Wetter folgte; am 20. aber schneite es zwei Tage und Nächte fort, so daß der Schnee zwei Schuh tief lag, worauf große Kälte mit heftigen Ostwinden folgte, wie sie diesen Winter über noch niemals gewesen. In diesem Monat kam das Viertel Korn auf 4 fl. und der Hauslaib auf 42 kr. *Teuerung*

Im April war anfangs Tag und Nacht klarer Himmel mit starken Ostwinden, *Witterung* wobei es alle Tage gefror und eine große Dürre entstand, was bis zum 14. dauerte, da es warm regnete und Frucht und Gras erquickte. Den 16. legte es einen Schnee 1 Schuh tief, worauf bei kalten Ostwinden alles hart gefror. So schneite es auch den 18. den ganzen Tag und war viel Ungewitter mit Wind, Regen und Schnee; auch den letzten Tag des Monats füllte es noch alle Berge mit Schnee an.

Zu Ende April kam das Viertel Korn auf 70 Bagen, 1 Viertel Haber auf *Teuerung* 1 Mtlr., der Laib Brot am Bäckerladen auf 51 kr.; hingegen von dem Brot, das die *Teuerung* Obrigkeit backen ließ, gab man den Laib zu 36 kr.

¹ Appenz. Chron. „Viele Leute starben vor Hunger; viele zogen aus dem Lande.“

- Witterung** Der Mai war von Anfang bis zu Ende trocken und sehr heiß; nur den 18., als am Pfingstfeste, kam abends ein gewaltiges Ungewitter von Osten her mit Donner, Hagel und gewaltigem Regen, welches die Krautgärten übel zerschlug, doch sonst nicht
- Keine Zufuhr** viel Schaden tat. Am Ende des Monats hatte man schon zeitige Kirichen. Sonnabend den 4. Mai fiel im Kornhaus kein Kreuzer Zoll, weil gar kein Korn noch andere Frucht hieher auf den Markt kam, sondern es mußte alles, was man an Früchten hieher führen
- Fruchtperr** wollte, in den auswärtigen Herrschaften abgestoßen werden. Um diese Zeit wurde auch den Schweizern aller Fruchtaufkauf im Reiche abgesperrt und der ganze Bodensee mit
- Die Schweiz** Soldaten an den Pässen besetzt. Es ließen nun auch die Schweizer weder Schmalz noch
- Sperrt. Preise** Käse auswärts. Den 18. Mai galt das Viertel Haber allhier auf dem Markt 2 fl. 8 kr., das Viertel Korn 6 fl., und ein Hauslaib am 21. Mai 1 fl., welches noch nie erhört oder gelesen worden. Das Malter Roggen kostete 30 fl. 48 kr., das Viertel gerollte
- Brotanstei-** Gerste 4 fl. 48 kr. Es wurde nun das Brot, welches auf oberherrliche Fürsorge zum
- lung** Besten der Bürgerschaft gebacken wurde, nach dem Unterschied der Haushaltungen auf den Zünften verteilt; der Laib von 3½ Pfund leicht Gewicht galt 36 kr.; ein Laible von 1 Pfund 2 Lot 7 kr., und 2 Laible von 3 kr. mußten zusammen 15 Lot wiegen. Alle Tage wurden von den Bäckern 4 Malter von diesem Brot gebacken, und jeden Samstag 5 Malter, wegen der Angehörigen auf dem Lande.
- Zufuhr** Den 25. Mai kam wieder Korn auf den Markt und ging dasselbe im Preise etwas herunter, so daß das Vrtl. nach und nach wieder auf 5 fl. und 4 fl. kam und
- Preise** der Laib auf 55 kr., 49 und 45 kr. Das Pfund Rindfleisch kostete damals 10 kr., Kalbfleisch 7 kr., Schweinefleisch 12 kr.; das Pfund Butter 22 kr., Schmalz 28 kr.; Richter 24 kr., das Viertel Erdäpfel 1 fl. 12 kr., ein Bierling Rabisraut 2 fl. 12 kr., ein Viertel Rüben 16 kr., 2 Stück Eier 4 kr.; die Maß alter Wein 14 kr., neuer Wein 12 kr.; Most 6 kr.; die Burde Heu 18 fl.; 100 Gangfische 12 fl.
- Witterung** Mit dem Anfange des Junius fing ein starkes Regenwetter an, welches 5 Tage lang währte und die Berge mit Schnee füllte; darauf folgte wieder große Hitze bis zum 16., wo es abermals 5 Tage und Nächte fort regnete und die Berge wieder mit Schnee füllte, sowie auch gewaltige Sturmwinde hatte. Darauf war wechselnde Witterung bis zu Ende des Monats.
- Trauben-** Im Juli war bis Hälfte beständiges Regenwetter, so daß die Trauben eine sehr
- blüte** schlechte Blütezeit hatten. Darauf kam die Röte in die Reben, daß sie aussahen wie um Martini. Hernach folgte wieder große Hitze bis an des Monats Ende. Die
- Kornernte** Kornernte war vortrefflich. Im Julius galt der Laib Brot 36; und jenes von
- Preise** gemeiner Stadt 30 kr., und weil das Korn im August durch die Güte des Höchsten im Preise immer mehr herabging, der Laib Brot auf 30 kr., so wurde jenes besondere Backen nun gänzlich eingestellt.
- Witterung** Der August war anfangs stürmisch und regnerisch; es schneite wieder in die Berge; hernach folgte große Hitze und zuweilen starke Donnerwetter. Sonntags den 11. hatte es des Morgens zwischen 9 und 10 Uhr, als man gerade in der Kirche war,
- Erdbeben** bei uns bei großer Hitze ein starkes Erdbeben,¹ welches auch fast in ganz Europa verspürt wurde.

¹ Besonders heftig erwies sich das Beben in der Schweiz. In Einsiedeln erhielt das Kirchengewölbe einen Riß; in Luzern schlugen die Glocken an.

Der September fing mit großer Hitze an; darauf folgte etliche Tage Sturm Witterung und Regenwetter, da es wieder zweimal in die Berge schneite; hernach ist wieder große Hitze gefolgt bis zum 28. und dann kalte und nasse Witterung bis an des Monats Ende.

Der Anfang des Oktober war recht kalt. Es schneite den 4. in die Berge; auch bei uns hat es dreimal einen Schneeriesel gelegt.

Den 6. fing man an zu wimmeln. Es gab vortrefflichen Wein, aber noch viel Weinfeste weniger als vor einem Jahr, was niemand geglaubt hatte. In die Stadt kamen etwa 290 Fuder. Den ganzen Herbst über war eine Hitze wie im Sommer. Den 15. Oktobers Altes wurde begraben aus dem Hospital der alte Walter Keller, ehemaliger Torwart, 90 Jahre alt und 14 Tage vorher Ursula Weber von Rückenbach 89 Jahre alt.

Der Anfang November war noch warm bis zum 5. Von diesem Tage an Witterung schneite es gewaltig bis zum 8. und machte eine große Menge Schnee, da das Laub an den Bäumen und Reben noch völlig grün war und eine große Menge Kraut, Rüben und Erdäpfel noch im Felde waren. Darauf kam große Kälte bis zum 24., da es abermal einen Schnee legte 1 Schuh tief. Den 6. schneite es wieder einen ganzen Tag, worauf kaltes Nebelwetter folgte bis an des Monats Ende.

Den 29. November wurde der Weinspruch gemacht zu 7 fr. die Maß oder Weinspruch 112 fl. das Fuder.

Der Dezember fuhr fort mit strenger Kälte, bis es am 6. ein anhaltendes Regen- Witterung wetter gab, welches fast den ganzen Monat hindurch währte und einen frühen Winter machte, der aber hernach sehr gelind ausfiel.

Am Ende dieses Jahres kam das Viertel Korn wieder auf 36 Bagen und der Laib Preise Brot auf 25 fr. Während der Teurung ließ man eine große Menge Getreide aus Italien herauskommen; auch hat die Obrigkeit allhier noch vor der großen Teurung vieles Korn aufkaufen lassen, durch welche Vorsorge sie in den Stand gesetzt war, die Bürgerschaft durch Verabreichung billigeren Brotes zu unterstützen. Wie die Teurung am ärgsten war, hat der Laib Brot 1 fl. 4 fr. gegolten.

1772.

Der Anfang des Januar war ziemlich kalt, die Mitte warm und regnerisch und Witterung das Ende stürmisch. Im Januar kam der Laib Brot wieder auf 23 und 22 fr. Brotpreis

Der Februar war durchaus warm und feucht, so daß man alle Arbeit im Felde tun konnte.

Der März war gleichfalls warm ohne Reisen. Den 16. hatte es das 1. Donner- Witterung wetter und den 28. donnerte es wieder bei großer Wärme und blieb warm bis zu Ende.

Im April war beständiges Regenwetter bis zum 20., am Ostermontag, wo es einen Schuh tiefen Schnee legte. Des Nachts kam Ostwind, so daß alles gefror. Die Kirschbäume standen alle in der Blüte, und auch andere Bäume hatten Laub. Der Schnee gefror an, daß die Bäume fast entzwei brachen. In den Reben, die schon stark geschößt waren, gefror alles; die Früchte im Felde drückte es nieder und hatte darauf alle Tage Reisen bis an des Monats Ende.

Im April kam endlich das Viertel Korn wieder auf 2 fl. und der Laib Brot Preise auf 18 bis 20 fr.

Der Mai fing mit einem heftigen Regenwetter an, welches etliche Tage lang Witterung dauerte; darauf kam starker Ostwind, welcher Tag und Nacht anhielt bis zum 19. und

die Erde völlig austrocknete. Dann kam eine angenehme, jedoch kühle Witterung bis zum 22., wo es einen Reif hatte. Den 29. schneite es in die Berge, und den 30. hatte es wieder einen Reif.

Der Anfang des Junius war sehr regnerisch, worauf etliche Tage große Hitze folgte. Den 13. hatte es einen Reif; darauf wieder große Hitze bis zum 20., wo es regnete und hernach die große Hitze fort dauerte bis an des Monats Ende. Kirshen gab es in diesem Jahre sehr wenig und die Gelte galt bis 24 Bagen. Die Frucht geriet ziemlich wohl, wurde aber nicht gar gut, weil die Witterung in der Ernte meist naß war.

Der Julius dauerte mit großer Hitze fort, bis es den 16. und 17. des Nachts bei einem heftigen Donnerwetter stark regnete, so daß alles wieder erquickt wurde. Darauf fing die vorige Hitze wieder an; den 23. aber kam ein gewaltiges Regenwetter, welches die Berge mit Schnee anfüllte, worauf heller Himmel kam und es bei Nacht so kalt wurde, daß es Reif hatte, wodurch die Schwärze in die Reben kam. Darauf folgte wieder große Hitze bis an des Monats Ende. Am Bartholomäusabend kam ein erschreckliches Donnerwetter von Westen her. Es hat zu Arbon in den Zehentstadel des Fürsten von Meersburg geschlagen, worin über 15000 Garben Zehenten verbrannten.

Im August war anfangs etliche Tage Regenwetter darauf folgte bald wieder große Hitze, welche fort währte bis an des Monats Ende, wenn es gleich alle Tage heftige Donnerwetter gab.

Am 1. September war es so heiß, wie es in diesem heißen Sommer noch niemals war. Des Nachts um 12 Uhr kam aber auch ein so heftiges Gewitter mit Sturmwind, wie wir uns keines denken können, darauf fortwährende Hitze bis an des Monats Ende.

Im ganzen Oktober war durchgehends angenehme Witterung, nur einen einzigen halben Tag regnete es. Den 7. Oktober fing man im Wasserburgischen und am 9. hier zu winneln an. Der Wein wurde recht gut, und es gab auch ziemlich viel; denn es kamen ohne Spital, Stift und die Insel über 500 Fuder in die Stadt. Der Weinspruch wurde gemacht den 27. November zu 5 fr. die Maß oder 80 fl. das Fuder. Obst gab es sehr wenig doch sind die Erdfrüchte desto besser geraten.

Im Anfange des November waren noch sonnenwarme Tage; am 12. regnete es den ganzen Tag und schneite in die Berge, worauf die Luft etwas kühl wurde. Hernach folgte wieder trockene Witterung bis an des Monats Ende.

Der Dezember war noch ebenso warm und trocken, bis am hl. Abend ein Ostwind kam und recht große Kälte folgte. Der Raib Brot kostete nun wieder 17 fr.

1773.

Der ganze Januar war durchaus warmer Witterung mit vielem Regen und Sturmwinden. Donnerstag den 28. Januar, abends um 5 Uhr ging ein Schiff mit Korn in einem Sturm unter.

Der ganze Februar war gewaltig kalt mit wenigem Schnee und heftigen Ostwinden. Im März war durchgehend heller Himmel und anhaltende Ostwinde, wobei es alle Tage gefror.

Den 1. April legte es einen Schnee $\frac{1}{2}$ Schuh tief; darnach war des Tags Sonnenschein und des Nachts gefroren bei großer Trockne bis zum 16., wo es das erste Donnerwetter hatte; darauf ein paar Tage Regenwetter, da sich die Erdgewächse ziemlich erholet. Den 24. füllten sich Berg und Thal mit Schnee, worauf es Keifen gab. Die Bäume fingen erst am Ende des Monats an zu blühen.

Blüte

Im Mai war anfangs viel kalter Regen und Schnee, sowohl in den Bergen als auch bei uns, jedoch ohne Schaden zu verursachen, bis den 13. eine große Hitze und Trockne anfing, welche bis auf die letzten Tage währte, da noch ein guter Regen allem wohl zu Nutzen kam.

Witterung

Der Junius war bis zum 13. sehr heiß; an diesem Tage hatte es des Abend von 5 bis 8 Uhr ein großes Hagelwetter, welches über die Herrschaften Lettmang und Achberg ergangen und über 20 Dörfer traf. Darauf folgte wieder große Hitze bis zum 20. An diesem Tage, sowie auch am 26. und 28. schneite es in die Berge, so daß die Trauben eine kalte und nasse Blüte hatten.

Der Julius fing mit anhaltendem Regenwetter an. Es schneite den 6. und 7. gewaltig in die Berge; am 8. schneite es sogar auf den Allgäuer Berg und bei uns am See; in die hohen Berge aber warf es eine solche Menge Schnee, daß das Vieh bis an den Hals im Schnee stand.

Der August war sehr heiß bis zum 15., an welchem Tage es an allen Orten donnerte etliche Stunden, was diesen Sommer das erstemal war. Darauf regnete es, was allem wohl zu statten kam. Hernach fing die vorige Hitze wieder an und dauerte fort bis an des Monats Ende.

Im September war auch des Tags große Hitze und des Nachts sehr kalt, bis es am 10. bei starkem Regenwetter heftig donnerte und die Berge mit Schnee füllte; darauf wurde es sehr kalt. Den 18. hatte es Nachts um 1 Uhr wieder ein schreckliches Donnerwetter und darauf Regen bis an des Monats Ende.

Im Oktober war die Witterung abwechselnd, bis es den 13. des Nachts abermal ein Donnerwetter hatte mit einem gewaltigen Regen, worauf es heller Himmel wurde und alle Tage Keif hatte bis an des Monats Ende. Montag den 18. Oktober fing man an zu wimmeln, hier und im Wasserburgischen. Der Wein wurde gut, aber wenig; denn es kamen nur etwa 300 Fuder in die Stadt, hingegen gab es ungemein viel Obst, sowohl Birnen als Äpfel. Der Weinspruch wurde gemacht den 29. November zu 6 fr. die Maas oder 96 fl. das Fuder.

Weintese

Weinspruch

Im November waren heftige Sturmwinde und vieles Regenwetter bis zu Ende.

Witterung

Der Dezember war von stiller Witterung und bei uns ohne Schnee; in den Bergen aber war eine große Menge; des Tags war heller Himmel; des Nachts gefror es.

1774.

Der ganze Januar war stürmisch mit vielem Regenwetter.¹

Der Februar war wie der Januar regnerisch ohne Schnee. Den letzten Tag aber schneite es einen Schuh tief; der Schnee blieb jedoch nicht liegen.

Der ganze März war lauter Sonnenschein, so warm als wie im Sommer und des Nachts Ostwind. Es hatte nicht viel Keifen. Daher war die Kirichenblüte schon offen und die Neben schon vorgeückt, die Erde aber sehr trocken. Den 23. März kam laut Kirichenblüte.

¹ Ein Wolkenbruch verursachte im Appenzeller Land großen Schaden. (App. Chron.)

- Abendstern der Ausrechnung der Astrologen der Abendstern von unserer Erde nur 6 Millionen Meilen weit zu stehen, da er sonst 32 Millionen Meilen weit von derselben entfernt ist. Es wurden in der Fasten fast gar keine Gangfische gefangen, weder von hiesigen, noch fremden Fischern.
- Gangfische
- Witterung Der Anfang des April war sehr heiß, bis am 9. ein heftiges Donner- und Hagelwetter sich von Süden nach Norden zog und es entsetzlich wetterleuchtete, was bis Nachts um 12 Uhr anhielt. Am 12. füllte es Berg und Thal mit Schnee, der aber ohne Schaden wieder abging, worauf große Hitze folgte bis an des Monats Ende.
- Der Mai fing mit großer Hitze an. Es hatte alle Abende ein Donnerwetter ohne Regen, bis es am 12. stark regnete, was allem Gewächse wohl bekam; denn es war eine solche Hitze, daß die Erde wie Asche war. Die Reben sind um diese Zeit so gewachsen, daß man überall heften konnte. Den 12. Mai hatte man schon zeitige Erdbeeren. Den 20. aber hatte es einen Reif wie Schnee; auch gefror es; den 21. hat man zeitige Kirschchen feil gehabt. Die ganze Zeit über war eine große Dürre, bis es den 24. in die Berge schneite, worauf kaltes Regenwetter folgte und den 28. nochmals Schnee in die Berge legte.
- Erdbeeren
- Kirschchen
- Witterung Die ersten Tage des Junius waren abwechselnd; darauf kam eine große Hitze, so daß fast alle Bäche austrockneten und das Gras auf dem Felde verdorrte, bis es vom 19. bis 24. regnete, so daß der Rhein austrat, worauf wieder gut Wetter folgte.
- Uraubenblüte Um Johannis hatten die Trauben meist verblüht, weil der Sommer gut und aneinander warm war.
- Witterung Der Julius war auch sehr heiß; jedoch kam alle zwei Tage ein entsetzlicher Sturm mit Donner und Regen darauf. Den 10. des Abends um 8 Uhr kam ein gewaltiges Donner- und Hagelwetter von Westen über den See her und traf die ganze Herrschaft Wasserburg, besonders aber das Dorf Mitten. Im Umkreis von einer Stunde schlug es alles zu Boden; Bäume, Reben, alle Früchte auf dem Felde wurden völlig zugrunde gerichtet. Man rechnete, daß es bloß den Wasserburgern über 200 Fuder Wein erschlagen. Es hatte Steine wie Henneneier, ja gar wie Mannsfäuste; es schlug sogar viele große Fische im See tot. Dieser Hagel hat auch einen Strich vom Lindauischen mitgenommen als Degelstein, Schachen, Schönau, Ober- und Unterreitnau, doch nicht so arg, wie zu Wasserburg. Darauf folgte alle Tage Regen und vom 23. an große Hitze bis an des Monats Ende.
- Hagel
- Urauben Um Jakobi fand man schon blaue Beeren an den späten und frühen Trauben. Die Bäume, die am 10. der Hagel betroffen, blüheten wieder, und die Reben schlugen auch wieder aus, daß man Trauben daran sah, wurden aber von einem andern Hagel am 17. August nochmals übel zugerichtet, sonderlich im Wasserburgischen.
- Witterung Der August fuhr mit der gewöhnlichen Hitze immer fort, bis am 9. abends von allen Orten her schreckliche Donnerwetter aufstiegen, die bis nach Mitternacht anhielten und unter gewaltigen Regengüssen 5mal zu hageln anfangen, auch ziemlichen Schaden taten, worauf die vorige Hitze wieder anhielt bis zum 17., an welchem Tage des Abends um 6 Uhr abermal ein starker Hagel von Westen herauf kam und in Wasserburg und einem Teil des Lindauer Bezirks großen Schaden tat. Es hatte Steine wie Baumnüsse, worauf die vorige Hitze fortfuhr bis an des Monats Ende.
- Hagel
- Der Anfang des September war noch eben so heiß, bis es den 5. stark in die Berge schneite, bei uns aber regnete, was allem wohl zu statten kam. Darauf war wieder gutes Wetter, jedoch keine so große Hitze.

Den 10. September abends nach 4 Uhr haben wir allhier ein starkes Erdbeben¹ gehabt. Wer in den Häusern war, meinte, es käme ein heftiger Sturmwind mit großem Brausen, und darauf folgte eine 2malige Erschütterung; aber auf dem Felde war die Luft windstill, doch hat man auf der bloßen Erde eine starke Bewegung gespürt. Durch diese Bewegung fingen bei uns an einigen Orten die Glocken an zu schlagen. Den 26. September fing man im Wasserburgischen und den 28. bei uns zu wimmeln an. Es gab guten Wein, aber ungleich viel; denn wo der Hagel nicht hinschlug, war es fast ein vollkommener Herbst; an den andern Orten aber gab es nur die Hälfte so viel. Es kamen bei 600 Fuder ohne Spital, Stift und Insel in die Stadt; der Spruch war 72 fl.

Der Oktober war durchgehend von einerlei Witterung, des Tags Sonnenschein und des Nachts Neifen bis zu Ende. Den 7. ist des Nachts um 10 Uhr bei heiterm Himmel ein feuriger Drach von Südwesten gegen Nordosten gefahren und hat einen solchen Glanz von sich gegeben wie der allergrößte Wetterstrahl, daß das ganze Land voller Feuer war, und als das Feuer erlosch, ist eine große blaue Kugel davon gefahren und hat einen Laut von sich gegeben, wie ein Donner. Dieses ist gewiß ein Vorbote der grausamen Kälte gewesen, so hernach gefolgt ist. In der Nacht des 12. Oktober hatte es eine ungemeine Helle am Himmel gegen Norden, worauf ein Brausen wie ein Donnern erfolgte.

Der Anfang Novembers war sehr regnerisch und neblig. Vom 10 an schneite es drei Tage und Nächte hinter einander, so daß eine große Kälte entstand. Dazu war noch alles Kraut und andere Gewächse im Felde, weil niemand eine solche Witterung vermutete. Den 18. schneite es wieder, worauf eine strenge Kälte folgte mit so scharfen Ostwinden, wie wir sie in etlichen Jahren nicht gehabt.

Der ganze Dezember war durchaus außerordentlich kalt; in der letzten Woche kam noch tiefer Schnee, und große Kälte beschloß das Jahr.

1775.

Der Januar dieses Jahres war in der ersten Hälfte sehr kalt, mit vielem Schnee, so daß viele Brunnen zugefroren; die andere Hälfte war sehr neblig. Den 20. des Abends, von 6—8 Uhr war der Himmel gegen Norden so helle, als ob die Sonne da aufgehen wollte; hernach bedeckte trübes Gewölk diesen weißen Glanz.

Im Februar gab es sehr viele Sturmwinde. Den 5. kam des Nachts um 12 Uhr ein äußerst heftiger Sturmwind von Westen, der bis Mittag um 12 Uhr dauerte und viele 100 Bäume mit den Wurzeln aus der Erde riß und viele Ziegel von den Dächern nahm. Auch donnerte und blitzte es öfter.

Der März fing mit warmer Witterung an; den 7. des Nachts um 2 Uhr hat es bei einem heftigen Sturmwind abermal gedonnert und geblitzt; den 27. und 28. legte es einen tiefen Schnee, worauf große Kälte folgte.

Der April war so kalt, daß es alle Tage gefror. Den 17. hatte es ein heftiges Donnerwetter, worauf kaltes Regen- und Schneewetter folgte. Diesen Frühling hat das Vieh große Not ausgestanden, indem ein großer Mangel an Futter war, weil die kalte

¹ Das Beben vom 10. September wurde gemerkt in der ganzen Schweiz und den angrenzenden Ländern; bei Illiellen und Sifiton versanken Stücke Landes mit Frucht bäumen im Urner-See (Brügger, Naturchronik).

Witterung das Wachstum verhinderte. Bei uns galt die Burde Heu 18 fl., die Burde Streu 13 fl., das Stroh 12 fl., und in Montfort die Burde Heu 24 fl.

Witterung Im Mai war gute Witterung bis zum 15., wo es 3 Tage lang schneite; darauf folgte kalte Witterung, und am Ende des Monats gab es noch Reifen.

Kirschen Der Junius war so heiß, daß man um Johannis überall zeitige Kirschen hatte; es regnete im ganzen Monat nur zweimal.

Witterung Der Julius fing mit gewaltigen Sturmwinden, Donner und Regenwetter an, bis den 15. eine große Hitze folgte, die bis an das Ende des Monats währte. Es hat die ganze Ernte über gar nicht geregnet.

Der August fing mit großer Hitze an, wobei gewaltige Sturmwinde und Donnerwetter folgten. Den 24. am Bartholomäusabend um 8 Uhr kamen 3 Wetter nacheinander von Westen her mit Sturmwind, gewaltigen Regengüssen und einem immer anhaltenden Donnern und Blitzen bis morgens um 2 Uhr. Es schlug am Hirschberg ein, und hat den ganzen Klosterhof daselbst abgebrannt, wie im Jahre 1755. Im ganzen hat es diese Nacht an 12 Orten eingeschlagen und angezündet.

Den 12. und 15. September schneite es schon viel in den Bergen und wurde kalt.

Weintese Den 4. Oktober fing man an zu wimmeln. Es gab einen guten Wein und mehr als vor einem Jahr; denn es kamen 700 Fuder in die Stadt; auch gab es viel Obst, Äpfel und Birnen. Der Weinspruch wurde den 20. November gemacht zu 15 Pfg.

Witterung die Maß oder 60 fl das Fuder. Fast den ganzen Oktober hindurch war sommerwarme Witterung; nur fing es den 26. und 27. Oktober schon an, in die Berge zu schneien und wurde kalt; den 31. Oktober war es hart gefroren.

Im November gab es viel Regenwetter und Sturmwinde, bis es den 20. einen Schnee legte, 2 Schuh tief, worauf große Kälte einfiel, welche auch im Dezember bis zum Christabend fortdauerte, wo ein entsetzlicher Sturmwind aus Westen, der von 8 Uhr abends bis nachts 1 Uhr anhält, die große Kälte brach. Auf diesen Sturmwind schneite es alle Tage bis an des Jahres Ende.

1776.

Vom 26. Januar bis zum 2. Februar war es ungemein kalt; überhaupt stand im ganzen Januar das Thermometer immer zwischen 13—22° unter Null.

Mit dem Anfange des Februar hat die erstaunliche Kälte schnell nachgelassen, und ist der ganze Monat nebst schrecklichen Sturmwinden von warmer Witterung gewesen.

Der März war sehr regnerisch bis zum 10., wo sich nach und nach eine große Hitze und Trockene einfand, die bis an des Monats Ende währte.

Witterung Der April war noch eben so heiß; aber den 4. kam des Abends um 4 Uhr ein starkes Donnerwetter von Norden mit Regen und Hagel und füllte die Berge mit Schnee, worauf viel Regenwetter folgte; auch hat es den letzten Tag wieder alle Berge überschneit.

Der ganze Mai war recht kalt mit vielen Reifen; es hatte alles Wachstum einen schlechten Fortgang. Den 24. hat es bei recht kalten Ostwinden wiederum Berg und Thal mit Schnee angefüllt.

Der Junius war anfangs sehr heiß; hernach aber war sehr vieles Sturm- und Regenwetter. Die Heuernte war traurig.

Der Julius fuhr noch mit vielem Regenwetter fort. Den 6. aber kam des Abends um 8 Uhr ein entsetzlicher Sturmwind mit Donner und Regen von Westen her, welcher bis um 12 Uhr dauerte, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er viele Bäume aus der Erde riß und eine Verwüstung anrichtete, wie wir sie in etlichen Jahren nicht gesehen. Darauf abwechselnde Witterung und vom 22. an große Hitze. In diesem Jahre gab es ziemlich viel Kirschen, aber sonst ungemein wenig Obst und galt die Butte Langstieler bis 2 fl.

Kirschen

Der August fing mit großer Hitze an; es hatte alle Tage starke Donnerwetter, namentlich am 21., wo des Nachts um 10 Uhr ein erschreckliches Donnerwetter mit unaufhörlichen Blitzen von Nordwesten herauf kam. Es fing im Schwarzwalde an und nahm seinen Weg am Bodensee herauf über das Algäu bis in das Tirol hinein. Bei diesem schrecklichen Ungewitter fielen Hagelsteine wie Taubeneier und noch größer, so daß sie ein Pfund und darüber gewogen. Wo es hintraf, hat es fast alles erschlagen. Um 1 Uhr in der Nacht kam wieder ein solches Gewitter von Südwesten her, nur daß anstatt des Hagels ein solcher Sturmwind war, daß er viele Bäume aus der Erde riß, wobei es erstaunlich regnete. Darauf folgte schlimme Witterung bis an des Monats Ende.

Witterung

Im August nahm die Kälte und der Hagel viele Trauben weg. Der September war noch von schlimmer Witterung. Es verdarb eine große Menge Futter im Felde, und dieses währte bis zum 7. An diesem Tage geschah nach dem Regenwetter des Abends um 4 Uhr ein schrecklicher Donnerstreich, und gleich darauf fiel ein Hagel, der das ganze Land mit Schnee bedeckte, was an den Trauben großen Schaden tat. Darauf kam warmes Wetter. Den 20. füllte es alle Berge mit Schnee, und den 21. hatte es einen solchen Reif, daß das Erdreich gefroren war. Zu dieser Zeit hatte man noch wenige zeitige Trauben.

Trauben

Witterung

Trauben

Der ganze Weinmonat war warm, ohne Reifen und Schnee bis an das Ende.

Witterung

Den 10. Oktober fing man dahier und den 9. im Wasserburgischen zu wimmeln an. Der Wein wurde zwar noch gut, aber sehr wenig; denn es kamen nur etwa 180 Fuder in die Stadt. Der Weinspruch wurde gemacht den 29. November zu 6 fr. die Maß oder 96 fl. das Fuder. Weil es so wenig Wein in diesem Jahr und gar kein Obst gab, so daß man auch nicht mosten konnte, so wurde den 26. Oktober am Herbstjahrmart der Bürgerschaft erlaubt, Unterwein einzukaufen, wovon dann bei 40 Fuder, zu 15—16 Pfg. die Maß, in die Stadt kamen.

Weinlese

Weinspruch

Unterwein

Der November war auch warm ohne Reifen und Schnee bis an das Ende.

Witterung

Der Dezember war anfangs noch sommerwarm; hernach stellten sich Reifen ein, und gegen das Ende beschloß ein gewaltiges Regenwetter das Jahr.

1777.

Der Januar fing mit gewaltigen Sturmwinden an bis in die Mitte des Monats; hernach legte es einen tiefen Schnee, worauf mittelmäßige Kälte folgte.

Die Witterung war im ganzen Februar sehr leidentlich.

Der März war auch warm. Am 14. legte es einen tiefen Schnee, den aber die häufigen Regen- und Sturmwinde gleich wieder wegnahmen. Den 22. entfiel große Hitze, und den letzten März hatte es das erste Donnerwetter.

Der April fing mit so großer Kälte an, daß das gefrorene Erdreich und Wasser geladene Wagen getragen, da die Bäume schon im Saft waren. Am 18. hatte es 2 starke Donnerwetter, hernach wieder viele Reifen bis zu Ende des Monats.

Der Mai war von stürmischer Witterung bis zum 15. Vom 15.—18. (Pfingsten) schneite es viel in die Berge, worauf kaltes Regenwetter folgte. Den 26. und 28. hat es abermal die Berge mit Schnee angefüllt.

Der Junius war bis zum 8. sehr heiß; aber vom 8. bis zum 24. war ein anhaltendes Regenwetter; den 25. fing es 4 mal an zu hageln und zu schneien, worauf wieder Regenwetter folgte bis zu Ende. Es war eine recht verdrießliche Heuernte.

Mit dem Anfang des Julius fingen bei vielem Regenwetter die Trauben an zu blühen. Vom 14. an kam große Hitze. Den 19. nachmittags 3 Uhr kam ein entsetzliches Wetter von Westen her mit Regen, Donnerschlägen und einem so entsetzlichen Wirbelwind, wie er in langer Zeit nicht gesehen worden. Es riß eine große Menge Bäume aus der Erde, brach die stärksten Nußbäume mitten entzwei und richtete eine schreckliche Verwüstung an. Darauf folgte abwechselnde Witterung, bis es den 27. den ganzen Tag regnete.

Der ganze August war durchaus sehr heiß, so daß von der großen Hitze das Gras verdorrte; den 28. regnete es des Nachts, worauf die Hitze wieder fortdauerte.

Kirschen Dieses Jahr gab es wenig Kirschen.

Witterung Der September fuhr mit der Hitze fort. Den 5. überschneite es alle Berge, und gleich darauf ging die vorige Hitze wieder an, so daß große Dürre war, bis an des Monats Ende.

Weinlese Der Anfang des Oktobers war noch sehr heiß; hernach folgte eine abwechselnde Witterung, bis den 20. ein erschrecklich kalter Ostwind einfiel, der 3 Tage und Nächte anhielt, so daß alles steinhart gefror. An vielen Orten ist der Wein an den Reben erfroren; hernach folgte wieder gute Witterung. Den 7. Oktober fing man an, im Wasserburgischen zu wimmeln und den 8. und 9. auch bei uns im Lindauischen. Der Wein wurde sehr gut; denn im August und September war es immer warm; aber nicht gar viel gab es. Es kamen ohne die Insel, den Spital und das Stift bei 472 Fuder in die Stadt. Der Weinspruch wurde gemacht den 28. November, 22 Pfg. die Maß oder 88 fl. das Fuder.

Witterung Der November hatte abwechselnde Witterung, ohne Schnee und Frost. Im Dezember war gute Witterung, bis es den 16. einen tiefen Schnee legte, worauf eine ziemliche Kälte das Jahr beschloß.

Nordschein Den 5. Dezember hatte es fast die ganze Nacht gegen Norden und Osten einen Nordschein, daß man meinte, es wolle die Sonne aufgehen. Den 20. Dezember hatte es des Morgens um 4 Uhr ein starkes Erdbeben, welches die Leute in den Betten erschütterte.

1778.

Erdbeben Den 13. Januar hatte es nachts um 4 Uhr abermals ein Erdbeben; sonst Witterung hatte dieser Monat eine der Jahreszeit angemessene Kälte und tiefen Schnee.

Der Februar war anfangs leidentlich; den 15. legte es einen tiefen Schnee, worauf große Kälte folgte; hernach kam abwechselnde Witterung. Den 16. hatte es des Nachts

von 8—10 Uhr gegen Norden einen so hellen Feuer-Nordlichtganz oder Nordschein, als ob der helle Tag aufgegangen wäre.

Der März war sehr trocken, mit vielen Ostwinden, bis den 14. ein heftiger Westwind kam und es den 25. und 26. einen ziemlichen Schnee legte, worauf große Kälte folgte. Im Februar und März war der Bodensee so klein, daß man mit trockenem Fuß außerhalb der Mauern um die ganze Stadt gehen konnte. Kleiner See

Der April fing mit großer Hitze an; es hatte den 8. 9. und 10. so heftige Donnerwetter wie im Sommer; darauf folgte eine ungestüme Witterung und erfüllte den 14. 15. und 16. Berg und Thal mit Schnee. Den 20. schneite es wieder in die Berge und war bei uns anhaltendes Regenwetter bis zu Ende. Leider waren die Bäume dabei schon ausgeschlagen und auch die Nebel weit vorgerückt. Die Apfelbäume sind in ihrer Blüte so beschädigt worden, daß es fast kein Obst gab. Witterung

Der Mai fing mit fruchtbarer und anmutiger Witterung an, bis den 19. auf ein gewaltiges Donnerwetter anhaltender Regen folgte und es den 28. wiederum in die Berge schneite. Den 19. hatte es des Nachts um 1 Uhr und den 22. des Morgens um 3 Uhr sehr starke Erdbeben, welche die Leute in den Betten erschütterten. Erdbeben

Der Junius war abwechselnd, bis am 16. ein starker Ostwind kam, der 2 Tage währte, worauf Regenwetter einfiel, so 5 Tage lang anhielt. Es schneite viel in die Berge, fast bis an den See und gab ein großes Gewässer. In den hohen Alpen war der Schnee mannstief, so daß das Vieh bis an den Kopf im Schnee stand und man es heim holen mußte, auch sehr vieles zugrunde ging. Die Stadt Chur hatte 150 Mann in die hohen Alpen geschickt, um dem Vieh zu helfen. Es war aber umsonst; man konnte wegen großer Menge Schnees dem Vieh nicht beikommen, und viele 100 Stücke gingen zugrunde. Witterung

Der ganze Julius war von Anfang bis zu Ende sehr heiß mit fürchterlichen Donnerwettern. Bei uns ging es ohne Schaden ab; aber an andern Orten fielen solche Wolkenbrüche, daß es, sonderlich in der Schweiz und am Untersee, die Häuser samt Menschen und Vieh wegschwemmte. Bei uns hat es bis zum 17. nie geregnet; am folgenden Tage war der ganze Himmel ein Feuer und ein Wetter, so daß es in dieser Nacht in der Herrschaft Tettmang an mehreren Orten alles darniederschlug.

Im August war unerträgliche Hitze ohne allen Regen, daher großer Wassermangel, der den Feldfrüchten beträchtlichen Schaden brachte; auch verderbten die Raupen das Kraut in den Feldern völlig. Apfel gab es in diesem Jahr sehr wenig, wohl aber etwas Birnen. Die Apfelbutte galt 2 fl. und drüber und 1 Butte Birnen 12—16 Bagen. Es war auch großer Mangel an Futter, weil das Gras vor Hitze verdorrte. Obst

Am 1. September hat es auf die große Hitze schon wieder alle Berge überschneit; bei uns hagelte es etlichemal, hatte aber auch sehr starke Regen, welche alles wieder erquickten. Vom 21.—23. hatte es des Nachts gegen Norden abermal sehr feurige Nordseine, Montags den 28. September fing man im Wasserburgischen und Donnerstags den 1. Oktober auch bei uns zu wimmeln an. Der Wein wurde soweit gut; aber es gab nicht gar viel; denn es kamen ohne Spital und Insel nur 491 Fuder in die Stadt. Da es öfters kleine Hagelwetter gehabt hatte, so ist der Herbst sehr ungleich ausgefallen. Futter

Die Witterung war den ganzen Oktober hindurch stürmisch und ein pures Regenwetter; den 26. und 27. regnete es dergestalt, daß in 20 Jahren die großen Witterung

Flüsse niemals so heftig liefen, so daß der Bodensee am Ende des Monats so groß war wie in der Mitte des Sommers. Hernach ist wieder gute Witterung gefolget.

Weinspruch Der November wechselte mit Regen, Sturmwinden und Schnee, der aber gleich wieder wegging, ohne Frost. Den 28. November wurde der Weinspruch gemacht, 5 kr. die Maß oder 80 fl. das Fuder; zu Wasserburg aber im Dezember 21 Pfg.

Witterung Der ganze Dezember war sehr warm ohne Wind, Reisen oder Frost, so daß man alle Arbeit im Feld verrichten konnte wie im Sommer; ja es grünte sogar auf dem Felde und kamen einige Blumen hervor. Bloß den letzten Tag des Jahres legte es noch einen tiefen Schnee, den aber der äußerst heftige Westwind, der am Neujahrstage wütete, gleich wieder wegnahm. Bei diesem Sturmwinde hat es in der Neujahrnacht etlichmal gewetterleuchtet.

1779.

Witterung Der Januar fing mit äußerst heftiger Kälte an; ein gewaltiger Ostwind stürmte Tag und Nacht ohne Aufhören, und diese Kälte hielt den ganzen Monat an. In der Gegend des Klosterhofes zeigte sich in diesem Monate ein Wolf.

Witterung Mit dem Anfange des Februar brach sich die große Kälte; es regnete warm und **Nordlichter** nahm den Schnee weg, sonst war es meistens neblig und windstill. Den 10. zeigte sich des Nachts um 11 Uhr zwischen Osten und Norden eine sehr starke Feuerröte oder Nordschein bei einer Stunde lang; den 13. hatte es wieder ein großes Nordlicht von 7—10 Uhr nachts wie eine Feuersbrunst; desgleichen den 15. nachts von 7—11 Uhr. Hernach war der Himmel und die ganze Nacht dajelbst so hell, als wenn die Sonne aufgehen wollte.

Witterung Den ganzen Monat März hindurch war klarer Himmel Tag und Nacht und alle Morgen gefroren, was eine große Dürre verursachte.

Der ganze April war anhaltend trocken, so daß das Gras verdorrte und großer Mangel an Wasser war. Bis Ende Monats hatten schon alle Bäume verblüht.

Der Mai war noch sehr heiß; nur am 5. schneite es durch das ganze Land, worauf jedoch ein Südwind kam, der den Schnee bei uns ohne Schaden wieder hinwegnahm; aber fast am ganzen Bodensee, im Markgrafentum Baden und im Württembergischen hat der Nachtfrost die Neben wohl zur Hälfte zugrunde gerichtet. Hernach folgte wieder gute Witterung, so daß großer Wassermangel war und man am 22. schon blühende Trauben und zeitige Kirschen feil hatte.

Kirschen Diese Hitze dauerte fort bis zum 10. Junius, von wo an es bis an des Monats Ende sehr regnerisch war, so daß eine große Menge Futter fast verdarb. Kirschen gab es ziemlich viele. Zuerst galt die Gölte 36 kr., hernach, weil sie durch den vielen Regen nicht mehr so gut waren, 28—30 kr.

Witterung Der Julius fing noch immer mit schlimmer Witterung an, bis am 8. ein heftiges Ungewitter von Osten mit gewaltigem Plagregen kam, worauf Ostwind und anhaltendes gutes Wetter folgte.

Obst Im August war fruchtbare, abwechselnde Witterung. Am 23. fing es jedoch des Morgens um 2 Uhr an zu donnern und zu blißen bei heftigem Regen bis um 7 Uhr. Es war dieses das erste Donnerwetter in diesem Sommer. In diesem Jahre gab es viel Obst, besonders auch viele Äpfel, was man im Frühlinge nicht vermutet hatte; auch geriet von Früchten alles wohl.

Im September war die Witterung gleichfalls sehr fruchtbar. Den 18. war ein recht heißer Tag, und von abends 8—10 Uhr war der Himmel gegen Osten, Norden und Westen feuerrot anzusehen. Den 19. regnete es den ganzen Tag, und den 20. kam des Nachmittags um 3 Uhr ein Donnerwetter mit einem starken Hagel von Norden, welcher an den zeitigen Trauben vielen Schaden tat, indem es dreimal zu hageln anfang; fast eine Stunde darauf folgte wieder warme Witterung. Montags den 27. fing man allhier und im Wasserburgischen den 28. September an zu wimmeln. Ohne die Insel, das Stift und den Hospital kamen 692 Fuder Wein in die Stadt. Er wurde auch gut, und man konnte ihn bei trockener und warmer Witterung einsammeln.

Der Oktober war angenehm, und es geriet in diesem Jahre alles sehr wohl.

Im November war ungestüme Witterung, so daß es alle Tage in die Berge schneite. Zwar schneite es auch bei uns etlichemal in das Laub; doch konnte man alles wohl einsammeln und das Vieh bis zu Advent in die Weide gehen lassen. Den 26. November wurde der Weinspruch allhier gemacht: Die Maß zu 17 Pfg. oder 60 fl. das Fuder. Zu Wasserburg war der Weinspruch 19 Pfg. die Maß.

Der Dezember war durchaus warm mit vielem Regenwetter und heftigen Sturmwinden bis an des Jahres Ende.

1780.

Der Januar war durchgehend von gemäßigter Winterwitterung.

Die Witterung war im Februar fast wie im Januar; jedoch gab es etwas mehr Schnee. Gegen das Ende waren warme Tage.

Der März war durchaus sonnenwarm, welche warme Witterung alles in den Saft trieb. Den 2. März hatte es abends 8 Uhr eine sehr große Röte am Himmel gegen Norden. Aus dieser prognostizierte der Pater Hell in Wien eine große Kälte auf den Ausgang des April oder Anfang des Mai, welche auch ganz richtig erfolgte.

Der April war durchaus sehr kalt mit vielen Reisen und Frost, was das Wachstum wieder hemmte; auch schneite es darin viel.

Der Mai war ebenfalls recht kalt mit vielem Regenwetter. Weil das Gras sehr langsam wuchs, so litt das Vieh sehr großen Mangel. Die Burde Heu kostete 18 fl. Auch fraß in diesem Frühlinge eine Menge Ungeziefer die Bäume völlig ab, so daß sie ganz leer dastunden. Doch war im Mai dieses Jahres das Korn recht wohlfeil. Das Viertel gut Korn galt 12—13 Bagen und der Laib Brot 10½ fr.

Der Junius fing mit großer Hitze an. Den 5. kam des Abends um 6 Uhr ein entsetzliches Gewitter von Westen her mit Donner und Blitz, Sturmwind und Regen, worauf bald ein heftiger Hagel fiel. Die Steine waren wie Hasel- und Baumnüsse, auch kleiner, und dieses dauerte bei einer halben Stunde lang, wodurch in der halben Insel, Schachen und Degelstein dem See nach, auch Aischach und Hochbuch und wo der Strich hingegangen, fast alles zusammengeschlagen wurde, so daß an den Reben fast kein Laub mehr war. Darauf folgte anhaltendes Regenwetter bis zum 22., so daß eine große Menge Futter fast verdarb, worauf große Hitze folgte bis an des Monats Ende. Zu Ende dieses Monats fingen die Trauben an zu blühen und hatten bei großer Hitze in acht Tagen verblüht. Kirschen gab es wenig, und die Gölte voll galt 18—20 Bagen.

Der Julius fing mit großer Hitze an, hat aber gegen die Hälfte hin sehr starke Regen gehabt, jedoch windstill und ohne Donner. Zuletzt hat eine große Hitze den

- Nordschein** Monat beschlossen. Den 28. hat der Himmel des Nachts von 9—2 Uhr gegen Norden und Abend feuerrot ausgesehen.
- Witterung** Der August war durchaus sehr heiß. Den 26. hatte es die ganze Nacht durch ein starkes Wetter.
- Der September war sehr heiß bis zum 9., wo es die ganze Nacht hindurch regnete. Darauf dauerte die Hitze wieder fort bis zum letzten Tag, an dem ein gewaltiger Sturmwind von Westen her mit Donner und Blitz den Monat beschloß.
- Der Oktober fing mit durchgängigem Regenwetter an, welches anhielt bis zum 6. An diesem Tage hagelte es des Nachts gewaltig, daß noch am Morgen alles schneeweiß war und es ziemlichen Schaden tat, weil noch die meisten Trauben an den Reben waren. Sonst war im ganzen Monate stürmische Witterung bis ans Ende. Den 2. Oktober war das Wimmeln erlaubt; man konnte aber vor dem gewaltigen Regenwetter noch nicht ansaugen. Es gab guten Wein, jedoch nicht so viel wie voriges Jahr. Es kamen außer Spital, Stift und Insel nur zirka 431 Fuder in die Stadt. Obst gab es sehr wenig; die Butte Äpfel galt bis 2 fl. und drüber und die Butte Birnen 20 Bagen bis 1 fl. 30 kr.
- Weintese**
- Obst**
- Witterung** Der November war in der 1. Hälfte warm. Den 16. aber schneite es in das Laub und gefror alles hart. Den 23. legte es wieder einen Schuh tiefen Schnee, worauf große Kälte folgte. Den 25. hat es des Abends von 6—9 Uhr bei großer Kälte einen prächtigen Nordschein von Osten bis Westen gehabt. Mittwoch den 29. November wurde der Weinspruch dahier gemacht, die Maß 21 kr. oder das Fuder 84 fl. Zu Wasserburg und zu Tettuang 22 Pfg. oder 88 fl. das Fuder.
- Nordlicht**
- Weinspruch**
- Witterung** Im Dezember nahm die Kälte täglich zu, so daß sie fast den höchsten Grad erreichte. Überhaupt war dieses ein schlechtes Jahr; Obst hat es fast gar keines gegeben.

1781.

- Der Januar fing mit großer Kälte an, welche immer höher stieg; viele Brunnen gefroren zu. Als die Kälte etwas nachließ, schneite es alle 2 Tage, bis den 20. ein anhaltendes Regenwetter allen Schnee wegnahm. Den 15. und 30. hatte es gegen Norden und Osten prächtige Nordscheine.
- Nordlicht**
- Witterung** Im Februar waren durchgehend entsetzliche Sturmwinde, Schneewetter und Regengüsse bis zu Ende. Den 23. und 24. Februar legte es noch einen tiefen Schnee.
- Der März fing mit stiller und trockener Witterung an; auch war es alle Morgen gefroren, bis es am 11. regnete. Den andern Tag aber fing die trockene Witterung wieder an bis zu Ende.
- Der April war fortdauernd trocken. Den 4. hatte es das 1. Donnerwetter gegen Osten, so wie auch ein wenig Regen; darauf fuhr aber die Hitze wieder fort.
- Kirschenblüte** Diese Trockene bewirkte, daß man den 10. schon Reben an den Trauben sah und die Kirschbäume schon in der Blüte waren. Überhaupt sahen Bäume und Felder überaus schön aus. Den 23.—25 regnete es warm, was allem wohl zu statten kam, worauf die Wärme den Monat beschloß.
- Witterung**
- Der Mai war sehr heiß bis zum 6., wo es regnete, in die Berge aber schneite. Darauf nahm die Hitze dergestalt zu, daß sie den 18. fast unerträglich war. Den 22. abends um 4 Uhr kam ein schreckliches Donnerwetter von Osten, welches 2 Stunden

lang währte und wobei fast eine Stunde lang ein starker Hagel fiel, der namentlich um Aeschach herum vielen Schaden tat, im Feld und an den Fenstern, worauf es einige Tage sehr kalt wurde, namentlich am 26., wo es einen Reif hatte wie Schnee und alles hart gefror, so daß die Nebel, namentlich an niedern Orten, die zuvor ein sehr schönes Ansehen hatten, gänzlich zugrunde gerichtet wurden; auch den 27. und 28. hatte es noch Reifen, worauf jedoch unerträgliche Hitze folgte bis zu Ende des Monats. Diese Reifen haben die Rühern, Gersten, Roggen, kurz alles, was geschossen war, gänzlich verderbt.

Der Junius war außerordentlich heiß. Den 3. Junius, am heiligen Pfingsttag, schlug ein Blitzstrahl in den neuen Stadel auf dem Moos, welcher mit 16 in demselben befindlichen Burden Heu gänzlich abbrannte. Den 6. Junius überschneite es alle Berge, worauf Regenwetter folgte bis zum 15.; hernach war große Hitze und alle Tage Donnerwetter. Den 20. donnerte es den ganzen Nachmittag an allen Orten heftig. Des Abends um 7 Uhr aber kamen 2 Gewitter einander entgegen, das eine von Westen mit Hagel und gewaltigem Regen, das andere von Osten mit gewaltigen Donnereschlägen. Gegen 8 Uhr schlug es in den Kirchentum zu Reutin, welcher ausbrannte, so daß die Glocken nach Mitternacht herunterfielen, ohne jedoch zu zerbrechen. Beinahe in der gleichen Minute zündete ein zweiter Blitzstrahl das Haus des Herrn Bürgermeister Wendel Folk auf der Steig und verbrannte dasselbe mit Stall und dem daranstoßenden Spitaltorkel, der Constanzer Torkel genannt, bis auf den Grund. Und wenn nicht sowohl aus der Stadt als von den benachbarten Orten, von Hörbranz, Bregenz, Dornbirn und Ems alle mögliche Hilfe und Rettung geschehen wäre, so würde das Feuer zu Reutin, der Steig und Oberreutin noch größere Verheerungen angerichtet haben. Ein anderer Blitz schlug in die Kirche zu Oberreitnau, die aber nicht abbrannte, und noch etliche Schläge tat es da und dort, alles in Zeit von einer Stunde. Den 24., 25. und 26. war ein gewaltiges Regenwetter, welches allenthalben großen Schaden tat.

Der Julius fing mit großer Hitze an, die bis zum 22. währte. Unter dieser Zeit hatten wir viele Donnerwetter, sowohl bei Tag als auch bei Nacht. Nach dem 22. war die Witterung abwechselnd bis an des Monats Ende. In diesem Jahr gab es ziemlich viel Kirschchen und Obst; die Völte Kirschchen galt demnach 40 Fr. Die Külle aber riß gewaltig stark in den Nebel und an den Trauben ein, so daß die meisten Trauben verdorrt und abfielen und man einem schlechten Herbst entgegen sah, was man der großen Kälte im Mai zuschrieb. Der Jakobitag, den 25. Juli, war ganz helle.

Der August war sehr heiß bis an des Monats Ende; nur hatte es vom 18. bis zum 23. Regenwetter, wobei es in die Berge schneite; sonst gab es noch viele Donnerwetter.

Der September war so heiß, wie es diesen Sommer noch nie gewesen. Da im August und September immer warme, schöne Witterung war, so konnte man schon am 12. September anfangen zu wimmeln. Eine solche frühe Weinlese war seit 1701 nicht mehr gewesen. Der Herbst fiel ungleich aus. Wo es den 26. Mai der Frost genommen, war fast gar nichts. An den Bergen hingegen war der Herbst gut, ja besser als man vermutet hatte. Es wurden etwas zu 400 Fuder Wein in die Stadt eingefahren, ohne Stift, Spital und Insel.

Der Oktober war sehr regnerisch; es schneite viel in die Berge, bis gegen das Ende besseres Wetter folgte. Doch schneite es schon den 29. Oktober bis an den See und war kalt.

Im November war lauter Sturm und Ungewitter; auch hatte es heftige Donner-
 Weinspruch wetter, bis es den 22. schneite, worauf recht kalte Witterung folgte. Mittwoch den
 28. November wurde der Weinspruch dahier gemacht, die Maß zu 5 kr., oder das Fuder
 80 fl. Zu Wasserburg wurde diesmal kein Weinspruch gemacht.

Im Dezember war durchgehends ziemlich warme Witterung, des Tags Sonnen-
 Witterung schein und des Nachts Nebel, so daß man alle Arbeit im Feld und in den Reben
 verrichten konnte, und am Ende des Jahres war es so warm, daß die Schmetterlinge
 herumflogen wie im Sommer.



Bücheranzeigen.

Brinzinger Adolf, Martin Gerbert, Fürstabt von St. Blasien, Lebensbild aus dem 18. Jahrhundert. Stuttgart 1916. Kommissionsverlag von Paul Christian, Horb a. N. N. 31 S. 2.20 Mk.

Der Verfasser, Stadtpfarrer in Oberndorf a. N., bietet uns in dieser interessanten Schrift die Biographie des Fürstabts Gerbert (geb. in Horb am Neckar den 20. August 1720, gest. in St. Blasien den 18. Mai 1793). Er wird uns geschildert als Kind, Mönch, Fürstabt, Gelehrter, Musiker und Landesherr. Drei hübsche Bildnisse sind beigegeben, welche eine besondere Zierde des lehrreichen Buches bilden.

Brinzinger A., Eingang zu den Grabmälern der Päpste in der St. Peterkirche zu Rom. Einsiedeln, Benziger 1917. 45 S., mit einem Holzschnitt. Preis 1.55 Mk.

Die berühmtesten Grabmäler der Welt werden uns in dieser Schrift in ihrer geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Bedeutung eingehend geschildert, für einstige Rompilger, sowie für solche, welche in Zukunft Italien und Rom nicht mehr besuchen können und wollen, höchst interessant. Seine Heiligkeit Papst Benedikt XV., dem der Verfasser beide Schriften überreichen durfte, hat nach einer Zuschrift der Apostolischen Nuntiaturs in München diese Huldigung „günstig aufgenommen“ und dem Verfasser dafür von Herzen gern den Apostolischen Segen erteilt. Dr. Thomas von Körber, Erzbischof von Freiburg hat dem Verfasser für Überreichung beider Schriften ein Dankschreiben zugehen lassen, um ihm für das in Horb zu errichtende Gerbertdenkmal 25 Mark zugesandt. Beide Schriften empfehlen wir aufs wärmste. Dr.

Obser Karl, Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte des Überlinger Münsters (1226—1620). Karlsruhe i. B. 1917. 160 Seiten und 8 Tafeln. Ladenpreis 3 Mk.

Zeit seines Bestehens hat der Verein für Geschichte des Bodensees seine Aufmerksamkeit dem Münster zum hl. Nikolaus in Überlingen zugewendet und an seiner Erhaltung und beachteten Erneuerung lebhaftesten Anteil genommen. Dafür geben Zeugnis die zahlreichen Aufsätze in den Vereinsheften.¹

Wollte man glauben, daß in diesen und anderen Arbeiten alles Erreichbare und Wissenswerte über das Münster gefunden und veröffentlicht worden sei, so belehrt uns die Schrift Obbers, daß noch eine reichliche Nachlese, vielmehr Neusammlung des umfangreichen Quellenstoffes notwendig war. Neue Kenntnisse förderten die im Gange befindlichen Restaurationsarbeiten, besonders die Nachgrabungen in den Fundamenten zutage. Neue und richtigere Kenntnisse lieferten die Bestände des ehemaligen reichsstädtischen Archivs, von dem ein Teil im Großherzogtl. Generalandesarchive zu Karlsruhe liegt, der größere Teil im Überlinger Stadtarchive beruht, von Hofrat Prof. Dr. Roder im Auftrag der badischen historischen Kommission vortrefflich geordnet und repertorisiert.

Diese Quellen hat der Verfasser, wie er zuversichtlich bekennet, (S. 6), erschöpft und damit sowohl für den Fortschritt der Restauration kostbare Fingerzeige als auch für eine künftige Baugeschichte des Münsters vollwertige Materialien gegeben.

Im 7. Heft (1876) S. 257 ff. Abdruck eines Aufsatzes von Dr. Hagler aus dem „Seeboten“; im 9. Heft (1878) F. K. Allersberger, Stiftungsverwalter, Beiträge zur Geschichte der Pfarrei und des Münsters in Überlingen (eigene Seitenzählung); im 11. Heft (1882) S. 101 ff. die Restauration des Überlinger Münsters, Vortrag von Pfarrer Boll; im 18. Heft (1889) S. 40 ff. die Restauration des Münsters in Überlingen, von Stadtpfarrer Eisen und im 29. Heft (1900) S. 47 ff. das Münster zum hl. Nikolaus in Überlingen eine baugeschichtliche Studie. Von Max Meckel, erzbisch. Baudirektor.

Die Arbeit ist in 3 Abschnitte gegliedert. 1. Regesten und Urkunden 1226—1620. 306 Nummern und Nachträge, mit sehr vielen erklärenden Randbemerkungen. 2. Steine und Gemälde, Epitaphien und Totenschilder, 19 Nummern. 3. Überlinger Künstler, Kunst- und Bauhandwerker mit zwei Anhängen. Kommen die Ergebnisse der beiden ersten Abschnitte hauptsächlich der Münster- und Stadtgeschichte zu gute, so wird der dritte Abschnitt als Künstlergeschichte in viel weiterem Kreise dankbar begrüßt werden. Er bietet eine nach Berufszweigen geordnete Zusammenstellung nicht nur einheimischer, sondern auch auswärtiger in Überlingen tätiger Künstler, Kunst- und Bauhandwerker und strebt besonders bei ersteren eine möglichste Vollständigkeit aller erreichbaren wichtigeren Nachrichten an, und diese reichen in vielen Fällen weit über das Bodenseegebiet hinaus. — Tafel 1 zeigt den Lagerplan des Münsters, 2 den Grundriß desselben, 3 und 4 alte Abbildungen desselben, 5 und 6 Künstlerzeichen, 7 und 8 Porträte von Künstlern, ihren Frauen und Familien, die sich im Münster finden. Das Buch sei unseren Geschichts- und Kunstfreunden aufs beste empfohlen.

Nr. Zu den Regesten und Urkunden ist anzumerken:

10. y = iubilaei, sehr ansprechend, der 13. Mai 1350 ist Donnerstag vor Pfingsten.
 14. Anm. 5, dazu Nr. 263, S. 110: „acht Tag vor oder nach Barthol.“
 16. Bisch. Hildebrand v. Pysira, im Freib. Diöz.-Archiv, 7. Bd., S. 219 mangelhafter Auszug, den nämlich den Ablass betr., N. Episcopus Pysiconensis. Den Bischofstitel kann ich nicht bestimmen, ich finde keinen ähnlichlautenden; auch Pöpa finde ich nicht als Bischofstitel.
 20. Hier und sonst Priester mit dem Mesneramt belehnt; ruher Cajul, wohl linnenes Messgewand; die Monstranzen sind Reliquiengefäße. Merkwürdig die liturgischen Bücher; nach den obsequialia (Begräbnisritus) könnte bästain auch ein Buch baptisterium (Taufritus) bedeuten?
 24. altare sub cancello kann m. E. nicht Altar unter der Kanzel (in unserem Sinne) sondern unter der Chorschranke, vor derselben bedeuten, welcher zu Ehren Mariä, aller Engel und Erzengel geweiht wurde. Er muß in der Mitte vor den Stufen, die zum Chor führten, gestanden sein. — Weihbischof Hermann v. Castoria in Albanien, Freiburg. D.-A., 7. Bd., S. 219.
 49. Georg Kard.-Bisch. v. Praenestrat = Praeneste, Palestrina.
 52. 58. u. Nachträge S. 122. „Nebentur“ ist sicher das östliche (obere) Nordportal.
 Nr. 52 ist der Altar nächst ob der Nebentur,
 „ 57 „ „ „ nächst vnder „ „
 „ 53 „ „ „ der ander vnder „ „
 „ 58 „ „ „ der dritt „ „

aber von Osten nach Westen gezählt, nicht von Westen (wie S. 122). Auch der Verfasser scheint die verwickelte Altarfrage nicht gelöst zu haben.

65. Pfleger „vnsrer lieben frowen zu der vsführung“; dazu 223 Tafel bei der „ausführung“. — Das „lid“, 224 Messner „bei der ausführung“, 259 Armenspende bei der „aufführung“, 263 S. 110. An den Marienfesten visitatio, assumptio und nativitas wird je „ein ampt bei der aufführung“ gesungen. S. 123. Nachtrag zu Nr. 65. — S. 157 und 158 Kreuzschleppungsaltar. Es handelt sich offenbar um einen Altar, der die bei den Kreuzwegen in viele Stationen aufgelöste Darstellung der Kreuztragung enthielt, bei welcher die Begegnung Jesu mit seiner Mutter nicht fehlte und die so den Altar auch zu einem Marienaltar machte. Ober enthielt das nach dem Bruch des Seils herabgestürzte „Lid“ (Nr. 223) eine besondere Abbildung der schmerzhaften Gottesmutter, das je nach der Zeit aufgezogen (aufgeklappt) und herabgelassen werden konnte? Das „Lid“ (in Gelenkbändern bewegliche „Glieder“) muß schwer gewesen sein, weil es den Altarstein (mensa) zerbrach; es wird ein Tafelgemälde gewesen sein. — Die Altar- und Pfündestiftung hatte Vermögen und eigene Pfleger. Bei diesem Altare fand (wie oft) Verteilung von Almosen (Brot) an Arme statt, bei Jahrtagen, Begräbnissen reicher Leute.
 98. Kirchenggeräte: „Kindli vnd täfeli“, wohl Kältlein und Teller; möschin (Dialekt) = messingen; „besalter mit der gloß“ = psalterium mit der glossa, gewöhnlich die gl. ordinaria des Walafrid Strabo. Monstranz „mit aim barillen“ = barilus,

- besser barilo, Fäßchen, Cylinder von Glas, worin die Reliquie war, nicht Kelch! schamotkin casul, meist scham(e)lot (Nr. 120), kann nicht ‚wollen‘ bedeuten, scheint ein kostbarer Stoff oder eine besondere Webart zu sein.¹ S. 54. Inventar: Stüßlin, kleine Stöcken, zylinderförmige Gefäße, Becher. — M. Rudolph Zettel war Pfarrer von Kaufbeuren 1602—09, aus Überlingen.
150. Ist doch keine Auferstehungs-, sondern eine Himmelfahrtsfeier, bei welcher während der Non (nachmittags) eine Christusfigur zum Kirchengewölbe aufgezogen und durch das „Heiliggeistloch“, aus dem am Pfingstfest der hl. Geist herabgelassen wurde, hineingenommen wurde. Siehe dazu Nr. 263. S. 110: Item an der Auffahrt Christi und Item am pfingsttag sollen . . .
206. Umschrift der Schülerglocke: Lurida — so bei Kraus — tempestas. Die fahle Wetterwolke, die blaßgelbe, als die am gefährlichsten geltende Färbung der Wolken, besser als lucida.
209. Die Verse Hic lapis sind auch ein Chronostichon und geben 1586, was Ullersberger auch nicht bemerkte, weil er die Verse falsch las.
263. Bräuche: Das Hungertuch verhüllte nicht bloß den Altar, sondern den ganzen Chor, indem es vom Chorbogen oder Lettner herabhing. Daß es der Mesner am Mittwoch in der Karwoche während der Passion nach Lukas bei der Stelle *velum templi scissum est medium* fallen lassen mußte, ist einer der vielen „dramatischen Momente“ in der volkstümlichen Liturgie. Ob die Engel und Maria am hl. Grab lebende Personen waren, weiß ich nicht, möchte es aber fast glauben. *Exaltatio crucis Sept. 14* (nicht Oktober).
282. Das Datum ist 5. September. Was 7. Dezember will, ist nicht erkennbar.
305. und 306. Die Beschädigung des *sacrarium* ist mir auch nicht klar, auch *presbyterium* nicht. Der Thron für den Zelebranten mit seinen Leviten (Diafon und Subdiafon) bei festlichen Gottesdiensten (Amt, Vesper) heißt sonst *sedile*, *sedilia*.
103. und 101a (S. 123) Matthäus Schin(n)er, 1499 Bischof v. Sitten (*Sedunum*) politisch und diplomatisch sehr tätig, † 1522 in Rom. A. Bertle.

Thurgauisches Urkundenbuch. Herausgegeben vom thurg. hist. Verein. Bd. 2. (1200—1250). Bearbeitet von Johannes Meyer, fortgeführt v. F. Schaltegger, Frauenfeld 1917, 763 Seiten. Kommissionsverlag von Huber & Co., Ladenpreis Fr. 18, 18 Mk. Das 5. (Schluß)heft für Besitzer der 4 ersten Hefte Mk. 5.

Das thurg. Kantonsarchiv birgt, meist aus dem Nachlaß des Bistums Konstanz und der thurgauischen Klöster, eine reiche Urkundensammlung, die bisher zum großen Teil den Dornröschen Schlaf hielt und der wackenden Hand, wo nicht eines Märchenprinzen, so doch eines kundigen Forschers wartete.

Wohl gibt es Regesten-sammlungen, die uns über einzelne Teile desselben orientieren, so in Mohrs Regesten-sammlung über die Klöster Kreuzlingen, Lobel, Tänikon und Feldbach, so in den Thurg. Beiträgen die Regesten des Klosters Münsterlingen, und Pupisofers zweibändige Geschichte des Thurgaus enthält in zweiter Auflage eine fast verwirrende Fülle historischen Details. Aber abgesehen von den zahlreichen Fehlern, die sich bei der Abfassung derselben miteingeschlichen haben, leiden sie alle miteinander an dem schwer empfundenen Übelstand, daß sie die Quellen, aus denen sie ihre Angaben geschöpft haben, nicht angeben und so den Forscher in die Unmöglichkeit versetzen, dieselben an Hand der Quellen selber nachzuprüfen, und vor die Alternative stellen, sie entweder auf Treu und Glauben unesehen hinzunehmen oder aber auf dieselben ganz zu verzichten. Ein Übelstand, der je länger je peinlicher jedem exakten Forscher zum Bewußtsein kam.

¹ Anmerkung der Schriftleitung: Kamelott (frz. camelot) war Bezeichnung für verschiedene gewebte Stoffe. Der ursprüngliche K. war leinwandbindig aus Angoragarn, dann aber auch aus gewöhnlichem Kammgarn gewebt, hat in der Kette gezwirnte, im Einschuß einfache Fäden. Als Seidenkamelott wird bezeichnet ein leichter Gros de Naples, bei dem in der Kette je zwei Fäden von verschiedener Farbe und mit schwacher Drehung zusammengezwirnt sind, während der Einschuß von einer dritten Farbe ist, wodurch ein fein gestammtes Aussehen entsteht. Der halbseidene K. hat als Einschuß statt Seide gezwirntes Baumwollgarn. Brockhaus Conv. Lex.

Es war deshalb ein höchst verdienstvolles Unternehmen, als Johannes Meyer die Aufgabe übernahm, die auf den Thurgau bezüglichen Urkunden zu sammeln und in einwandfreier Weise herauszugeben. Er begann mit dem Jahr 1000, weil die Thurgauer Urkunden aus früherer Zeit damals schon in Wartmanns epochemachender Publikation der St. Galler Urkunden dem Forscher zugänglich waren.

Das erste Heft des vorliegenden Bandes erschien bereits im Jahre 1882, dem in rascher Folge drei weitere Hefte folgten. Dann kam das Unternehmen aus hier nicht zu erörternden Gründen leider ins Stocken und blieb bis vor kurzem ein Torso, dessen Benützung eben darum für den Historiker mit Schwierigkeiten verbunden war, die das U. B. nicht zur vollen Geltung und verdienten Beachtung kommen ließen, jedoch den Wunsch nach Fortführung desselben wackerhielten und mit der Zeit immer dringender gestalteten.

Nun hat nach dem Tode des ersten Redaktors sein Nachfolger im Amt eines thurgauischen Kantonsarchivars, a. P.arrer F. Schaltegger, die Arbeit neuerdings in Angriff genommen und den vier bereits erschienenen Heften ein Schlussheft folgen lassen, so daß nunmehr der zweite Band vollständig vorliegt, und mit einem sorgfältig ausgearbeiteten Personen- und Sachregister der gelehrten Geschichtsforschung erst zugänglich gemacht.

Meyer wollte mit seiner Wiedergabe des Urkundentextes dem Forscher das Original ersetzen, indem er denselben mit all seinen Willkürlichkeiten und Inkonssequenzen slavisch wiedergab. Andererseits strebte er darnach, den Inhalt der Urkunden auch dem Laien, der die Sprache derselben nicht versteht, zugänglich zu machen durch einen fortlaufenden Kommentar, sowie durch ausführliche Regesten, die annähernd denselben Umfang hatten, wie die Urkunden selbst und eine Umschreibung des Wortlauts in die Sprache unserer Zeit darstellen. So anerkanntswert das Ziel ist, das er dabei vor Augen hatte, so hatte die Verfolgung desselben doch zwei schwerwiegende Nachteile zur Folge. Die weitläufigen Regesten erschwerten dem kundigen Forscher die rasche Übersicht über den Inhalt der einzelnen Urkunden; andererseits erschwerte die slavische Wiedergabe des Urkundentextes das Verständnis desselben für den Historiker, der nicht zugleich Diplomatiker ist. Die Benützung des Urkundenbuches aber durch den Laien, dem die nötigen Voraussetzungen zu geschichtlicher Forschung fehlen, hat außerdem stets etwas Prefäres an sich.

Der neue Redaktor des Urkundenbuches hat deshalb bei der Weiterführung des Werks sich an die Richtlinien gehalten, die im Jahr 1885 für die Herausgabe alter Urkunden aufgestellt worden sind und sich seither zur feststehenden Praxis herausgebildet haben, was nur zu billigen ist.

Die Zeit nun, in die uns der vorliegende Band versetzt, 1000—1250, zeigt uns den Thurgau noch als integrierenden Bestandteil des Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation, an dessen Geschehnissen in Freud und Leid er, wie übrigens das ganze Gebiet der heutigen Schweiz, redlichen Anteil nimmt. Seine Bewohner sind Alemannen von reinem Blut. Der Adel, der seine zahlreichen Burgen bewohnt, ist mit dem Adel des Schwabenlandes und des Hegaus vielfach verflochten; ein großer Teil seines Gebietes anerkennt das Hochstift Konstanz sowie die mächtigen Benediktinerabteien St. Gallen und Reichenau als Grundherren; andererseits haben auch die thurgauischen Klöster Kreuzlingen, Münstertingen und Bischofszell so zahlreiche Besitzungen jenseits des Rheins, daß sich schon daraus ein reger Verkehr ergibt zwischen den beiden Ufern des Bodensees.

Nicht nur die kleinen Handel und Zwistigkeiten, die sich zwischen den Abteien und den Bischöfen von Konstanz aus ihrem Expansionsbedürfnis ergaben, auch die großen Welthandel zwischen Papsttum und Kaisertum, die schließlich zum Untergang des einst so mächtigen und glorreichen Hohenstaufengeschlechtes führten, werfen ihre spürbaren Wellen in das engumschriebene Gebiet des Thurgaus und spiegeln sich in den Urkunden wieder, die der vorliegende Band uns zugänglich macht.

Derselbe bietet daher nicht nur für den zünftigen Forscher, sondern auch für den Freund der Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung manche neue Aufschlüsse über die damaligen Zustände und Verhältnisse, so daß es auch den Gliedern unseres Vereins bestens zum Studium empfohlen werden darf, umso mehr, als die Fortsetzung desselben nunmehr, dank der Munifizenz der Thurg. Regierung, gesichert ist und alljährlich ein Heft von 10—15 Druckbogen erscheinen wird.

II.

Vereinsnachrichten.



Ehrenmitglieder:

- Dr. ing. Graf Ferdinand v. Zeppelin, General der Kavallerie, Erzellenz, Friedrichshafen,
† am 8. März 1917.
Dr. Gerold Meyer v. Knonau, ordentl. Professor für Geschichte an der Universität Zürich.
Dr. Albr. Pent, k. k. Hofrat und ordentl. Prof. für Geographie am Institut für Meereskunde,
Berlin NW 7, Georgenstraße 34/6.
Med.-Rat Th. Lachmann, Überlingen.

Personal:

- Präsident: Heinrich Schüzinger, rechtsf. Bürgermeister, (gl. bayr. Hofrat, Lindau.
Vizepräsident und erster Sekretär: Dr. Christ. Roder, Hofrat, Realschuldirektor a. D., Überlingen.
Zweiter Sekretär: Dr. Karl Wolfart, Stadtpfarrer und Stadtbibliothekar, Lindau.
Schriftleiter: Fr. Schaltegger, alt Pfarrer und Staatsarchivar, Frauenfeld.
Bibliothekar und Archivar: F. Kuhn, Postsekretär, Friedrichshafen.
Kassier und Kustos: Karl Breunlin, Kaufmann, Friedrichshafen.
Mitglied der Redaktionskommission: W. Schmidle, Oberrealschuldirektor, Konstanz.

Ausschußmitglieder:

- Für Baden: Otto Leiner, Apotheker, Konstanz.
" Bayern: A. Bertle, Pfarrer, Sigmarszell bei Lindau i. B.
" Österreich: Dr. Adolf Helbok, k. k. Universitätsbibliothekar in Innsbruck.
" die Schweiz: Dr. Pl. Bütler, Professor, St. Fiden-St. Gallen.
" Württemberg: A. Reichle, Oberbürgermeister, Ravensburg.

Vereins-Pfleger:

- Bregenz: P. Winkel, Bürgereschullehrer.
Frauenfeld: Gust. Büeler, Professor.
Friedrichshafen: A. Breunlin, Kaufmann.
Isny: Karl Pfeilsicker, Kaufmann.
Konstanz: Otto Leiner, Apotheker.
Lindau: Karl Stettner, Buchhändler.
Markdorf: Josef Otto Kerle, Kaufmann.
Ravensburg: Otto Maier, Verlagsbuchhändler.
St. Gallen: Dr. Pl. Bütler, Professor (St. Fiden).
Tuttlingen: Adolf Schad, Fabrikant.
Überlingen: Ernst Lachmann, Privat.



Mitglieder des Vereins,

welche diesen theils durch ganz erhebliche jährliche Gaben, theils durch einen freiwillig erhöhten jährlichen Mitgliedsbeitrag in dankenswerter Weise unterstützen.

- Seine Majestät König Ludwig III. von Bayern.
Seine Majestät König Wilhelm II. von Württemberg.
Seine Königliche Hoheit Großherzog Friedrich II. von Baden.
Ihre Königliche Hoheit Großherzogin-Witwe Luise von Baden.
Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Theresie von Bayern.
Seine Königliche Hoheit Kronprinz Rupprecht von Bayern.
Seine Königliche Hoheit Prinz Franz von Bayern.
Seine Königliche Hoheit Fürst Wilhelm von Hohenzollern.
Seine Großherzogliche Hoheit Prinz Maximilian von Baden.
Seine Durchlaucht Fürst von und zu Liechtenstein.
Seine Durchlaucht Fürst Max Egon von Fürstenberg.
Seine Durchlaucht Fürst Maximilian von Waldburg-Wolfegg-Waldsee in Wolfegg.
Seine Durchlaucht Fürst Georg von Waldburg-Zeil-Trauchburg in Schloß Zeil.
Seine Durchlaucht Fürst und Altgraf Alfred von Salm-Reifferscheid und Dyck auf Schloß Dyck bei Glehn (Rheinpreußen).
Seine Erlaucht Graf Franz von Königsegg-Aulendorf in Aulendorf.
Ihre Erlaucht Frau Gräfin Sophie von Waldburg-Syrgenstein, Schloß Neutrauchburg, Post Isny.
Seine Erlaucht Graf Max von Waldburg-Zeil-Hohenems, kaiserlich königlicher Kämmerer in Hohenems.
Seine Erlaucht Graf Georg von Waldburg-Zeil, Schloß Syrgenstein bei Heimenkirch im Allgäu.
Seine Erlaucht Graf Albert Duadt-Wykradt-Isny, kaiserlich deutscher Gesandter in Athen.
Herr Graf Bodman auf Schloß Bodman.

Ferner die Gemeindeverwaltungen Aichach, Arbon, Bischofszell, Bregenz, Friedrichshafen, St. Gallen, Heiligenberg, Hoyren, Konstanz, Langenargen, Lindau, Markdorf, Meersburg, Radolfzell, Ravensburg, Reutin, Rheineck, Romanshorn, Rorichach, Salem, Singen, Stein a. Rh., Tettnang, Tuttlingen, Überlingen, Wangen und Weingarten.



Inhaltsverzeichnis der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.

(Fortsetzung des im 43. Heft aufgeführten Verzeichnisses von Nr. 1–42.)

- 43. Heft 1914.** Groß, Der Überfall von Tuttlingen am 24. November 1643. — Dr. Wolfart, Erinnerungen aus der Geschichte der Hohentwiel. — P. Wilh. Fox, Zur Geschichte der Reichsabtei Weihenau. — Bücheranzeigen. — Dr. Mack, Die neue Erdbebenwarte in Ravensburg. Gesamt-Inhaltsverzeichnis der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 1.–42. Heft. — Alphabetisches Autoren-, Orts- und Sachregister zu den Vereinschriften Nr. 1–42 von F. Kuhn. Preis 2 Mk.
Für Propagandazwecke vorzüglich geeignet!
- 44. Heft, 1915.** B. Winkel, Nekrolog auf Herrn Dr. med. Theodor Schmid, Bregenz. — W. Schmidle, Die Geologie der Mainau. — Dr. R. A. Weiß, Die Papiermühle in Stockach, ihre Geschichte und ihre Wasserzeichen. — Prof. J. Bösmair, Geschichte Rudolfs des letzten der alten Grafen von Bregenz (1097–1160). — Dr. G. Meyer von Knonau, Die eidgenössische Besatzung in der Reichsstadt Lindau im spanischen Erbfolgekrieg. — Dr. Barthel Heineman in Konstanz, der Freiheitsbrief Kaiser Heinrich VI. vom 24. September 1192. Ein Beitrag zur Diplomatik der Staufenzzeit. — Dr. P. Bütker, Die Freiherrn von Enne auf Grimmenstein. — Dr. A. Maurer, Ulrich Imholz. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Konstanz aus der Zeit nach dem Konzil. — L. Dorf Müller, Die Geschichte der Lindauer Stadtbibliothek. — Hermann Baier, Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs am Bodensee. — Professor J. Paffrath, zum Wetterverlauf am Bodensee. — Fr. Schaltegger, Die beiden ältesten Thürbrückenbriefe. — Erdbebenwarte Ravensburg. — Bücheranzeigen. — Preis 5 Mk.
- 45. Heft 1916.** Heinrich Schützinger, Das Lindauer Kriegswahrzeichen, mit einer Kunstbeilage und einer Abbildung. — R. Beyerle, Der älteste Name der Stadt Konstanz. — Dr. Hanns Bächtold, Die Flurnamen der schaffhauserischen Enklave Stein am Rhein. — Fr. Schaltegger, Am Hofe einer Exkönigin. Aus dem Tagebuch einer Ehrendame der Königin Hortense (mit zwei Bildnissen). — J. Munk, Schicksale aus dem Leben des Mailänder Boten. — A. Scheiwiler, Geschichte des Chorstifts St. Pelagius zu Bischofszell im Mittelalter. — Preis 6 Mk.

Herr Braun, Benefiziat, Überlingen.

- Braun, evangelischer Stadtpfarrer, Überlingen.
- Brunner, Hermann, Bankier, Konstanz.
- Bücheler, Posthalter und Hotelbesitzer, Heiligenberg.
- Dr. Büdingen, Th., Besitzer der Kuranstalt „Konstanzer Hof“, Konstanz.
- Burger, Direktor der Friedrich-Luisen Töchterschule, Konstanz.
- Delisle, Eduard, Privat, Konstanz.
- Dr. Deyle, Rechtsanwalt, Konstanz, Bahnhofstraße 6.

Fräulein Dietsche, Berta, Privat, Konstanz.

Herr Dietrich, Oberbürgermeister, Konstanz.

- Diez Emil, Stadtpfarrer, Markdorf.
- Graf Douglas, Friedrich, Villa „Kosenu“ bei Konstanz.
- Duzi, Ludwig, Defan, Markelfingen bei Konstanz.
- Dr. Dyke, prakt. Arzt, Worblingen bei Singen.
- Ehinger, Alois, Bierbrauereibesitzer, Meersburg.
- Emerich, Erwin, Porträtmaler, Markdorf.
- Egger, J., Hauptlehrer, Rhina, Post Kleinlaufenburg.
- Fehsenmaier, Bezirkstierarzt, Radolfzell.
- Fenster, Fridolin, Zeichenlehrer an der Kunstgewerbeschule, Karlsruhe.
- Dr. Fintz, Ludwig, Schriftsteller, Gaienhofen.
- Fischer, Julius, Kaufmann, Singen.
- Flaig, Heinrich, Konstanz.
- Frank, Leo, Rechtsanwalt, Überlingen.
- Freiburg i. Br., Stadt. Sammlung im Colombischlöfle (F. Deukler).
- Gagg, Notar, Konstanz.
- Gahmann, Georg, Obersteuerinspektor, Karlsruhe.
- Gess, Karl, Hofbuchhändler, Konstanz.
- Dr. phil. Gnau, Hermann, Konstanz.

Frau Gräfin M. von der Golz, Villa „Douglas“ bei Konstanz.

Herr Dr. Greeff, beratender Ingenieur für Elektrotechnik Konstanz, Muntpratstr. 3.

- Greeven, E. A., z. „Nepomuk“, Goldbach bei Überlingen.
- Greiner, Otto, Baumeister, Konstanz.
- Dr. Gröber, Konrad, Stadtpfarrer, Konstanz.
- Dr. Gruber, E., Freiburg i. Br., Deutsch-Ordenstraße 22.
- Gruber, Otto, Diplom-Ingenieur, Assistent an der Technischen Hochschule, Karlsruhe.
- Gulbin, Sporkaffier, Pfullendorf.
- Gutmann, Forstmeister, Staufeu i. Br.
- Haller, Johannes, Stadtrechner, Markdorf.
- Hämmerle, Bürgermeister, Meersburg.
- Heberle, Glasermeister, Überlingen.
- Heilig, Paul, Privat, Uhltingen.

Heiligenberg, Gemeinde.

Herr Heimgärtner, „zum Adler“, Markdorf.

- Herosé, Kurt, Privat, Konstanz.
- Herosé, Walter, Privat, Konstanz.
- von Hochstetter, Heinrich, Fabrikdirektor, Konstanz.
- Hofmeyer, R. B., Amts-Aktuar, Triberg, Hauptstr. 43.
- Hörle, Eugen, Privat, Villa „Friedenau“, Staad bei Konstanz oder Frankfurt a. M.
- v. Hofer, Albert, Bankier, Konstanz.

Frau Baronin v. Hornstein, Hohenstoffeln-Binningen.

Herr Hund, Fridolin, Obersteuerinspektor, Überlingen.

- Jägle, Reallehrer, Überlingen.
- Kaiser, Hauptlehrer, Markdorf.
- Karle, Josef Otto, Kaufmann, Markdorf.

Karlsruhe, Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek.

Karlsruhe, Großherzoglich badische Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus.

Herr Kempter, Fritz, Privat, Konstanz.

- Kern, Notar, Radolfzell.
- Kirzner, Privat, Karlsruhe, Kochstraße.
- Kneitel, Oberförster, Heiligenberg.

Konservatorium der Altertümer, Großherzoglich Badisches.

Konstanz, Großherzoglich badisches Gymnasium.

Konstanz, Museums-Gesellschaft.

Konstanz, Großherzoglich badische Oberrealschule.

Konstanz, Rosgartenmuseum.

Konstanz, Städtische Wessenberg-Bibliothek.

Konstanz, Sankt Johann-Vereinshaus A. u. G.

Konstanz, Stadtgemeinde.

Herr Krämer, Stadtschreiber, Markdorf.

- Kuhn, Professor, Überlingen; z. Zt. im Felde.
- Lachmann, Theodor, Medizinalrat, Überlingen.
- Lachmann, Ernst, Privat, Überlingen.
- Dr. med. Lauter, F., prakt. Arzt, Salem.
- Leiner, Otto, Apotheker und alt Stadtrat, Konstanz.
- Dr. Leube, Wilhelm, Frauenklinik, Konstanz.
- Leutwein, Generalmajor z. D., Überlingen.
- Leuther, Friedrich, Oberverwaltungssekretär, Engen.
- Levinger, Oberamtmann, Überlingen.
- Litsch, Karl, Forstmeister in Markdorf.
- Dr. Logky, Heinrich, Schriftsteller, Ludwigshafen a. R.
- Dr. Maier, Gustav, Professor, Neustadt (Schwarzwald).
- Mann, Privat, Konstanz, Eichhornstraße.
- Manz, Ingenieur, Überlingen.
- Marrendt, Fr., Stadtrat, Konstanz.
- Dr. Martens, Wilhelm, Gymnasiums-Direktor, Konstanz.

Markdorf, Stadtgemeinde.

Herr Markstahler, Adolf, Konstanz, Waldhaus Jakob.

- Martin, Bürgermeister, Heiligenberg.
- Martin, P., Zeichenlehrer in Triberg, Schulstr. 19.
- Mayer, Florentin, Oberreallehrer, Überlingen.
- Dr. Maurer, Anton, Stadtarchivar, Konstanz.
- Mauthner, Fritz, Schriftsteller, Landhaus „Glaserhäusle“, Meersburg.

Meersburg, Großherzoglich badisches Lehrerseminar.

Meersburg, Stadtgemeinde.

Herr Dr. Meißel, Oberarzt im städtischen Krankenhaus Konstanz.

- Mezger, Viktor, Kunstmaler, Überlingen.
- Moos, Julius, Privat, Überlingen.
- Müller, Josef, Bürgermeister in Markdorf.
- Müller, Karl Josef, Pfarrer, Rheinhelm (Amt Waldshut).
- Müller, Wilhelm, Inspektor des oberbadischen Zuchtverbandes, Radolfzell.
- Nagel, Pfarrer, Seefeldeln (Amt Überlingen).
- Neßler, Albert, Münsterpfarrer, Mittelzell auf Reichenau.
- Noppel, Adolf, Fabrikant, Konstanz.

Herr Osterwalder, Albert, Privat, Konstanz.

Pfullendorf, Stadtgemeinde.

Frau Prym, Lina, Kommerzienrats Wwe., Konstanz.

Herr v. Radeck, Privat, Deßeln (Amt Waldshut).

Radolfzell, Großherzoglich badische Realschule.

Radolfzell, Stadtgemeinde.

Herr Rebbholz, Max, Verleger in Konstanz, z. Zt. im Felde.

- Reif, Philipp, Privat, Überlingen.
- Remy, Leutnant a. D., Villa „Remy“ bei Konstanz.
- Reuß, Alfred, Buchdruckerei und Verlag der „Konstanzer Zeitung“ in Konstanz.
- Rieder, Karl, Landgerichtsrat, Konstanz.
- Ries, Fr., Gutsverwalter, Schloß Mainau.
- Rihm, Dekan, Singen.
- Ringl, Emil, Gasdirektor, Konstanz.
- Dr. Roder, Hofrat, Realschuldirektor, a. D., Überlingen.

Herr Rosenlöcher, Landgerichtsrat, Freiburg i. Br., Schillerstr. 16.

- Rübsamen, J., Professor, Willingen.
- Rudolf, Sigmund, Realschulprofessor, Überlingen.

Freiherr Dr. v. Rüpplin, Karl, großh. Landgerichtsdirektor, Konstanz.

Herr Ruf, Josef, Ratsschreiber, Oppenau, Amt Oberkirch, amtlicher Pfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler im Oberamtsbezirk Oberkirch.

Salem, Gemeindeverwaltung.

Herr Dr. Sauer, Universitätsprofessor und großherzoglich badischer Konservator, Freiburg i. Br., Kempartstraße.

- Sauer, Peter, Pfarrer, Allensbach am Untersee.
- Sauter, Josef, Kaufmann, Konstanz.
- Scheu, Karl, Monsignore, Divisionspfarrer a. D., Konstanz.
- Schmalz, Hauptlehrer, Öhningen.
- Schuhmacher, Adolf, Betriebsassistent, beim Militär-Eisenbahn-Betriebsamt 1 in Gent, Konstanz, z. Zt. Gent (Belgien)
- Schmidle, Direktor der Oberrealschule, Konstanz.
- Schmidt-Becht, Kunstmaler, Konstanz.
- Dr. v. Scholz, Erzellenz, Staatsminister a. D., Schloß „Seeheim“ bei Konstanz.
- Schwarz, Ab., Stadtpfarrer, Überlingen.
- v. Senger, Oberamtmann, Geheimer Regierungsrat, Freiburg i. Br.
- Simon, Eugen, Zahnarzt, Konstanz.
- Simon, Josef, Drogerie, Triberg.

Singen, Hohentwiel-Verein.

Singen, Leseverein.

Singen, Großherzoglich badische Realschule.

Singen, Stadtgemeinde.

Freiherr v. Soden, Erzellenz, Divisionsgeneral, Überlingen, Winter Stuttgart, Hohenstaufenstraße 17a.

Herr Speck, Fabrikant, Mülhshofen bei Meersburg.

- Spreter, Friedrich, Apotheker, Markdorf.
- Stadler, Fr., Buchdruckereibesitzer, Konstanz.

Stodach Stadtgemeinde.

Herr Stöcker, R., Rechnungsrat, Waldshut.

Freiherr von Stögingen, Roderich, Steißlingen.

Frau Straub, Kaufmanns Wittwe, Konstanz.

Herr Straub, Geheimerat, großherzoglich badischer Landeskommisjär, Konstanz.

- Dr. Strauß, Wilhelm, Privat, Villa „Gebhardsbrunn“ bei Konstanz.
- Strauß, Jos., Stadtrat, Konstanz.
- Streicher, August, Stadtrat, Konstanz.
- Stromeyer, Ludwig, Fabrikbesitzer und Geheimer Kommerzienrat, Konstanz.
- Thoma, Ernst, Kaufmann, Markdorf.
- Thorbecke, Bürgermeister, Singen.
- Dr. Zumbült, fürstlich fürstenbergischer Archivrat, Donaueschingen.
- Trunz, Pfarrer, Andelshofen.

Überlingen, Leopold-Sofien-Bibliothek.

Überlingen, Museums-Gesellschaft.

Überlingen, Großherzoglich badische Realschule.

Überlingen, Stadtgemeinde.

Herr Volk, Karl, Realschuldirektor, Überlingen.

• Dr. med. Volk, Wilhelm, Konstanz.

• Dr. Waag, Ernst, Rechtsanwalt, Radolfzell.

• Waag, Pastorationspfarrer, Salem.

• Waibel, Paul, Flaschnermeister, Singen.

• Wannenmacher, Hauptlehrer, Gerlachshausen.

• Walter, Jakob, Baumeister, Konstanz.

• Wasmer, August, Seminardirektor a. D., Pfarrer, Oberweier bei Rastatt.

• Weiß, Karl, Stadtpfarrer, Konstanz.

• Welsch, Bernhard, Stadtrat, Konstanz.

Herr Widmann, Wilhelm, Professor an der Realschule Singen.

• Widmann, Bauinspektor, Überlingen.

• Dr. Wiederstein, Geheimrat Hofrat und Professor der Universität Freiburg i. Br.

• Winter, Gasthofbesitzer, Heiligenberg.

• Wisfler, Pfarrer, Hesselstetten bei Mainau.

• v. Wolbeck, Senatspräsident beim Oberlandsgericht, Karlsruhe, Eisenlohrstraße 41.

• Wolf, Karl, Fabrikant, Radolfzell.

• Dr. med. Wörner, Medizinalrat, Überlingen.

• Wöwes, Fritz, k. k. fürstl. fürstbergischer Kustos, Heiligenberg.

• de Wulle, Arnold, de Ville, Gutsbesitzer, Nickselshausen bei Radolfzell.

• Zandt, O., Stadtpfarrer, Konstanz.

Bayern.

Äschach, Gemeindeverwaltung.

Herr Aubele, Stefan und Geistlicher Rat, Lindau.

• Auer, Wilhelm, Fabrikdirektor, Nickenbach bei Lindau.

• Dr. Balß, Rechtsrat a. D., München.

• Bauer, Bruno, Oberzollinspektor, München.

• Dr. med. Bever, Hofrat, prakt. Arzt, Äschach bei Lindau.

• Bertle, Anton, Pfarrer, Sigmarszell bei Lindau.

• Blant, Josef, Fabrikbesitzer, Reutin bei Lindau.

• Dr. Blenel, Georg, K. Forstmeister a. D., Schönau b. Lindau.

• Bopp, Redakteur, Zweibrücken (Pfalz).

• Branz, Igl. Gymnasialprofessor am Luitpold-Gymnasium, München.

• Brougier, Adolf, Kommerzienrat, Villa „Haldereggen“, Äschach bei Lindau.

• Brosche, Brauereidirektor, Lindau, z. Z. im Feld.

• Brüller, Ernst, Reallehrer, Lindau.

• Bühler, Eugen, Gutsbesitzer, Senftenau bei Äschach.

• Bürklin, Johannes, Kaufmann, München, Blumenstraße 6.

• Dr. Bumiller, Joh., Pfarrer, Aufhausen, Post Schiltberg in Oberbayern.

• Caselmann, Kirchenrat, Äschach.

• Diebold, Paul, Professor, Präsekt am Schülerheim Moosianum, Lohr a. Main.

• P. Hugolin Dach, D. St. Aug., Würzburg.

• Dr. Dörr, prakt. Arzt, Lindau, z. Z. im Feld.

• Egg, Emil, Bäckermeister in Lindau.

• Egg, Jakob, Großhändler und Kommerzienrat, Lindau.

• Enderlin, Fritz, Fabrikbesitzer, Äschach b. Lindau.

• Erdmannsdorffer, Robert, Architekt, Äschach bei Lindau, z. Z. im Feld.

Erlangen, Königl.-Bayr. Universitätsbibliothek.

Herr Friedl, Pfarrer und Geistlicher Rat, Oberreitau.

Herr Fleck, Friedrich, Fabrikant, Lindau.

- Gebel, Ed., Pfarrer, Unterreitnau bei Lindau.
- Geintner, Franz, Geheimer Hofrat und Bürgermeister, Augsburg.
- Gerber, Emil, Kaufmann, Lindau.
- Ritter v. Gerngroß, Geheimer Kommerzienrat, Nürnberg.
- Götzger, Karl, Rentner, Lindau.
- Gritscher, Hans, Kaufmann, Lindau.

Freiherr v. Grobois, Edler v. Brückenau, kaiserlich königlicher Hauptmann a. D., Reutin.

Herr Gruber, Adolf, Kaufmann, Lindenhof bei Schachen.

- Dr. Gruber, Aug., Geheimer Hofrat, Universitätsprofessor, Villa „Lindenhof“ bei Schachen.
- Dr. Swinner, Otto, Wasserburg.
- Heimpel, Gottfried, privatistischer Apotheker, Aischach bei Lindau.
- Dr. Heimpel, Obergeneralarzt z. D., Aischach bei Lindau.
- Henneberg, G., königlich preussischer Geheimer Kommerzienrat, Schachen bei Lindau.
- Graf v. Hirschberg, Regierungsrat, Lindau.
- Haid, G., Kunstmaler, Nonnenhorn.
- Hodrus, Erwin, Apothekenbesitzer, Lindau.

Hoyren, Gemeindeverwaltung.

Herr Huber, Wilhelm, R. Oberzollinspektor, Lindau.

- Rick, Fritz, Hauptmann d. L., z. Zt. in Berlin, Neutempelhof, Burgherrnstr. 8/II.
- Rick, Ludwig, Rentner, Aischach.
- Dr. Rittler, Christ., Rektor der Realschule Schweinsfurt.
- Rinkelin, Raimund, Rentner und Magistratsrat, Lindau.
- Dr. med. Kimmmerle, prakt. Arzt und Sanitätsrat, Lindau.
- Kling, Weinhandlung, Nonnenhorn.
- v. Kneußl, Ritter, Generalleutnant und Divisions-Kommandeur, Erzellenz, z. Zt. im Felde.
- Kühlwein, Architekt, Lindau, Hauptmann d. L., z. Z. im Feld.
- Kürn, Karl, Apotheker, Lindau.
- v. Lachemair, Generalleutnant z. D., Erzellenz, Aischach, z. Z. im Feld.
- Dr. Lau, Alois, Gymnasiallehrer, München (Theresiengymnasium).
- Lehle, Karl, Bankbeamter, Deggersheim bei Ludwigshafen a. Rh., Kurfürstenstr. 6.
- Dr. Limmer, pr. Arzt, in Lindau.
- Limpert, Fritz, Architekt, Lindau.

Lindau, Städtische Hospitalstiftung.

Lindau, Königliche Lateinschule.

Lindau, Maria-Marthastift.

Lindau, Königliche Realschule.

Lindau, Stadtbibliothek.

Lindau, Stadtgemeinde.

Freiherr Lochner v. Hüttenbach, Max, Major, Rittergutsbesitzer und Kammerherr, Lindau.

Herr Lunglmayr, Alfred, Rat am Obersten Landesgericht, München, Lenzstraße 5/III.

- Meel, Ernst, Fabrikbesitzer und Hoflieferant, Nürnberg.

Memmingen, Stadtbibliothek.

Herr Meng, Jakob, Großhändler, Lindau, z. Z. im Feld.

- Morhart, Reallehrer, Lindau.
- Müller, Geistlicher Rat, Wasserburg.
- Münch, Dr. jur., geprüfter Rechtspraktikant, Lindau, z. Z. im Feld.

München, Königlich bayrisches Nationalmuseum.

München, Königlich bayrisches Reichsarchiv.

Herr Munk, Postamtsdirektor, Lindau.

- Munk, J., f. Postsekretär, Lindau.
- Nördlinger, Max, Rechtsanwalt, Lindau.
- Panizza, Heinrich, fgl. Kommerzienrat, Lindau, z. Z. Major d. L. in Berlin, Lindenstr. 51/53.
- Pasquay, Amtgerichtsrat, Lindau.

- Herr Pfaff, Andreas, Professor, Lindau.
 • Dr. Brichhäuser, Max, Wetterwarte Fürth.
 • Brimbs, Privat, Wasserburg.
 • Raith, Franz, Pfarrer, Weibensberg bei Lindau.
 • Reinwald, Alfred, Apotheker, Regensburg.
 • Reinwald, Gustav, Hauptmann im königlich bayrischen 4. Infanterie-Regiment, z. Z. im Feld.
 • Reinwald, Hermann, Beamter der Münchner Rückversicherungs-Gesellschaft, München.
 • Reinwald, Thomas, Gymnasialprofessor, Neustadt a. H. (Pfalz).
 • v. Reck, Generalmajor und Brigadefeldkommandeur, Lindau, z. Z. im Feld.
 • Reith, Fritz, königlicher Hoflieferant, Lindau.

Keutin, Gemeindeverwaltung.

- Herr Niesch, J. C., Magistratsrat, Lindau.
 • Dr. Rohmer, I. Kreismedizinalrat, Speyer.
 • Rohrmoser, Brauereidirektor, Simmerberg (Allgäu)
 • Schemmel, Major im Generalstab, z. Zt. im Feld.
 • Schindler, Samuel, Diplomingenieur, Lindau.
 • Schleicher, Hofzahnarzt, Lindau.
 • Schmid, Heinr., Pfarrer, Lindau.
 • Schreiber, Friedrich, Gymnasiallehrer, Rothenburg o. T.
 • Schützinger, Heinrich, Hofrat und rechtskundiger Bürgermeister, Lindau.
 • Schützinger, Hermann, Oberleutnant im 11. bayrischen Infanterie-Regiment, z. Z. im Feld.
 Frä. Schützinger, Hermine, Berlin Friedenau, Wiesbadenerstraße Nr. 12, III.

- Herr Schützinger, Oskar, Hilfsarzt, z. Z. im Feld.
 • Dr. Sepp, R., Bezirksamtsassessor, Lindau.
 • Dr. Sensburg, Waldbemar, Kustos an der königlichen Hof- und Staatsbibliothek, München, Veterinärstraße 8/I.
 • Späth, Wilhelm, Hotelbesitzer „Bayerischer Hof“, Lindau.
 • Dr. med. Spuhn, prakt. Arzt, Lindau.
 • v. Seutter, Emil, Rentner, Lindau.
 • Stettner, Karl, Buchhändler, Lindau.
 • Stettner, Thomas, Buchhändler, Lindau, z. Z. im Feld.
 • Dr. Stolze, Alfred, Reallehrer in Unterschondorf, z. Zt. im Felde.
 • Thalhofer, Norb., resignierter Pfarrer, Wohmbrechts.
 • Dr. jur. Thoma, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Augsburg, z. Z. im Feld.

Freiherr v. Troelsch, Karl, Postsekretär a. D., Aschach.

Herr Dr. med. Türcke, Alwind b. Schachen.

- Herr Walser, Karl Maria, Rechtspraktikant, München, Adalbertstraße 104.
 • Wacker, Alex., Geheimer Kommerzienrat, Schachen bei Lindau.
 • Dr. Wagner, Bezirksamtsassessor, München.
 • Welzel, Hans, Regierungsrat, Syndikus der königlich Technischen Hochschule, München, Kaufbachstraße 75/II.
 • Dr. Wolfart, R. Stadtpfarrer und Stadtbibliothekar, Lindau.
 • Würth, Friedrich, Bankier, Augsburg (Börse).
 • Zerwick, Emil, Bankier und Hauptmann d. L., Lindau, z. Z. im Feld.
 • Herr Zwisler, Anton, Ingenieur, Lindau.

Zu übrigen Deutschland.

Berlin, Königliche Bibliothek.

- Herr Dr. Beyerle, Konrad, ord. Professor an der Universität Göttingen, z. Zt. Polit. Abteilung des Gouvernements Lambertstraße 2, Brüssel.
 • Dr. Germann-Bestelmeyer, Professor an der Akademie der bildenden Künste, Dresden.
 Bonn, Universitätsbibliothek.

- Herr Graf v. Brühl, Excellenz, Regierungspräsident, Sigmaringen.
 „ Dr. med. Bunn, Excellenz und Geheimrat, Professor an der Universität, Berlin NW.,
 Gebhardtstraße 5.
 „ Demelius, Amtsgerichtsrat, Neuhaldensleben.
 „ Dr. Ficker, Johannes, Professor, Straßburg i. E.
 „ v. Gödecke, Hans, Major, Köln a. Rh., Hansaring 79.
 „ Gaupp, C., Professor, Breslau, Albrechtstraße 10.
 Freiherr Heyl zu Hersnheim, Worms.
 Herr Dr. Heymann, Ernst, o. ö. Professor der Rechte, geh. Justizrat, Charlottenburg, Kaiserdamm 44.
 „ Dr. Hoppe-Seyley, Professor, Kiel, Niemannsweg 33.
 „ Jessione, Dr. Albert, Universitätsprofessor in Gießen.
 Fräulein Riesel, Maria, Frankfurt a. M.-Oberrad, Gruneliusstraße 4.
 Herr Krüger, Fritz, Oberleutnant, Berlin-Friedenau, Hauptstraße 76.
 Durchlaucht Frau Prinzess zu Löwenstein, Frankfurt a. Main.
 Herr Dr. Sachs, Regierungsrat im Reichskolonialamt, Groß Lichterfelde bei Berlin, Lorenzstraße 72.
 „ Schäfer, k. württ. Major, Straßburg i. E., 3. St. im Felde.
 „ Schalow, Hermann, Professor, Berlin-Grünwald, Hohenzollernndamm 50.
 Herr Schmalholz, Adolf, Professor an der Baugewerbeschule, Barmen (Rheinland).
 „ Schrey, Adolf, Dresden A, Sidonienstr. 28 I.
 „ Schwarz, Albert, Gardinenfabrikant, Plauen (Sachsen).
 „ Dr. v. Seyfried, Major a. D., Wiesbaden, Dambachtal 28 p.
 „ Ulrich, Kurt, Chemnitz, Heinrich Beckstraße 32.
 „ Vollmöller, Karl, Professor, Dresden A 3, Wienerstraße 9.
 „ Voss, Johannes, Düsseldorf 7, Steinstraße 36.
 „ v. Wedel, Oberleutnant, 2. Garde-Malanenregiment, Berlin NW 40, in den Zelten Nr. 22.
 „ v. Wedel, Hasso, Rittmeister, Berlin W.
 „ v. Werner, Fritz, cand. jur., Berlin-Lantwiz, Waldemarstraße 3.
 „ Woltered, Professor, Leipzig-Gautsch, Weberstraße 13.
 „ Graf Ferdinand v. Zeppelin, Diplomingenieur, Darmstadt.

Italien.

- Herr Rechsteiner, Fr., kaiserlich deutscher Konsul, Venedig, 3. 3. in München.

Amerika.

- Herr Lohr, Ernst, Sekretär am deutschen Hospital, New-York, U. S. A. City 112 East 77th Str.
 „ Lohr, Otto, Redakteur der „New-Yorker Staatszeitung“, New-York, P. O. Box 1207.

Österreich-Ungarn.

- Herr Ballmann, Heinrich, Bezirksrichter, Feldkirch.
 „ Baumeister, Georg, Architekt, Bregenz.
 „ Dr. Beck, Josef, Stadtarzt, Feldkirch.
 „ Benger, Karl, Fabrikbesitzer, Bregenz.
 Bregenz, Kapuzinerkloster-Bibliothek.
 Bregenz, Stadtgemeinde-Verwaltung.
 Bregenz, Staatsgymnasium.
 Herr Dr. med. Bröll, J. G., Ulmerfeld (Niederösterreich).
 „ Braun, Franz, Stadtrat, Bregenz.
 „ Dr. Graf Enzenberg, Arthur, Kämmerer, Innsbruck.
 „ Dr. Felder, Hermann, Bezau.
 „ Fessler, Theodor, Kaufmann, Bregenz.
 „ Findler, Ferdinand, Buchhändler und Lithograph, Bregenz.
 „ Dr. Fußenegger, Karl, Advokat, Dornbirn.

Herr Seßner, Albert, Nenzing.

- Seßner, Eugen, Fabrikant, Nenzing (Vorarlberg).
- Dr. Ritter v. Haberler, Fr., Ministerialrat und Sanitäts-Referent im Ministerium des Innern, Wien XIX, Döbblinghauptstraße 54.
- Hämmerle, Otto, Fabrikbesitzer, Dornbirn.
- Hämmerle, Viktor, Fabrikbesitzer, Dornbirn.
- Dr. phil. Helbok, Adolf, k. k. Universitätsbibliothekar, Innsbruck.
- Holter, Alois, Bizebürgermeister, Bregenz.
- Hueter, Heinrich, Postkontrolleur, Bregenz.
- Dr. jur. Huter, Oskar, Bregenz.
- Dr. phil. Huter, Rich., Bregenz.
- Dr. Heimbach, Michael, Ingenieur, Hardt bei Bregenz.
- Irtinger, Oskar, Sekretär des Landesverbandes für Fremdenverkehr, Bregenz.
- Kelz, Karl, Landgerichtsrat, Feldkirch.
- Dr. Kinz, Ferdinand, Bürgermeister, Bregenz.
- Kleiner, Viktor, Landesarchivar, Bregenz.

Klosterverwaltung Mehrerau bei Bregenz.

Herr Lienert, Anton, Apotheker, Bregenz.

- Lochner, Hans, Direktor der Fachschule, Bregenz.
- Dr. Graf v. Meran, Rudolf, Landespräsident, Czernowitz.

Freiherr v. Merhart-Bernegg, Walter, Hauptmann i. d. G., Bregenz.

Herr Michael, Zivilingenieur, Bregenz.

- Dr. Müller, Julius, prakt. Arzt, Bregenz.
- Natter, Franz, Bürgerschullehrer, Bregenz.
- Pedenz, Albert, Alt-Bürgermeister, Bregenz.

Frau von Salvini-Plawen, Emmy, Bregenz.

Herr Dr. Schmadl, Ludwig, Advokat, Bregenz.

- Schneider, Johann, Kaufmann, Hard bei Bregenz.
- von Schwerzenbach, kaiserlich königlicher Denkmalsrat, Bregenz.
- Trüdingen, Karl, Fabrikbesitzer, Steinbüchel bei Bregenz.
- Graf Rud. v. Thun-Hohenstein, Hofrat, Bregenz.

Verein der Vorarlberger in Wien VIII, Lerchenfeldstraße 14 (Grünes Tor).

Vorarlberger Landesmuseum Bregenz.

Herr Weiß, Anton, kaiserlicher Rat, Bregenz.

- Winkel, Bürgerschullehrer, Bregenz.
- Wunderlich, Holzhändler, Bregenz.

Schweiz.

Herr Ammann, August F., Anwalt jur. Roche bei Lausanne.

- Dr. Arbenz, Emil, Professor a. D. an der Kantonschule, St. Gallen.

Arbon, Stadtgemeindevverwaltung.

Herr Dr. Bächtold, Hans, St. Johannvorstadt 63, Basel.

- Benz-Meißel, Gemeinderat, Korschach.
- Dr. med. Binzwanger, Ludwig, Direktor der Heilanstalt „Bellevue“, Kreuzlingen.

Bischofszell, Bürgerrat.

• Stadtbibliothek.

Herr Büeler, G., Professor an der Kantonschule, Frauenfeld.

- Bürgi, Karl, Schloß Wolfsberg bei Ermatingen.
- Dr. Büttler, Bl., Professor an der Kantonschule St. Gallen, St. Fiden.
- Buß, C. A., Direktor, Arbon.
- Dr. Dierauer, Johannes, Professor a. D. und Stadtbibliothekar, St. Gallen.
- Dr. Dreger, Adolf, Professor an der Kantonschule St. Gallen, Mörtschwil.
- Dr. Ehrenzeller, Wilhelm, Professor, St. Gallen, Kottlerstraße 13.

Ginsiedeln, Stiftsbibliothek.

Herr Dr. jur. Engensperger, Gemeindeammann, Rorschach.

- Dr. med. Felder, Rorschach.
- Gimmet-Näf, Ernst, Arbon.
- Glinz, Johann Kaspar, Rorschach.
- Sloggenzießer, Fritz, Kaufmann, Zürich II, Waffenplatz 66.
- Smür-Kreil, Eduard, Schiffsahrtsinspektor, Rorschach.
- Graf, Konrad, Pfarrer, Mammern am Untersee.
- Dr. v. Greyerz, Theod., Professor, Frauenfeld.
- Günther, Gemeindeammann, Arbon.
- Hausknecht, Werner, Privat, Villa „Grünstein“, Wienerberg 5, St. Gallen.
- Huber, Rudolf, in Firma Huber & Co., Frauenfeld.
- Kinkelin, Cäsar, Rechtsanwalt, Romanshorn.
- Dr. med. Koller, Herisau.
- Lang, Bezirksammann, Rheineck.

Kreuzlingen, Lehrerseminar.

Herr Dr. Leutenegger, Seminarlehrer, Kreuzlingen.

- Luz, Gebhard, Fürsprech, zum „Trüeterhof“, Thal (St. Gallen.)
- Meier, Jakob, Defak, Frauenfeld.
- Dr. Meyer v. Ronau, Gerold, Professor an der Universität, Zürich.
- Michel, Alfred, Pfarrer, Märstetten (Thurgau).
- Mühlebach, A., Direktor der landwirtschaftlichen Winterchule, Schloß Arenenberg.
- Müller, Josef, Stiftsarchivar, St. Gallen.
- Müller-Häny, Josef Anton, Kantons-Archivar und Bibliothekar, St. Gallen.

Nordostschweiz. Verband für Schifffahrt Bodensee-Rhein, St. Gallen, Poststraße 18.

Herr Dr. med. Pauly, Otto, Rorschach.

- Pischl, Karl, Apotheker, Stöckhorn.
- Dr. Rehsteiner, Hugo, Präsident der Naturforschenden Gesellschaft, St. Gallen, Eichenstraße 1.

Rheineck, Stadtverwaltung.

Herr Dr. med. Rippmann, C., Stein am Rhein.

Romanshorn, Stadtverwaltung.

Rorschach, Stadtverwaltung.

Herr Dr. Roth, D., Professor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Zürich.

- Rothenhäusler, C., Apotheker, Rorschach.
- Dr. Rüttsche, Professor an der Kantonschule, St. Gallen.

St. Gallen, Stadtverwaltung.

St. Gallen, Stiftsbibliothek.

Herr Saurer, Adolf, Fabrikant, Arbon.

- Schär, Konrad, Fabrikant, Villa „Schöneck“, Arbon.
- Schaltegger, Fr., alt Pfarrer, Kantonsbibliothekar und Archivar, Frauenfeld.
- Scheiwiler, Albert, cand. phil., Freihof, Goshau, St. Gallen.
- Dr. Schieß, Traugott, Stadtarchivar, St. Gallen.
- Schmid, C., Gymnasiallehrer, Samariterstr. 33, Zürich.

Stein am Rhein, Stadtverwaltung.

Herr Stoffel-Benziger, Beat, Steinach bei St. Gallen.

- Uhler, Ernst, Baumeister, Emmishofen.
- Dr. med. Ullmann, Oskar, Besitzer der Kuranstalt Mammern, Kt. Thurgau.
- Dr. Vetter, Ferdinand, Professor an der Universität, Bern.
- Dr. Wagner, Geologe, Basel.
- Dr. Wartmann, Hermann, Präsident des historischen Vereins, St. Gallen.
- Wellauer, Eduard, Zahnarzt, Stein am Rhein.
- Wiget-Sonderegger, a. Institutsdirektor, Rorschach.
- Willi, F., Lehrer, Rorschach.
- Dr. Wirz, Hans Georg, Hauptmann i. G., Bern, Kirchenfeldstraße 38 a.
- Witta, Hotelbesitzer, Rorschach.

Württemberg.

- Herr Adameczyk, Kapitänleutnant a. D., Friedrichshafen; 3. J. im Feld.
- Nichele, Hofapotheker, Friedrichshafen.
 - Alber, Hauptlehrer, Hemigkofen bei Tettnang.
 - Albinger, Baurat, Ravensburg.
 - Arnold, Ludwig, Kaufmann, Friedrichshafen.
 - Autenrieth, Landgerichtsdirektor a. D., Ravensburg.
 - Baier, Pfarrer, Oberejsach bei Ravensburg.
 - Barth, Gustav, Kaufmann, Stuttgart, Augustenstraße 9^{1/2}.
 - Bauer, Josef, Kaufmann, Friedrichshafen.
 - Baumgärtner, Kaspar, Hauptlehrer, Altstadt D.-A. Kottweil.
 - Dr. Baur, Ludwig, Universitätsprofessor, Tübingen.
 - Beck, Max, Direktor der Maschinenfabrik Escher Wyß & Co., Ravensburg.
- Freiherr Benze v. Benzenhofen, Marquis von Wonglat, Benzenhofen bei Ravensburg.
- Herr Berberich, Karl, Bankvorstand, Ravensburg.
- Berger, Schultheiß, Oberhofen bei Ravensburg.
 - Begner, Ingenieur und Maschinenfabrikant, Ravensburg.
 - Bernhard, Rudolf, Kaufmann, Stadtrat, Friedrichshafen.
 - Biedermann, Seminaroberlehrer, Saulgau.
 - Biesinger, Augustin, Pfarrer, Dietingen bei Ulm.
 - Bleyer, Pfarrer a. D., Friedrichshafen.
 - Bockner, Hermann, Fabrikant, Friedrichshafen.
 - Dr. Bockshammer, Regierungsrat, Ludwigsburg.
 - Böller, Th., Hofbuchdrucker, Friedrichshafen.
 - Böfeler, Gymnasialprofessor, Ravensburg.
 - Boos, Josef, Hauptlehrer, Schramberg.
 - Bort, Heinrich, Käsefabrikant, Wangen i. Allgäu.
 - Graf Alexander v. Brandenstein-Zeppelin, Hauptmann im Generalstab, Stuttgart, Herdweg 66, 3. Jt. im Feld.
 - Braungart, Kameralverwalter, Tuttlingen.
 - Breunlin, Karl, Kaufmann, Friedrichshafen.
 - Brinzinger, Stadtpfarrer, Oberndorf a. N.
 - Brög, Otto, Hoflaminiegeister, Friedrichshafen.
 - Dr. Bräuhäuser, Mansfred, Assistent am statistischen Landesamt, Stuttgart.
 - Bucher, Pfarrer, Rehlen bei Tettnang.
 - Butscher, Stadtpfarrer a. D., Friedrichshafen.
 - Dr. Casper, Gymnasialprofessor, Kottweil.
 - Christ, Franz, Hauptlehrer, Wangen im Allgäu.
 - Colsmann, Alfred, Kommrat., Generaldir. der Luftschiffbau-Zeppelin G. m. b. H., Friedrichshafen.
 - Cornell, Architekt, Tuttlingen.
 - Dentler, Oberamtsärzt, Ravensburg.
 - Dr. med. Dillenz, prakt. Zahnarzt, Ravensburg.
 - Dick, Friedrich, Fabrikbesitzer, Ehlingen.
 - Dieterlen, Rechtsanwalt, Ravensburg.
 - Drexler, Eugen, Kaplan, Weingarten.
- Frau Dibbers, Ida, Villa „Kiefer“, Krehbronn am Bodensee.
- Herr Dr. Dunder, Max, Stadtpfarrer, Neckarjulin.
- Dr. ing. h. e. Dürr, Direktor am Luftschiffbau-Zeppelin in Friedrichshafen.
 - Dr. Eßener, Hugo, Direktor der Delag, Friedrichshafen.
 - Dr. med. Ehle, Sanitätsrat, Isny, Oberamt Wangen.
 - Ehle, Kommerzienrat, Ravensburg.
 - Eitel, Albert, Geometer, Friedrichshafen.
 - Eichhorn, F., D. H. H. C. Privatsekretär, Oberndorf a. N.
 - Elsenhans, Karl, Lehrer und Hausvater im Martinshaus-Altshausen.

- Herr Elsenhaus, Stadtpfarrer Tettmang.
- Dr. med. Enderle, Generaloberarzt a. D., Weingarten.
 - Dr. med. Emge, prakt. Arzt, Hohentengen, Oberamt Saulgau.
 - Eyb, Gustav, Kunstverlag, Stuttgart, Neckarstraße 55.
 - Egle, Gerichtsnotar, Weingarten.
 - Fauser, Dekan, Ravensburg.
 - Feigle, Rechtsanwalt, Tuttlingen.
 - Dr. med. Finth, Oberamtsarzt, Tettmang.
 - Fischer, Schultheiß Vaindt, bei Ravensburg.
 - Fischer, Hauptlehrer, Wurmelingen, bei Tuttlingen.
 - Dr. Fischer, Professor an der Universität, Tübingen.
 - Brandt, Richard, in Ludwigsburg.
 - Freudigmann, Karl, Hofwertmeister, Friedrichshafen.
 - Fricker, Verwaltungsaktuar, Friedrichshafen.
- Frau Fried, Witwe, zum „Seehof“, Friedrichshafen.
- Friedrichshafen, Kurgartenhotel A.-G.
- Friedrichshafen, Latein- und Realschule.
- Friedrichshafen, Lehrervereinsgesellschaft des katholischen Schulbezirks.
- Friedrichshafen, L.-Z. Verein.
- Friedrichshafen, Mädchenpensionat St. Antonius.
- Friedrichshafen, Schulbibliothek der evangelischen Volksschule.
- Friedrichshafen, Schulbibliothek der katholischen Volksschule.
- Friedrichshafen, Stadtgemeinde.
- Freiherr v. Gaisberg, Friedrich, Schödingen, Oberamt Leonberg.
- Herr Gaismair, Karl, Kaufmann, Ulm.
- Ganzenmüller, Professor, Vorstand der Mädchenrealschule, Ravensburg.
 - Gebhardt, Baltasar, Rentner in Ravensburg.
- Herr Gemmingen-Gutenberg, Karl, Kammerherr und Staatsrat, Stuttgart
- Herr Geisinger, Dekan, Weissenau bei Ravensburg.
- Gerof, Theodor, Amtsrichter a. D., Langenburg.
- Frau Gessler, M., Witwe, Buchdruckereibesitzerin des „Seebblatt“, Friedrichshafen.
- Herr Gessler, Othmar, Redakteur, Friedrichshafen.
- Dr. phil. Gmelin, Hugo, Stuttgart.
 - Gminder, Gustav, Fabrikant, Fischbach bei Friedrichshafen, z. Z. im Feld.
 - Gottert, Regierungsrat, Tuttlingen.
 - Dr. Greiner, Gymnasialprofessor, Ulm a. D.
 - Groß, Major, Tuttlingen, z. Z. im Feld.
 - Hacker, Rentner, Altschhausen, z. Zt. Major im Landst. Batl. Ravensburg.
 - Härle, Rechtsanwalt, Ravensburg.
 - Härlin, Gutbesitzer, Allenwinden bei Ravensburg.
 - Dr. Hafner, Stadtpfarrer, Ravensburg.
 - Dr. med. Hagel, prakt. Arzt, Ulm.
 - Hailer, Landgerichtsrat, Ravensburg.
 - Haller, Jakob, Schuhfabrikant, Tuttlingen.
 - Dr. Hammer, Oberpräzeptor, Friedrichshafen.
 - Harburger, Simon, Kaufmann, Friedrichshafen.
 - Hauber, Hermann, Hotelbesitzer, Friedrichshafen.
 - Haug, Oberrealschulprofessor, Ravensburg.
 - Heimpel, Karl, Kaplan an der Oberhardskirche, Stuttgart.
 - Henke, Matthäus, junior, Schuhfabrikant, Tuttlingen.
 - Henninger, Oberreallehrer, Tuttlingen.
 - Herbst, Emil, Fabrikant Ulm a. D.
 - Hermanuz, Finanzrat, Saulgau.
 - Hertler, Schloßwertmeister, Friedrichshafen, z. Z. im Feld.

- Herr Hetsch, Rudolf, Buchhändler, Viberach.
- Hefele, Karl, Werkmeister, Ravensburg.
 - Hepp, Landgerichtsrat, Ravensburg.
 - Hildenbrand, Gustav, Bahnhof-Hotel, Ravensburg.
 - Hiller, Baurat a. D., Friedrichshafen, Geigerstraße.
 - Hinderer, Verwaltungsaktuar, Tuttlingen.
 - Höfer, Adolf, Tuttlingen.
 - Hölzner, August, Rentner, Friedrichshafen.
 - Dr. Holz, Eugen, Rechtsanwalt, Tuttlingen.
 - Honer, Adr., Fabrikant, Ravensburg.
 - Huber, Philippe, Kaufmann, Weingarten.
 - Huggle, Direktor am „Oberchwäbischen Anzeiger“, Ravensburg.
 - Dr. med. Hüfler, Sanitätsrat, Friedrichshafen.
 - Hüni, Eduard, Fabrikbesitzer, Friedrichshafen.
 - Jetter, Direktor bei der Württembergischen Metallwarenfabrik, Geislingen.
 - Jung, Professor am Gymnasium in Ellwangen (Jagst).
 - Jung, J., Landwirt, Weingarten.
 - Jungel, Oberregierungsrat a. D., Ravensburg.
 - Kah, Max, Redakteur, Ravensburg.
 - Kahlbau, A., Stuttgart, Kepplerstraße 20.
 - Dr. med. Kay, Hofrat, prakt. Arzt, Friedrichshafen, z. Z. Oberstabsarzt.
 - Keller, Franz, Handelslehrer an der städtischen Handelsschule, Ravensburg, z. Zt. im Feld.
 - Kefler, Pfarrer, Gienhausen, bei Ravensburg.
 - Kible, Pfarrer, Neufisch, bei Tettnang.
 - Kiderlen, Landgerichtsdirektor, Ulm.
 - Kiderlen, Hermann, Architekt, Ravensburg.
 - Kiderlen, Apotheker, Tettnang.
 - Dr. med. Kiderlen, prakt. Arzt, Friedrichshafen, z. Z. im Feld.
 - v. Kirn, Obersteuerrat a. D., Friedrichshafen.
- Frau Kistling, Hermine, Rentnerin, Ravensburg.
- Herr Dr. Klaus, prakt. Arzt, Tuttlingen.
- Dr. Kleinschmidt, Professor, Vorstand der meteorologischen Drachenstation, Friedrichshafen.
 - Klett, Oberfinanzrat a. D., Stuttgart, Rotebühlstr. 66.
 - Kleys, Postinspektor a. D., Ravensburg.
 - Knapp, C., Professor, Ludwigsburg, Königsallee 68.
 - Kober, Direktor am Flugzeugbau, Friedrichshafen.
 - Köberle, Gutsbesitzer in Großbaumgarten bei Ravensburg.
 - Kost, Ökonomierat, Ravensburg.
 - Krauß, Friedrich, junior, Rentner, Ravensburg.
 - Krauß, Stadtpfarrer, Weingarten.
 - Kremmler, Finanzrat, Tettnang.
 - Kresser, Professor, Rottweil.
 - Dr. med. Krimmel, Medizinalrat, Direktor der k. Heilanstalt Weißenau bei Ravensburg.
 - Kürzel Ed., Privatmann in Tettnang.
 - Kuhn, F., Postsekretär, Friedrichshafen.
 - Dr. Lampert, Professor und Oberstudienrat, Naturalienammlung Stuttgart.
 - Landenberger, Paul, Fabrikdirektor, Schramberg.
 - Dr. Landerer, Hofrat, Direktor der Heilanstalt Kemmenburg bei Ehlingen.
 - Dr. Landerer, Heinrich, Hofrat, Göppingen.
 - Landerer, Domänenpächter, Schäferhof bei Tettnang.
 - Lang, Direktor der privaten höheren Handelsschule, Ravensburg.
 - Lanz, Josef, Fabrikdirektor und Rentner, Weingarten.
- Fräulein Lanz, Sofie, Rentnerin, Friedrichshafen.
- Herr Laur, Professor, fürstlich hohenzollerischer Landeskonservator und Architekt, Friedrichshafen.

Landkapitel des katholischen Dekanats Tettmang.

Landkapitel des katholischen Dekanats Ravensburg.

Langenargen, Gemeinde.

Langenargen, Lesegesellschaft.

Herr Laumayer, Anton, Kaufmann, Ulm a. D., Hirschstraße.

• Lauterwein, Reinhard, Oberamtsbaumeister, Wangen im Allgäu.

Lehrerlesegesellschaft des evangelischen Schulbezirks Ulm II. (Aulendorfer Sprengel).

Herr Dr. von Leube, Geheimer Hofrat und Universitätsprofessor, Stuttgart, Neue Weinstraße 44.

• Leuthi, Rud., Rechtsanwalt, Tettmang, z. Zt. im Feld.

• Lobmiller, Th., Seminaroberlehrer, Saulgau.

• Lobmiller, Dr. jur., Rechtsanwalt, Tettmang.

• Locher, G., Landtagsabgeordneter, Tettmang.

• Locher, Finanzrat, Weingarten.

• Lupberger, Pfarrer, Deuchelried bei Wangen.

• Lüthi, Pfarrer, Oberzell bei Ravensburg.

• Dr. Luz, Rechtsanwalt, Tuttlingen.

• Magirus, Kommerzienrat, Handelskammerpräsident, Ulm a. D.

• Maier, Otto, Verlagsbuchhändler, Ravensburg.

• Maybach, Karl, Ingenieur und Direktor am Motorenbau, Friedrichshafen.

• Mayer, Josef, Hauptlehrer, Friedrichshafen.

Frau Mayer, Rechtsanwalts Witwe, Ravensburg.

Herr Merz, Otto, Fabrikant, Ravensburg.

• Mettmann, Otto, Stadtpfarrer, Lauchheim bei Ellwangen.

Fräulein Miettinger, Agathe, Institutslehrerin, Friedrichshafen.

Herr Dr. Miller, Konrad, Professor, Stuttgart.

• Dr. Miller, W., prakt. Arzt, Friedrichshafen, z. Z. Stabsarzt im Feld.

• Miller, Oberrealschulrektor, Ravensburg.

• Mittl, Hans, Redakteur am „Oberschwäbischen Anzeiger“, Ravensburg.

• Moll, Landgerichtsdirektor, Stuttgart, Reinsburgstraße 32/2.

• Möhrli, Robert, Kaufmann, Ravensburg.

• Möhrli, Adrian, Kaufmann, Ravensburg.

• Mörike, Oberzollinspektor, Friedrichshafen.

• Morhardt, Ferdinand, Kaufmann, Stuttgart, Alleestraße 4.

Freifrau v. Mühlen, Ravensburg.

Herr Müller, Monsignore, Dekan und Stadtpfarrer, Saulgau.

• Müller, Stadtschultheiß a. D., Sibirach.

• Dr. jur. Müller, Karl Otto, Oberarchivassessor am Staatsfilialarchiv, Ludwigsburg.

• Müller, Rektor, Tuttlingen.

• Müller, Roland, Fabrikant, Mochenwangen bei Ravensburg.

• Müller, J. A., Apotheker, Weingarten.

Frau Müller, Kommerzienrats Wwe., Ravensburg.

Herr Munding, Stadtschultheiß a. D., Tettmang.

• Nolte, Oberwerftemeister, Friedrichshafen.

• Nusser, Gutsbesitzer, Sonntagen bei Ravensburg.

• Ott, Kommerzienrat, Ulm

Freiherr v. Ow-Wachendorf, Hans, Staatsrat, Stuttgart, Replerstraße 5.

Herr Pfaff, Stadtpfarrer, Weingarten.

• Pfeiffer, Pfarrer, Lautlingen bei Ebingen.

• Dr. Pfeiffer, prakt. Arzt, Ravensburg.

• Pfeilsticker, Karl, Kaufmann, Isny, Oberamt Wangen.

• Pfanz, Dr. med., Ravensburg.

Frau Pomer, Rentnerin, Ravensburg.

Herr Preßmar, Oskar, Fabrikbesitzer, Friedrichshafen.

• Radspieler, Professor und Studienlehrer, Langenargen.

- Herr Raible, Landgerichtsrat, Ravensburg.
- Dr. Rall, prakt. Arzt, Ravensburg.
 - Graf Rambaldi, Hauptmann, Weingarten; z. Z. im Feld.
 - Rapp, Pfarrer, Schneegöhen bei Friedrichshafen.
 - Dr. Rauch, Kuno, Oberamtsrichter, Laupheim.
- Ravensburg, „Familienfranz“ Bibliothek.
- Ravensburg, Gewerbeschulbibliothek, städtische.
- Ravensburg, Gymnasium.
- Ravensburg, Handelskammer.
- Ravensburg, Handels- und Gewerbeverein.
- Ravensburg, Handelschulbibliothek, städtische.
- Ravensburg, Kaufmännischer Verein.
- Ravensburg, Kunst- und Altertumsverein.
- Ravensburg, Landwirtschaftliche Winterschulbibliothek.
- Ravensburg, Lehrgesellschaft des katholischen Schulinspektorats.
- Ravensburg, Mädchenrealschule.
- Ravensburg, Männervereinsbibliothek, katholische.
- Ravensburg, Museumsgeellschaft.
- Ravensburg, Naturkundeverein.
- Ravensburg, Oberrealschule.
- Ravensburg, Rabattspareverein (Kaufm. W. Wirth).
- Ravensburg, Ravenspurgia, katholischer kaufmännischer Verein.
- Ravensburg, Schulbibliothek der katholischen Volksschule.
- Ravensburg, Schulbibliothek der evangelischen Volksschule.
- Ravensburg, Stadtgemeinde.
- Ravensburg, Verkehrsverein.
- Herr Rehm, Landrichter, Ravensburg.
- Reich, Stadtschultheiß, Weingarten.
 - Reichert, Stadttierarzt, Friedrichshafen, z. Z. im Feld.
 - Dr. jur. Reichert, Fel., Postinspektor, Friedrichshafen.
 - Reichle, Oberbürgermeister, Ravensburg.
 - Dr. med. Rudolf Reichle, Ravensburg, z. Z. im Feld.
 - Reichle Karl, Zahnarzt, Ravensburg, Feldzahnarzt, z. Zt. im Feld.
 - Reichle, Paul, Schreinermeister, Friedrichshafen.
 - Reichold, Oberstleutnant, Ravensburg.
 - Dr. Reinhardt, Pfarrer, Munderlingen, Oberamt Ehingen, z. Zt. Feldgeistlicher.
 - Red, Hugo, Architekt Stuttgart, Schloßstr.
 - Regenbogen, Otto, Hauptlehrer, Hemigkofen-Konnenbach.
 - Rembold, Rechtsanwalt, Ravensburg.
 - Dr. med. Renz, prakt. Arzt, Ravensburg.
 - Rettenmeier, Kaufmann, Stadtrat, Friedrichshafen.
 - Rettinger, Oberrealschulrektor a. D., Ravensburg.
 - Rieber, Stadtpfarrer, Ulm.
 - Riehm, Oberrealschulprofessor, Ravensburg.
 - Rieger, Leonz, Diplom-Ingenieur, Friedrichshafen.
 - v. Riß, Ernst, Zahntechniker, Friedrichshafen.
 - Dr. med. Röcker, Augenarzt, Ravensburg, Oberstabsarzt d. R.
 - Rösch, Georg, Weinhandlung, Ravensburg.
 - Röllmann, Fregattenkapitän und Dampfschiffahrtsinspektor, Friedrichshafen, z. Z. im Feld.
 - Dr. v. Rom, Landrichter, Ravensburg.
 - Rößnecht, Otto, Strandhotel, Langenargen.
- Freisiger Dr. v. Ruepprecht, Otto, Staatsanwalt, Stuttgart, Olgastraße 127.
- Herr Ruile, Brauereidirektor, Ravensburg.
- Ruther, Franz, Kaufmann, Weingarten.

- Herr Sautter, Schultheiß, Hirschlatt bei Lettnang.
- Schab, Adolf, Fabrikant, Tuttlingen.
 - Schab, Julius, Kaufmann, Tuttlingen.
 - Schall, Oberförster, Lettnang.
 - Scheerer, Chr., Fabrikdirektor, Tuttlingen.
 - Scheerer, Wilhelm, Direktor, Tuttlingen.
 - Scheerer, Oberbürgermeister, Tuttlingen.
 - Schick, Finanzoberkontrolleur, Friedrichshafen.
 - Schiller, Gottfried, Kunst- und Kirchenmaler, Ravensburg.
 - Schirmer, Reg. Baumeister, Oberamtsbaumeister, Ravensburg.
 - Schlichting, Geschäftsführer am Motorenbau Friedrichshafen.
 - Schmid, Redakteur, Ravensburg, 3. Zt. im Felde.
 - Schmid, Forstmeister, Wolfegg.
 - Dr. A. Schmidt, Professor a. D., Geheimer Rat, Stuttgart.
 - Dr. M. Schmidt, Landesgeologe, Stuttgart, Büchsenstraße 56; 3. Zt. im Felde.
 - Schnell, Theodor, Kunst-Bildhauer, Ravensburg.
 - Schneiderhan, Schulrat, Ravensburg.
 - Schnitzer, Hauptlehrer, Waldburg bei Ravensburg.
 - Schobinger, Oberlehrer, Ochsenhausen bei Vöberach.
 - Schobinger, Othmar, Rentner, Stuttgart.
 - Schöllhorn, Ferdinand, Friedrichshafen.
 - Schöllhorn, Robert, Hotelbesitzer zum „Lamm“, Friedrichshafen.
 - Dr. jur. Schorpp, Rechtsanwalt, Ravensburg.
 - Dr. Schöttle, Postrat a. D., Tübingen.
 - Schreitmüller, Oberpräzeptor, Friedrichshafen.
 - Schumacher, Oberreallehrer, Friedrichshafen.
 - Schuler, Wilhelm, Brauereidirektor, Ravensburg.
- Schussenried, k. Heil- und Pflegeanstalt.
- Herr Schwarz, Kommerzienrat, Ravensburg.
- Schwarz, Ed., Buchbinderei und Buchdruckerei, Friedrichshafen.
 - Schwarz, Oberamtsrichter, Waldburg.
 - Schwarzkopf, R., Hofspediteur, Friedrichshafen.
- „Schwarzwälder Bote“, Redaktion, Oberndorf am Neckar.
- Herr Sedelmayer, Fabrikdirektor, Weißenau bei Ravensburg
- Semm, Redakteur des Amtsblattes für den Oberamtsbezirk Lettnang.
 - Dr. Siebeck, Paul, Verlagsbuchhändler, Tübingen.
 - Sieber, Oberpostsekretär, Friedrichshafen.
 - Dr. Souhlay, Oberstaatsanwalt, Ravensburg.
 - Speidel, Gustav, Fabrikant, Wangen im Allgäu.
 - Speth, Emil, Kaufmann, Lettnang.
 - Dr. Spohn, Gz., Fabrikdirektor, Blaubeuren.
 - Spohn, Julius, Geheimer Kommerzienrat, Neckarjülm.
 - Sprinz, Franz, Drogist, Friedrichshafen.
 - Stapf, Baurat a. D., Ravensburg.
 - Start, Bahnhofinspektor, Friedrichshafen.
 - v. Stein, Generalmajor, Stuttgart.
 - Dr. Steinhäuser, Nikolaus, Stadtpfarrer, Friedrichshafen.
 - Sterkel, Otto, Kühlanlagenfabrikant, Ravensburg.
 - Sterkel, Wilhelm, Fabrikant, Ravensburg.
 - Stiefenhöfer, Regierungsrat, Ravensburg.
 - Stiegele, Pfarrer, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Untermarchtal.
 - Dr. med. Stiegele, Geheimer Hofrat, Stuttgart (Sommer in Reichenau am Untersee).
 - Stitz, Gustav, Diplom. Ingenieur, Friedrichshafen.
 - Stockmayer, Forstamtmann, Tuttlingen.

Herr Stoß, Hugo, Fabrikant, Weingarten.

- Straub, Gymnasialprofessor, Ravensburg.
- Straub, Hauptlehrer, Friedrichshafen.
- Strohm, Oberlehrer, Tuttlingen.
- Ströhmfeld, Gustav, Rechnungsrat, Stuttgart, Reinsburgstraße 195.
- Stumpf, Landrichter, Ravensburg.

Stuttgart, Hochschule, Technische.

Stuttgart, Leseverein, katholischer.

Frau v. Tafel, Majorswitwe, Emmelweiler bei Ravensburg.

Herr Dr. Teichert, Kurt, Direktor der Käseerei-Versuchs- und Lehranstalt Wangen im Allgäu.
Tettmang, Stadtgemeinde.

Herr Teufel, Baumeister, Tuttlingen.

- Thier, Eduard, Fabrikdirektor, Friedrichshafen.
- Thommel, August, Senior, Rentner, Ravensburg.
- Trenkle, Stadtschultheiß, Wangen (im Allgäu).

Tübingen, Schwäbischer Albverein, zuhnden des Herrn Professor Nägele.

Tübingen, Universitätsbibliothek.

Tuttlingen, Stadtgemeinde.

Herr Uhl, Adolf, Fabrikdirektor, Ravensburg.

- Uhlend, Ernst, Bevollmächtigter Seiner Erzellenz des Grafen F. von Zeppelin, Friedrichshafen.
- Ulrich, Aubert, Buchdruckereibesitzer („Oberchwäbische Volkszeitung“), Ravensburg.
- Umrath, Oberförster, Friedrichshafen.
- Vetter, Ludwig, Justizassessor am Luftschiffbau Zeppelin, Friedrichshafen.
- Völter, Oberstaatsanwalt, Stuttgart.
- Dr. Vogel, Emil, Friedrichshafen, Zeppelinstr. 9.
- Vogel, Schultheiß, Großenisingen bei Göppingen.
- Vollmar, Rechnungsrat, Ulm, östl. Münsterplatz.
- Volz, Hauptmann a. D., Weingarten.
- Wachter, Karl, Fabrikdirektor, Weingarten.
- Wagner, Fritz, Zivilingenieur, Ravensburg.
- Walz, Forstamtmann, Ravensburg.

Wangen (im Allgäu), Schulbibliothek der katholischen Volksschule.

Wangen (im Allgäu), Stadtgemeinde.

Herr Weiger, Domänenndirektor a. D., Ravensburg.

Weingarten, Museums-Gesellschaft.

Weingarten, Schulbibliothek der katholischen Volksschule.

Weingarten, Schulbibliothek der evangelischen Volksschule.

Weingarten, Stadtgemeinde.

Weißenu, f. Heilanstalt.

Herr Weiß, Adolf, Privat, Tuttlingen.

Herren Gebrüder Wiedemann, K. Postlieferanten, Wangen im Allgäu.

Herr Wiedemann, Hauptmann, Weingarten.

- v. Wider, Landgerichtsrat, Ravensburg.
- Widmaier, Pfarrer, St. Christina bei Ravensburg.
- Wiggerhauser, Stadtpfarrverweser, Böblingen.
- Wilke, f. Major, Friedrichshafen.
- Winz, Theodor, Direktor am Luftschiffbau Zeppelin, Friedrichshafen.
- Wirth, Wilhelm, Kaufmann in Firma Sommer, Ravensburg.
- Withum, Hotel und Pension „Schiff“, Kressbronn am Bodensee.
- Witzigmann, Gutbesitzer, Loderhof bei Tettmang.
- Wörle, Rechtsanwalt, Ravensburg.
- Dr. med. Wörz, prakt. Arzt, Ravensburg.
- Wollenack, Pfarrer, Obertheuringen bei Tettmang.
- Zauser, Peter Paul, Oberamtswegmeister, Wangen im Allgäu.

- Herr Zeller, Pfarrer, Brochenzell bei Lettnang.
 • Dr. med. Zengerle, prakt. Arzt, Ravensburg.
 • Zimmermann, August, Bauwerkmeister, Ravensburg, 3. Zt. im Feld.
 • Dr. Zisterer, Pfarrer, Criskirch am Bodensee.
 • Zitrell, Buchdruckerei zum „Gutenberg“, Ravensburg, 3. Zt. im Feld.
 • Dr. Zwiessle, Professor, Stuttgart, Albertstraße 1 B.

Anzahl der Mitglieder.

Stand am 31. Dezember 1916.

Fürstliche Mitglieder	20	Mitglieder
Ehrenmitglieder	4	„
Städte und Gemeinden	27	„
Baden	198	„
Bayern	122	„
Deutsches Reich (übriges)	32	„
Italien	1	„
Amerika (Vereinigte Staaten)	2	„
Österreich-Ungarn	48	„
Schweiz	64	„
Württemberg	375	„
Zusammen	893	Mitglieder
im vorjährigen Verzeichnis	826	„
somit Zuwachs	67	Mitglieder.

Friedrichshafen, Oktober 1917.

F. Kuhn.



Darstellung des Rechnungsergebnisses für das Rechnungsjahr 1916.

I. Einnahmen.

A. Reste.	Mk. Pfg.
Kassenvortrag aus 1915	1 584. 88

B. Laufendes.

1. Bei Neuaufnahmen von Mitgliedern: Ersatz für lauf. Beiträge, Vereinszeichen, Porti usw.	111. —
2. Erlös aus dem Verkauf älterer Vereinschriften	17. 70
3. Verkauf im Kommissionsverlag bei Joh. Th. Stettner, Lindau	90. 80
4. Erlös aus Vereinsabzeichen	— . —
5. Mietebeitrag durch S. M. den König von Württemberg	500. —
6. Inkasso des Jahresbeitrages inkl. der laufenden Beiträge der Gemeinden	3 528. 06
7. Erlös aus Eintrittsgeldern der Sammlungen	371. 70
8. Gutschrift an Bankzinsen	74. 65
9. Ersätze	1. —

C. Besondere Beiträge.

Erhöhte Beiträge fürstlicher Mitglieder, ferner Beiträge der württembergischen, bayrischen und badischen Staatsregierungen, der Oberamtspflege Lettnang, zuzüglich besonderer freiwilliger Gaben, insgesamt	1 355. —	6 049. 91
Summe der Einnahmen	7 634. 79	

II. Ausgaben.

A. Reste.

Keine.

B. Laufendes.

1. Beiträge an Vereine	52. 05
2. Laufende Ausgaben für die Sammlung inkl. Neuwerbungen	100. 05
3. Auslagen und Neuanschaffungen für die Bibliothek	230. 85
4. Mietkosten der Vereinslokale, Pacht an die Stadt Friedrichshafen	500. —
5. Laufende kleinere Ausgaben (insgemein)	146. 55
6. Kosten der Hauptversammlung	— . —
7. Herstellungskosten des 45. Vereinsheftes	3 676. 95
8. Autorenhonoreare für das 45. Heft	486. 35
Übertrag	5 192. 80

	M.	Pfg.
	Vortrag	5 192. 80
9. Expedition des 45. Heftes		298. 29
10. Auslagen im Schriftenaustausch		29. 55
11. Vergütung an das Personal		185. —
12. Entlohnung des Museumsdieners inkl. Kranken-Versicherung		162. 73
13. Laufende Spejen und Pforti der Verwaltung		173. 72
14. Ersätze		52. —
15. Anwesenheitsgelber für die Vorstandssitzungen		105. —

C. Außerordentliches.

1. Gabe an die Landesammlung anlässlich des 25. Regierungsjubiläums S. M. des Königs von Württemberg	200. —
2. Amortisation und Verzinsung der Schuld an Kommerzienrat Brym in Konstanz (5. Rate)	500. —
Summe der Ausgaben	<u>6 899. 09</u>

Gegenüberstellung.

Summe der Einnahmen	7 634. 79
Summe der Ausgaben	<u>6 899. 09</u>
Rechnungs-Überschuß am 31. Dezember 1916	<u>735. 70</u>

Geldvermögensstand am 31. Dezember 1916.

Gegenüberstellung.

Aktiva:

Vorgenannter Rechnungs-Überschuß pro 31. Dezember 1916	735. 70
--	---------

Passiva:

Verpflichtung an Kommerzienrat Brym, Konstanz, Amortisation und Verzinsung des Restes des gegebenen Darlehens	927. 14
Passiva am 31. Dezember 1916	<u>191. 44</u>

Da während der Drucklegung dieses Heftes die vorerwähnte Schuld von M. 927. 14 dem Verein durch Frau Kommerzienrat Gustav Brym Witwe, in Konstanz, in dankenswerter Weise erlassen worden ist (siehe Vorbericht), so wandeln sich die vermerkten Passiva wieder in Mark 735. 70 Aktiva.

Friedrichshafen, August 1917.

Carl Breunlin, Vereinskassier.

Vorstehende Rechnung wurde durch Oberbürgermeister Reichle geprüft, in der Ausschusssitzung vom 18. Oktober 1917 verhört, ohne Erinnerung anerkannt und dem Rechner, unter Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung durch die nächste Generalversammlung, Entlastung erteilt.

Schriften-Austausch.

Mit nachstehenden Vereinen und Behörden usw. steht unser Verein im Schriftenaustausch. Seit Erscheinen des letzten Vereinsheftes sind uns die nachstehend verzeichneten Veröffentlichungen zugekommen. Für die freundliche Übersendung derselben stellen wir hiermit unsern besten Dank ab und bitten, den Schriftenaustausch auch künftig fortzusetzen. Gleichzeitig ersuchen wir, nachfolgendes Verzeichnis als Empfangsbestätigung entgegenzunehmen.

Sendungen für die Bibliothek wollen direkt durch die Post, franko, an die **Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in Friedrichshafen** am Bodensee, Württemberg, gerichtet werden.

- Aachen. Aachener Geschichtsverein. Zeitschrift, 38. Bd., 1916.
- Aarau. Historische Gesellschaft des Kantons Argau. Taschenbuch für das Jahr 1916.
- Augsburg. Historischer Verein für Schwaben und Neuburg, Zeitschrift, 42. Jahrgang 1916, 43. Jahrgang 1917.
- Bamberg. Historischer Verein für Oberfranken. 73. und 74. Bericht und Jahrbuch 1915/16.
- Basel. Historische und antiquarische Gesellschaft.
- Berlin I. Der „Herold“, Verein für Heraldik und Genealogie. Der Deutsche Herold, 47. Band; Vierteljahrschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde; 44. Band 1917.
- II. Gesamtarchiv der deutschen Juden. Mitteilungen des Gesamtarchivs.
- III. Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Korrespondenzblatt, Jahrgang 1916, 9.—12. Heft, 1917, 1.—9. Heft.
- IV. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. 29. Band 1916, 2. Hälfte.
- Bern I. Eidgenössische Zentralbibliothek.
- II. Historischer Verein des Kantons Bern. Archiv.
- III. Schweizerische Landeshydrographie. Mitteilungen der Abteilung für Wasserwirtschaft Nr. 9, 1916.
- Bonn a. Rh. Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande. Bericht der Provinzialkommission für Denkmalspflege. Heft Nr. 123.
- Bregenz I. K. k. Staatsgymnasium.
- II. Vorarlberger Museumsverein. Archiv für Landeskunde, 12. Jahrgang 1916. 3. u. 4. Heft.
- Breslau I. Schlesiische Gesellschaft für vaterländische Kultur. 93. Jahresbericht 1915. I. und 2. Band.
- II. Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens. 1. Corey Diplomatus Silesiae. Nr. 28 Die Inventare der nicht staatlichen Archive Schlesiens. II. Teil, Kreis und Stadt Glogau 1915. 2. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Nr. 21. Schlesien und der Orient von Heinrich Wendt; Nr. 22. Der Widerstand Breslaus gegen Georg von Podiebrad. 3. Zeitschrift des Vereins. 50. Band 1916.
- II. Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens. 1) Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. 20. Band. Hundert Jahre schlesischer Agrargeschichte von Johannes Zickursch. 2) Zeitschrift des Vereins, 50. Band 1916. 3) Codex Diplomaticus Silesiae, Band 28.
- Brünn. Deutscher Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens. Zeitschrift, 21. Jahrgang 1917.
- Chur. Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden. Jahresbericht, 46. Band 1916.

- Darmstadt. Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen. 1) Archiv für Hessische Geschichte, XI. Band 1915. 2) Quartalsblätter des historischen Vereins. 6. Band, Nr. 1—4, 1916.
- Dillingen. Historischer Verein. Jahresbericht Nr. 28 von 1915, Nr. 29 von 1916.
- Donauessingen I. Fürstlich von Fürstenbergisches Hauptarchiv.
- II. Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzender Landesteile.
- Dorpat. Gelehrte Estnische Gesellschaft.
- Dresden. Königlich sächsischer Altertumsverein. Neues Archiv für sächsische Geschichte, 37. Bd. 1916.
- Elberfeld. Bergischer Geschichtsverein. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins.
- Ellwangen a. J. Geschichts- und Altertumsverein. Ellwanger Jahrbuch 1915/1916.
- Erfurt. Verein für Geschichte und Altertumskunde. Mitteilungen, 37. Band 1916, 38. Band 1917
- Feldkirch. Vereinigte Staatsmittelschulen. 62. Jahresbericht. (1916—1917).
- Frankfurt a. M. Verein für Geschichte und Altertumskunde.
- Frauenfeld. Historischer Verein des Kantons Thurgau. Thurgauische Beiträge, 56. Heft 1916. Thurgauisches Urkundenbuch, II. Bd., 5. Heft. 1246—1250, v. Fr. Schaltegger.
- Freiberg (Sachsen). Freiburger Altertumsverein. Mitteilungen. 51. Band 1916.
- Freiburg i. Br. I. Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Volkskunde, Geschichte, Kunst und Sprache.
- II. Breisgauverein „Schau ins Land.“ Schau ins Land, 43. Jahrgang 1916.
- III. Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg i. Br. und den angrenzenden Landschaften. Zeitschrift, 32. Band 1917.
- IV. Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg i. Br. Freiburger Diözesan-Archiv, Neue Folge, 17. Band 1916 (der ganzen Reihe 44. Band).
- Freiburg (Schweiz). Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg. Freiburger Geschichtsblätter.
- Friedrichshafen a. B. Drachenstation. Ergebnisse der Arbeiten der Drachenstation, Jahrg. 1916.
- Fulda. Fuldaer Geschichtsverein. Fuldaer Geschichtsblätter.
- Genf I. Institut National Genevois.
- II. Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève.
- Glarus. Historischer Verein des Kantons Glarus.
- Graz. Historischer Verein für Steiermark. Steyrische Zeitschrift für Geschichte. 15. Jahrgang 1917.
- Greifswald. Rügisch-pommerischer Geschichtsverein. Pommerische Jahrbücher, 17. Band 1916.
- Hall (Schwäbisch). Historischer Verein für das württembergische Franken.
- Halle a. S. Thüringisch-Sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale, Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst. VI. Band, 1. und 2. Heft 1916.
- Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte. Zeitschrift, 21. Jahrgang 1916; Mitteilungen 36. Jahrgang 1917.
- Hannover. Historischer Verein für Niedersachsen.
- Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein. Neue Heidelberger Jahrbücher.
- Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
- Jena. Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
- Innsbruck I. Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg.
- II. Kaiserlich königliches Statthalterarchiv. Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs. XIII. Jahrgang 2.—4. Heft; XIV. Jahrgang 1.—2. Heft.
- Karlsruhe (Baden) I. Badische historische Kommission. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band 32, Heft 1 und 2.
- II. Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie. Niederschlagsbeobachtungen; Jahresbericht 1915.
- Kassel I. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Zeitschrift, 40. Band 1917. Mitteilungen, Jahrgang 1915/1916.
- II. Verein für Naturkunde.
- Kaufbeuren. Verein „Heimat.“ Verein zur Förderung der Heimatkunde. Kunst und Sitte in Bayern. Deutsche Gaue, XVII. Band 1916.

- Kempten. Historischer Verein zur Förderung der gesamten Heimatkunde des Allgäu. Allgäuer Geschichtsfreund.
- Kiel. R. Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Zeitschrift, 46. Bd. 1916; Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins.
- Köln a. Rh. Historischer Verein für den Niederrhein. Annalen 98. und 99. Band 1916; 100. Band 1917.
- Landshut. Historischer Verein für Niederbayern. Verhandlungen, 52. Jahrgang 1916.
- Lauringen. Altertumsverein.
- Linz. Museum Francisco-Carolinum. 75. Jahresbericht 1917.
- Lübeck. Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Zeitschrift.
- Luzern. Historischer Verein der fünf Orte: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Geschichtsfreund, 71. Band 1916.
- Magdeburg. Verein für Geschichte und Altertumskunde des Herzogtums und des Erzstiftes Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Systematisches Inhaltsverzeichnis zu Band 1—50.
- Mainz. Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer. Zeitschrift.
- Mannheim Mannheimer Altertumsverein. Mannheimer Geschichtsblätter, 17. Jahrgang 1916, Nr. 11 und 12, 18. Jahrgang 1917, Nr. 1—8.
- Mühlhausen (Thüringen). Mühlhauser Altertumsverein. Mühlhauser Geschichtsblätter.
- München I. Bibliothek der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften. Sitzungsberichte Jahrgang 1916, Heft 1—5.
- II. Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 47. Jahrgang 1916, Heft 7—12. 48. Jahrgang, Heft 1—6.
 - III. Deutscher und österreichischer Alpenverein. Zeitschrift, 47. Jahrgang 1916.
 - IV. Geographische Gesellschaft. Mitteilungen, 11. Bd. 1916, Heft 2, 12. Bd., Heft 1.
 - V. Historischer Verein für Oberbayern. Altbayerische Monatschrift, 13. Jahrgang 1915/16, Heft 3; 14. Jahrgang 1917, Heft 1. Oberbayerisches Archiv, 61. Jahrgang 1917.
 - VI. Königlich bayrisches Kriegsarchiv. Darstellungen aus der bayrischen Kriegs- und Heeresgeschichte.
 - VII. Münchener Altertumsverein.
- Neuburg a. D. Historischer Filialverein. Neuburger Kollektaneenblatt, 75. und 76. Jahrgang.
- Nürnberg I. Germanisches Museum. Kriegsgabe mit dem Jahresbericht für 1915 dargeboten.
- II. Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. Mitteilungen.
- Offenburg. Historischer Verein für Mittelbaden. Die Ortenau. Mitteilungen des historischen Vereins für Mittelbaden.
- Prag. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Mitteilungen.
- Regensburg. Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg. Verhandlungen. 66. Bd. 1916.
- Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.
- Salzburg. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Mitteilungen, 56. Vereinsjahr 1916.
- St. Gallen. Historischer Verein des Kantons St. Gallen.
- Schaffhausen. Historisch-antiquarischer Verein. Mitteilungen aus dem Schaffhauser Stadtarchiv.
- Schwerin. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Jahrbücher und Jahresberichte.
- Sigmaringen. Verein für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern. Mitteilungen, 50. Band. (1916—1917.)
- Speier. Historischer Verein der Pfalz. Mitteilungen, 36. Band 1916.
- Stettin. Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. Baltische Studien, XX. Band, 1917.
- Strasburg (Elsas). Historisch-literarischer Zweigverein des Vogesenklubs. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsas-Lothringens. 32. Jahrgang 1916.
- Stuttgart I. Königliches Geheimeres Haus- und Staatsarchiv.
- II. Königliches Württembergisches Statistisches Landesamt. 1) Württembergische Jahrbücher. 2) Deutsches Meteorologisches Jahrbuch. 3) Nachrichten von der Erdbebenwarte Hohenheim.

- Stuttgart III. Württembergischer Anthropologischer Verein. Fundberichte aus Schwaben. XXII. — XXIV. Jahrgang, 1914—1916.
- IV. Württembergische Kommission für Landesgeschichte. Württembergische Vierteljahrshefte 26. Jahrgang, Band 1 und 2.
- V. Württembergischer Verein für vaterländische Naturkunde.
- Ulm a. D. Verein für Kunst und Altertum.
- Baduz. Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein. 16. Band des Jahrbuches 1916.
- Washington. Smithsonian Institution. Smithsonian Report 1915.
- Werningerode. Harzverein für Geschichte und Altertumskunde. 48. Jahrgang, Heft 1—4 1915.
- Wien I. Altertumsverein. Berichte und Mitteilungen. 49. Band 1916. Monatsblatt, 33. Jahrgang 1916.
- II. Kaiserlich königlich heraldische Gesellschaft „Adler.“ Monatsblatt, VII. Band, Nr. 430 bis 440.
- III. Verein der Geographen an der Universität Wien.
- IV. Verein für Landeskunde von Niederösterreich. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. Topographie von Niederösterreich.
- Wiesbaden. Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Annalen 43. Band, 1914 und 1915. Nassauische Heimatsblätter 18. Jahrgang 1—4, 19. Jahrgang 1—4.
- Wintertthur. Stadtbibliothek. Mitteilungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft. 11. Jahrgang 1915 und 1916.
- Worms. Wormser Altertumsverein.
- Würzburg. Historischer Verein für Unterfranken und Schaffenburg. Archiv.
- Zürich I Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz. Archiv, 42. Band 1917.
- II. Antiquarische Gesellschaft (kantonale Gesellschaft für Geschichts- und Altertumskunde). Mitteilungen, Heft 81. Die Mörzburg von C. Hauser. Zürich 1917.
- III. Schweizerisches Landesmuseum. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, 19. Band 1917; 25. Jahresbericht 1916.
- IV. Schweizerische meteorologische Zentralanstalt. Annalen, 52. Jahrgang 1915.
- Friedrichshafen a. B.,** September 1917.

Bereinsbibliothekar: F. Kuhn.

Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

- Von Herrn Pfarrer Bertle in Sigmarszell: Blumen auf das Grab des Hochgeborenen Herrn Leopold Reichs-Erbtruchessen Erbgrafen zu Zeil, Wurzach und Rißleck etc. etc., Freiherrn zu Waldburg. Bregenz 1800.
- Vom Bild- und Filmamt in Berlin: Zerstörte Kunstdenkmäler an der Westfront. Berlin 1917.
- Vom Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen a. B.: Rede am Tage der Grablegung des Grafen Zeppelin, gehalten von seinem Generaldirektor (Colsmann) mit einem Bildnis des Grafen Zeppelin von A. Cäener.
- Vom Nordostschweizerischen Verband für Schifffahrt Rhein-Bodensee: Verbandschrift Nr. 30: Jahrbuch für das Jahr 1916.
- Von Herrn Hofrat Dr. Chr. Roder in Überlingen: Ehemalige Passionsspiele zu Billingen von Dr. Chr. Roder, Sonderabdruck aus dem Freiburger Diözesanarchiv. 17. Band 1916.
- Von Herrn Oberrealschuldirektor Schmidle in Konstanz: 1. Entstehung und Entwicklung der evang. Diözese Konstanz. 2. Aus der Geschichte der evang. Gemeinde Konstanz, beide von H. Kaiser, Stadtpfarrer a. D. in Konstanz.
- Von Herrn Uhländ, Generalbevollmächtigter weiland Sr. Erz. des Grafen Zeppelin, Friedrichshafen a. B. Rede bei der Beisetzungsfeier des Grafen Zeppelin auf dem Pragfriedhof in Stuttgart am 12. März 1917 von Hofprediger Dr. Hoffmann, Stuttgart.
- Von Herrn Dr. Rudolf Zaunick in Dresden: Das älteste Fischbüchlein vom Jahre 1498. Von Dr. Rudolf Zaunick, Berlin 1916.

Für diese freundlichen Geschenke sei den Spendern hiemit herzlich gedankt mit der höflichen Bitte um fernere geeignete Zuwendungen.

Friedrichshafen, im September 1917.

Der Vereinsbibliothekar: F. Kuhn.

Erwerbungen für die Bibliothek.

a. Durch Kauf.

- Das Bodensee-Jahrbuch 1917. Ein Buch für Land und Leute. 4. Jahrgang, Konstanz 1917.
- Dr. Bruns W., Württemberg unter der Regierung König Wilhelm II., Stuttgart 1916.
- Crusius, M., Annales Suevici, sive Chronica rerum Gestarum antiquissimae et incolytiae Suevicae gentis. Frankfurt a. M., 1595/96., drei Teile in einem Band.
- Dr. Endriß, K. 1) Im Luftschiff über Frankfurt a. M. und Umgebung, Gybs Delagführer, Stuttgart 1912. 2) Im Luftschiff über dem Badener Land, Gybs Delagführer, Stuttgart 1913.
- Fischer, Hermann, Schwäbisches Wörterbuch. Auf Grund der von Abalbert von Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des württembergischen Staates bearbeitet. 51—54 Bfg. (Kumpf-Scheuer) Tübingen 1916.
- Kirchhoff, Arthur. Die Erschließung des Luftmeers. Luftschiffahrt und Flugtechnik in ihrer heutigen Entwicklung und ihrem heutigen Stande. Leipzig 1912.
- Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Ergänzungsatlas, Lieferung 33—35; 67—69 Bfg. des Gesamtwerkes. Stuttgart/Esslingen 1916.
- Mayer G., Graf Zeppelin und seine „Zeppeline“. Stuttgart 1916. Deutsche Jugendbücherei zur Pflege der Vaterlandsliebe, Bd. 33.
- Neumann, G. P. „Flugzeuge“, Volksbücher der Technik mit 43 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. Leipzig 1916.
- Otto, F. Die fliegenden Pioniere. München 1915.
- Prill, Otto. Die Fehler des starren Systems und die lenkbaren Luftschiffe der Zukunft. Eine öffentliche Aussprache mit dem Grafen von Zeppelin, Hamburg 1908.
- Dr. Saager, A., Zeppelin, Der Mensch. Der Kämpfer. Der Sieger. Stuttgart 1915.
- Schönhuth, Othmar, Seerosen, Sammlung von Liedern, Sagen und Geschichten des Bodensees und seiner Umgebung. Konstanz 1853.
- Treutsch von Butlar-Brandensfels. Im Marine-Luftschiff gegen England! Eckart Verlag Berlin 1917.
- Dr. Weiß, Karl, Hohentwiel und Etkehard in Geschichte, Sage und Dichtung. St. Gallen und Leipzig 1901.
- Zeppelin-Sondernummer der Leipziger Illustrierten Zeitung aus Anlaß des Todes des Grafen Zeppelin am 8. März 1917. Leipzig 1917.
- Z. 181. Im Zeppelin gegen Butarest. Von dem Ersten Offizier eines Z. Luftschiffes. Berlin 1916.
- Zeppeline über England von: Verlag Ullstein, Berlin 1916.

b. Durch Tausch.

- Vom Historischen Verein des Kantons Thurgau in Frauenfeld. Thurgauisches Urkundenbuch, II. Band, 5. Heft, 1246—1250. Herausgegeben von Fr. Schaltegger. Frauenfeld 1917.

Friedrichshafen a. B., im September 1917.

Der Vereinsbibliothekar: F. Kuhn.

Schenkungen an das Vereins-Museum.

- Aus dem Nachlaß des Grafen von Zeppelin in Friedrichshafen a. B. Eine topographische Reliefkarte des badischen Bodenseegebietes. 1 : 50 000. Gef. von Reliefkarteninstitut Moll in Freiburg i. Br.
- Von Herrn Chr. Allmendinger in Göppingen. Sechs Versteinerungen aus dem schwäbischen Jura: *Helix sylvana*, *Planorbis cornu* (Tertiär), *Turitella turris* (Tertiär) *Ammonites Lytense* Lias E., *Argulojafalt* mit Asphalt getränkt. Stielglieder von *Eucrinus litiformis* (Muscheltaff).
- Von Herrn Figulister in Friedrichshafen a. B. eine eiserne Kanonenkugel.
- Von Herrn Portier Schwarz in Friedrichshafen a. B. eine alte Milchgußel aus Ton.
- Von Frau Landgerichtsrat Raible in Ravensburg eine lederne Geldbörse von 1817 und ein Schrotbeutel aus Hirschleder.
- Von Herrn Direktor Wolff in Friedrichshafen a. B. (Aus dem Nachlaß seines gefallenen Sohnes, Hauptmann Wolff, Kommandant eines Z. Luftschiffes). Ein Propellerflügel von Z. 38 mit Aufzeichnung der Fahrten über England. Ein Steuerrad, ein Kompaßgradient, ein Teil einer Fliegerbombe und Konstruktionsteile eines Schütte-Lanzluftschiffes.



Erwerbungen für das Vereinsmuseum.

- Ein alter Stich von Wölfl: Das königliche Schloß mit dem ersten Dampfschiff „Wilhelm“ im Vordergrunde (ca. 1830).
- Ein Album mit 12 Lithographien von Emminger. (Ansichten von Bodenseestädten).

Friedrichshafen a. B., September 1917.

F. Kuhn.



Verzeichnis der Versammlungen

des

Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.

1.	Versammlung in Friedrichshafen	am 19. Oktober	1868
2.	" " Lindau	" 13. September	1869
(Im Jahre 1870 fand wegen des deutsch-französischen Krieges keine Versammlung statt.)			
3.	Versammlung in Konstanz	am 3. und 4. September	1871
4.	" " St. Gallen	" 29. " 30. "	1872
5.	" " Bregenz	" 14. " 15. "	1873
6.	" " Ravensburg	" 20. " 21. "	1874
7.	" " Überlingen	" 26. " 27. "	1875
8.	" " Korschach	" 24. " 25. "	1876
9.	" " Meersburg	" 2. " 3. "	1877
10.	" " Radolfzell	" 15. " 16. "	1878
11.	" " Arbon	" 14. " 15. "	1879
12.	" " Friedrichshafen	" 5. " 6. "	1880
13.	" " Lindau	" 11. " 12. "	1881
14.	" " Meersburg	" 3. " 4. "	1882
15.	" " Stein am Rhein	" 23. " 24. "	1883
(Im Jahre 1884 wurde die nach Bregenz geplante Versammlung infolge der Eröffnungsfeierlichkeiten der Arlbergbahn verschoben.)			
16.	Versammlung in Bregenz	am 13. und 14. September	1885
17.	" " Konstanz	" 12. " 13. "	1886
18.	" " St. Gallen	" 4. " 5. "	1887
19.	" " Überlingen	" 16. " 17. "	1888
20.	" " Konstanz-Reichenau	" 1. " 2. "	1889
21.	" " Bodman-Überlingen	" 31. August und 1. September	1890
22.	" " Lindau	" 16. und 17. August	1891
23.	" " Korschach	" 4. " 5. September	1892
24.	" " Friedrichshafen	" 15. " 16. Juli	1893
(Feier des 25. Stiftungsfestes.)			
25.	" " Singen-Hohentwiel	am 5. und 6. August	1894
26.	" " Konstanz	" 16. September	1895
27.	" " Bregenz	" 6. und 7. September	1896
28.	" " St. Gallen	" 18. und 19. Juli	1897
29.	" " Ravensburg	" 31. Juli und 1. August	1898
30.	" " Überlingen	" 6. und 7. August	1899
31.	" " Radolfzell	" 19. und 20. August	1900
32.	" " Lindau	" 16. September	1901
33.	" " Arbon	" 31. August und 1. September	1902
34.	" " Friedrichshafen	" 30. und 31. August	1903
35.	" " Konstanz	" 31. Juli und 1. August	1904
36.	" " Stein am Rhein	" 6. und 7. August	1905

37.	Versammlung in Bregenz	am 9. und 10. September	1906
38.	" " Schloß Heiligenberg	1. " 2. "	1907
39.	" " Weingarten	30. " 31. August	1908
	(Feier des 40. Stiftungsfestes.)		
40.	" " Lindau	am 5. und 6. September	1909
41.	" " Ravensburg	25. " 26. "	1910
42.	" " St. Gallen	3. " 4. "	1911
	(In Verbindung mit der Gesellschaft für Erhaltung schweizerischer Kunstwerke.)		
43 a.	Festversammlung in Friedrichshafen	am 8. Juli	1912
	(Zur feierlichen Eröffnung des Bodensee-Museums.)		
43 b.	Versammlung in Meersburg	am 16. September	1912
44.	Versammlung in Tuttlingen-Hohentwiel	31. August und 1. September	1913
	(In den Jahren 1914—1917 fand wegen des Krieges keine Versammlung statt.)		



Inhaltsverzeichnis der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.

(Fortsetzung des im 43. Heft aufgeführten Verzeichnisses von Nr. 1–42.)

- 43. Heft 1914.** Groß, Der Überfall von Tuttlingen am 24. November 1643. — Dr. Wolfart, Erinnerungen aus der Geschichte der Hohentwiel. — P. Wilh. Fox, Zur Geschichte der Reichsabtei Weihenau. — Bücheranzeigen. — Dr. Mack, Die neue Erdbebenwarte in Ravensburg. Gesamt-Inhaltsverzeichnis der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 1.–42. Heft. — Alphabetisches Autoren-, Orts- und Sachregister zu den Vereinschriften Nr. 1–42 von F. Kuhn. Preis 2 Mk.
Für Propagandazwecke vorzüglich geeignet!
- 44. Heft, 1915.** B. Winkel, Nekrolog auf Herrn Dr. med. Theodor Schmid, Bregenz. — W. Schmidle, Die Geologie der Mainau. — Dr. R. A. Weiß, Die Papiermühle in Stockach, ihre Geschichte und ihre Wasserzeichen. — Prof. J. Bösmair, Geschichte Rudolfs des letzten der alten Grafen von Bregenz (1097–1160). — Dr. G. Meyer von Knonau, Die eidgenössische Besatzung in der Reichsstadt Lindau im spanischen Erbfolgekrieg. — Dr. Barthel Heineman in Konstanz, der Freiheitsbrief Kaiser Heinrich VI. vom 24. September 1192. Ein Beitrag zur Diplomatik der Staufenzzeit. — Dr. P. Bütker, Die Freiherrn von Enne auf Grimmstein. — Dr. A. Maurer, Ulrich Imholz. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Konstanz aus der Zeit nach dem Konzil. — L. Dorfmueller, Die Geschichte der Lindauer Stadtbibliothek. — Hermann Baier, Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs am Bodensee. — Professor J. Paffrath, zum Wetterverlauf am Bodensee. — Fr. Schaltegger, Die beiden ältesten Thürbrückenbriefe. — Erdbebenwarte Ravensburg. — Bücheranzeigen. — Preis 5 Mk.
- 45. Heft 1916.** Heinrich Schüzinger, Das Lindauer Kriegswahrzeichen, mit einer Kunstbeilage und einer Abbildung. — R. Beyerle, Der älteste Name der Stadt Konstanz. — Dr. Hanns Bächtold, Die Flurnamen der schaffhauserischen Enklave Stein am Rhein. — Fr. Schaltegger, Am Hofe einer Exkönigin. Aus dem Tagebuch einer Ehrendame der Königin Hortense (mit zwei Bildnissen). — J. Munk, Schicksale aus dem Leben des Mailänder Boten. — A. Scheiwiler, Geschichte des Chorstifts St. Pelagius zu Bischofszell im Mittelalter. — Preis 6 Mk.